This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

EX LIBRIS

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Th. Sambach. del. C. Kohl sc.

Verzeihung für den, der aus dieser Schale den Tod trank.

Wienerische LANDBIBLIOTHEK

Zweyter Jahrgang

Fünfundzwanzigster Band

Wien
Bey Joh. Bapt. Wallishausser
1792.

Naubert C 15 E

Werner,

Graf von Bernburg.

Zweyter Theil.

Hohenzollern,
bey Johann Baptiſt Wallishauſſer.
1792.

PT2440
W22 W4
v.2

I.

Der goldne Thurm zu Pölda.

Hätte irgend etwas den Eindruck schwächen können, welchen die Gespräche der Gräfinn von Nordheim auf Luitgardens Gemüth machten, so wäre es der Gedanke gewesen, daß sie zum Besten ihres Stiefsohns abzielten. Daß diese Dame nicht ganz frey von Wünschen, vielleicht auch von Hoffnungen für Benno war, haben wir bereits gesehen; aber sie dachte zu edel, ihre Fürbitten zu weit zu treiben, oder dem Fräulein denjenigen, den sie gern begünstigt hatte, auf Kosten der Wahrheit zu empfehlen. Alles, was sie zu Benno's Vortheile sagen konnte, war ja nichts mehr, als daß er nicht ganz so böse, wie sein Bruder, vielleicht nicht ganz für alle Besserung verloren sey; daß er Luitgarten mit wahrer Leidenschaft verehre, und vielleicht eben durch diese von ihr für die Tugend gewonnen werden könne. Welches Mädchen wird sich gern auf solche Bedingungen ergeben! welche Tugendheldinn wird sich zu einem solchen Opfer verstehen, oder ihren Kräften die Bewirkung so großer Dinge, als die Besserung

eines ungeliebten Mannes iſt, zutrauen? Luitgard hägte mit allen guten weiblichen Seelen viel eher den Wunſch, von dem Gefährten ihrer künftigen Tage ſelbſt weiter auf dem Wege der Tugend gebracht zu werden, als ſeinen Schritten zur Leiterinn dienen zu müſſen. — Es gab der Unterhandlungen über dieſen Gegenſtand viele zwiſchen den beyden Damen, und inmittelſt kam die Zeit der Errettung heran. Die beyden Grafen von Nordheim, Siegfried ſo wohl als Benno, waren Markgraf Eckarden, der jetzt aus Italien zurück kam, entgegen gezogen, von ihm die Hand ſeiner Tochter zu erbitten. Siegfried, welcher hierin ſeinem Bruder zuvor gekommen war, erzählte den ganzen Vorgang, wie Luitgard in ihre Hände gekommen ſey, zu ſeinem Vortheile, gab Benno den nicht unverdienten Nahmen eines Räubers, und erboth ſich, dem Markgrafen alle Gelegenheit des Schloſſes, wo ſeine Tochter gefangen gehalten wurde, ſo gut zu beſchreiben, daß Luitgard ohne einen Schwertſchlag in ſeinen Händen ſeyn müßte, aus welchen er ſie dann gern als ein freywilliges Geſchenk wieder nehmen wollte, ungeachtet er ſie durch die Erleichterung ihrer Freyheit hinlänglich verdient zu haben glaubte. — Graf Benno's Vorſtellungen waren etwas vernünftiger und anſtändiger; aber der Markgraf von Meiſſen be-

antwortete beyde mit dem äußerſten Stolze. Er ließ es ſich ein wenig zu deutlich merken, daß er mit Luitgarden höhere Abſichten hatte, als ſie zu einer Gräfinn von Nordheim zu machen. Das Gefühl der Unwürdigkeit derer, mit welchen er redete, und die Verachtung, welche ihre widerrechtlichen Thaten verdienten, machten, daß er in einem Tone mit ihnen ſprach, als wenn er ſchon der Vater einer Kaiſerinn, oder ſelbſt Kaiſer geweſen wäre. Kaum nahm er ſich die Mühe, ſie ganz abzufertigen; denn eben erſchien Graf Werner mit den Leuten, die ihm die Äbtiſſinn von Quedlinburg zugegeben hatte, nähere Verfügungen zu Luitgardens Befreyung mit ihm abzureden. Werners neuer Diener, Albin, hatte hierzu bereits die vorläufigen Verhandlungen getroffen, war Urſache geweſen, daß der Markgraf ſeine Rückkunft nach Deutſchland beſchleunigt hatte, und hatte ſich überall als einen Mann erwieſen, der in verwickelten Händeln zu brauchen war; ſeine Dankbarkeit gegen den Grafen von Beruburg war grenzenlos, weil — da er ſein Leben in ſeiner Hand hatte, er ihn nicht ermordete, und ihm ſeine eigenen Anſchläge auf ſein Leben, ſeine harte Behandlung in der Gefangenſchaft, und andere Kränkungen jetzt mit guten Wohlthaten vergalt. — In der That, man ſollte glauben, niemand könne großmü-

thige Handlungen beſſer ſchätzen, als niedrige Gemüther! Der, welcher ſelbſt gewohnt iſt, edel zu verfahren, fühlt ſo etwas kaum, und hält es für alltäglich. — Die Wuth der Grafen von Nordheim über die Begegnung, die ſie hier fanden, war unglaublich. Von Markgraf Eckarden verachtet, kaum des Gehörs gewürdigt zu werden, ihren ehemahligen Gefangenen, den Grafen von Bernburg, frey, und von Luitgardens Vater väterlich bewillkommt zu ſehen, ſelbſt durch den Anblick ihres ehemahligen Knechts gekränkt zu werden, der jetzt in glänzender Rüſtung unter Werners andern Dienern einher ritt, und ſich gegen die Leute ſeiner ehemahligen Herren rühmte, daß er jetzt ſelbſt ein Herr ſey, und ſich im Dienſte der Tugend ſo wohl befände, daß er die Feſſeln des Laſters zu bereuen keine Urſache habe; all dieſe Dinge machten einen ſchrecklichen Eindruck auf das Gemüth der beyden wilden Brüder. Ihr Herz kochte Rache, und wahrſcheinlich ſchworen ſie in dieſen Stunden Eckarden jene unverſöhnliche Feindſchaft, die nur mit ſeinem Blute getilgt werden konnte. —

Sie warteten, da man ſie, wirklich zu verächtlich, im Vorhofe ſtehen ließ, nicht das Ende der Berathſchlagung ab, zu welcher ſich der Markgraf und Werner verſchloſſen hatten. Ihr Urtheil war gefällt; warum ſollten

ſie ſeine Wiederhohlung fordern, und dadurch neue Beſchämung auf ſich häufen? Sie zogen ab, und zwar vereint; denn gleiches Schickſal machte ſie wieder zu Freunden, und die Furcht vor Gegnern, welche ihnen leicht hätten zu ſtark ſeyn mögen, bewog ſie, ihre gemeinſchaftlichen Kräfte zu Vertheidigung eines Schatzes zuſammen zu ſetzen, von welchem ſie eingeſtanden, daß er ihnen nun wieder gemeinſchaftlich, oder vielmehr keinem von beyden gehörte. — Sie kehrten mit Ungeſtüm nach Pölda zurück, und ihre ſtürmiſche Wiederkunft, nebſt den lärmenden Anſtalten zur Vertheidigung des Schloſſes, ſagte den Damen, daß auch ihre Befreyer nicht weit ſeyn könnten. — Luitgard und die Gräfinn von Nordheim hatten einander geſchworen, ſich nicht zu verlaſſen, Tod und Befreyung mit einander gemein zu haben; wie hätte Luitgard ihre Mutter in den Händen ihrer grauſamen Stiefſöhne zurück laſſen können, oder wie hätte dieſe ein beſſeres Schickſal wünſchen ſollen, als Luitgard, welcher in gewiſſen zweifelhaften Fällen ſchon der Tod gedrohet war? Liebe ſolcher Menſchen, wie Siegfried und Benno, geht leicht in Blutdurſt über, und hat alle Wirkungen mit dem bitterſten Haſſe gemein. Daß Luitgard nicht lebendig in die Hände ihrer Befreyer kommen ſollte, *war ſchon beſchloſſen*, und der ro-

ſende Siegfried meinte, es ſey auf alle Fälle beſſer, daß der Gegenſtand ihrer unſeligen Leidenſchaft vernichtet werde, als noch ferner die Urſache ewigen Zwiſts unter ihnen bleibe; eine entſetzliche Äußerung, welcher Benno nicht beypflichtete: bey ihm war Luitgardens Tod nur auf einen, und bey Siegfrieden auf alle Fälle beſchloſſen. Sie gaben beyde zu Erreichung ihrer Abſichten geheime Befehle, die ſchon dadurch, daß ſie widerſprechend waren, einander vernichten mußten, und zu deren Ausführung ohne dieß niemand Luſt hatte, da alle Bewohner des ganzen Schloſſes das Fräulein anbetheten, und die Gräfinn von Nordheim liebten und bedauerten. — Die Anſtalten der Grafen von Nordheim zu Vertheidigung ihres Schloſſes waren nicht vergeblich geweſen; denn wenig Tage nach ihrer Rückkunft vergingen, als das Thal vor der Feſte ſchon mit den Befreyern Luitgardens, die ſich in ſchimmernder Rüſtung nahten, erfüllt war. Markgraf Eckard nahm mit ſeinen Leuten, die ihm nach Italien gefolgt waren, und ihn, nach manchem daſelbſt beſtandnen Abenteuer, wieder zurück begleitet hatten, die Oberſtelle ein; zu ſeiner Rechten hielt Graf Werner mit den Reiſigen der Prinzeſſinn Mathilde, und zur Linken Graf Luther von Bernburg, Werners Vater, mit ſeinen Leuten, ein ritterlicher Haufen, nicht zu groß, zum An-

griffe eines mäßigen Bergſchloſſes gebraucht zu werden, und doch wegen der Streitbarkeit und Waffenerfahrenheit faſt eines jeglichen einzelnen Mannes zu weit größern Unternehmungen fähig, und den größten Heeren vorzuziehen. — Markgraf Eckards Italiäner, wie ſie gemeiniglich genannt wurden, machten den Kern des Kriegsvolks aus; das Volk des alten Grafen von Bernburg hatte ſich in den Kriegen wider die Obotriten manchen Siegskranz erkämpft; und was den Kloſterknechten der Äbtiſſinn von Quedlinburg an Stärke und Erfahrenheit abging, das erſetzte ihr guter Wille, und der Heldenmuth ihres jungen Anführers. — Man ſah den fürchterlichen Heerszug von den Zinnen der Burg, und machte alle Vorkehrungen, die zu den damahligen Zeiten in ſolchen Fällen gewöhnlich waren. — Zuletzt nach allen brachte man Luitgarden und ihre jetzt unzertrennliche Gefährtinn, die Gräfinn von Nordheim, aus ihren bisherigen Zimmern in einen Theil des Schloſſes, der wenigſtens der erſten noch ganz unbekannt war; ein hohes Gemach im obern Theile eines entlegenen Thurms, deſſen zierliche Ausſchmückung wohl im Stande war, ihm alles verdächtige Anſehen zu benehmen. Es war Nacht, als man Luitgarden dorthin brachte, die Nacht vor dem Sturme, zu welchem das Schloß heute aufgefordert worden war; ſie

sah nicht, daß diese hohen köstlichen Gardinen niedrige Fenster verhüllten, durch welche es leicht war, den, den man verderben wollte, ehe er sichs versähe, in Abgründe zu schländern, die man hier nicht vermuthete. Daß unter dem mit goldnen Teppichen behangenen Bette Fallthüren verborgen lagen, durch welche man mit leichter Mühe den Schlafenden in ewige Nacht hinab rücken konnte, sah sie nicht, so wenig als sie ahnden konnte, daß ein Hauch im Stande war, die rund herum flammenden Kerzen in eine allgemeine Gluth zu verwandeln, die alles verderben mußte, was man hier dem Untergange geweiht hatte, ohne darum den unverwüstbaren Mauern des Thurms Schaden zu thun, oder den nahe liegenden Gebäuden Entzündung zu drohen. Daß die Treppe, auf welcher sie hinauf gestiegen war, nach ihr hinweg genommen wurde, um alle Möglichkeit der Flucht zu hindern, wußte sie nicht; und die Thür, zu welcher sie mit der Gräfinn von Nordheim einging, und die sie sorgfältig verschloß, hielt sie für den einzigen Eingang, unwissend, daß hinter jeder Statue in den vergoldeten Nischen verborgene Gänge waren, aus welchen Boßheit und Meuchelmord die Sichern überraschen konnten. — Mit einem Worte: Luidgard fühlte nicht, daß sie hier an einem gefährlichen Orte war; sie merkte nur

gegen die Gräfinn an, daß dieſes bey weitem das prächtigſte Zimmer ſey, das ſie auf dem Schloſſe zu Pölda noch geſehen habe. Die Gräfinn ſchwieg: Luitgard legte ſich zur Ruhe, und bath ihre Gefährtinn, bald zu folgen, welche ſich abſichtlich bey Ottfrieds deutſchen Evangelien, die ſie mitgenommen hatte, verweilte, und die ganze Nacht wachend blieb. — Gott weiß, was Luitgarden, was vielleicht auch der Gräfinn von Siegfried auf dieſe Nacht für ein Schickſal in dieſer ſchönen Mörderhöhle, wo in allen Winkeln der Tod lauerte, beſtimmt worden ſeyn mochte; Benno's widerſprechende Befehle, und noch mehr, die Liebe, welche die Damen hier bey jedermann hatten, mochten ſeine böſen Abſichten wahrſcheinlich vereitelt haben. Die Gräfinn, welche nicht ganz ohne Verdacht war, brachte den Morgen wachend, Luitgard ſchlafend heran, ohne daß ihnen etwas Übles widerfuhr.

„Wie, meine Mutter?" fragte das Fräulein, das ſich mit ſeiner gewöhnlichen heitern Engelsmiene vom Schlafe erhob; „die Stelle, die ihr neben mir hättet einnehmen ſollen, iſt kalt? und ihr ſeyd noch völlig gekleidet?"

„Mein Geiſt fand in dieſen Blättern ſo viel Nahrung, daß die Augen des Schlafs vergaßen. Wie habt ihr geruht, mein Kind?"

„Wohl! doch dünkt mich, ich möchte nicht zum zweyten Mahle hier übernachten. Schreckliche Träume haben mich beunruhigt: es sollte mich wundern, wenn ich nicht laut geworden wäre!"

„Ihr habt zwey Mahl ängstlich nach eurem Vater gerufen: meine Stimme weckte euch; ich sah, daß ihr euch ruhig auf die andere Seite wendetet, und tiefer einhülltet." —

„Um den entsetzlichsten Traum von neuem zu haben!"

„Und welchen?"

„Mich dünkte, nicht ich, sondern Markgraf Eckard läge in diesem Bette; sein Lager schwamm im Blute; ich ward aus weiter Ferne herbey gerückt, ihn sterben zu sehen. Siegfried und Benno waren seine Mörder!"

„Laßt uns Gott danken, mein Kind, daß wir diese Nacht glücklich überstanden haben, und uns und alle unsere Lieben für jetzt und ewige Zeiten seinen Händen empfehlen!"

Die Damen verrichteten stille ihr Gebeth, umarmten sich dann, und öffneten eine der Gardinen, die vom Morgenrothe beglänzte Gegend zu betrachten. —

„Die Aussicht hier ist schauerlich," rief Luitgard; „hier nichts, als Felsenklippen und Abgründe; dort der reißende Strom; auf der andern Seite die Giebel der Häuser, über welche diese Zinne so fürchterlich hervor ragt.

Welcher Eigensinn, dieses köstliche Gemach in diesen schauervollen Winkel zu stecken!" —

Zu der Zeit, in welcher die Damen dieses Gespräch hielten, geschah von der andern Seite der Burg schon der Angriff ihrer Befreyer: die grauenvolle Zinne, auf welcher sie waren, sah in eine andere Gegend; doch schallte das Waffengetümmel, und das Geräusch der Werkzeuge, die man damahls bey dergleichen Unternehmungen brauchte, zu ihnen herüber. — Luitgard ward immer ängstiger. — „Wie, wenn unsere Befreyer unterlägen? Wie, wenn sie, hätten sie auch gesiegt, uns dennoch in diesem verlassenen Winkel nicht suchten? Hat man uns vielleicht eben aus der Ursache hierher gebracht, um unsern Freunden den Endzweck ihrer Unternehmungen zu vereiteln?—" Dieses waren die Fragen des Fräuleins, welche die selbst beängstigte Gräfinn schlecht zu beantworten wußte.

„Laßt uns fliehen, wenn hier Flucht möglich ist!" rief endlich Luitgard, indem sie die Thür öffnete, die sie des vorigen Abends so fest verschlossen, und sich dadurch, wie sie meinte, vor allem Unglücke gesichert hatte. Die hohe Flügelthür flog von der Gewalt, mit welcher sie aufgestoßen wurde, weit aus einander, und öffnete die Aussicht in einen tiefen, düstern Hof, in welchen sich hinab zu schwingen man Taubenflügel hätte haben müs-

ſen, da die künſtliche Treppe hinweg genommen war.

„O Gott!“ ſchrie das Fräulein; „wir ſind verloren! was will uns aus dieſem ſcheußlichen Gefängniſſe retten, in welchem uns feſt zu halten weder Riegel noch Ketten nöthig ſind?“

Die Gräfinn ſuchte die weinende Luitgard, ſo gut ſie konnte, zu beruhigen; ſie führte ſie in das Zimmer zurück, um ihr den Anblick deſſen zu benehmen, was ihr mit Recht ſo viel Schrecken machte; ſie zeigte ihr durch das Fenſter den heitern, lachenden Himmel, und die Ebene, die ſich ſchon mit den Flüchtigen der Grafen von Nordheim erfüllte.

„Sehet! ſehet!“ rief ſie; „unſere Freunde ſiegen; wer wollte noch an unſerer Rettung zweifeln.“

„O wenn, wenn ſie uns nur hier finden!“ ſchrie Luitgard mit gerungenen Händen; „wenn ſie nur nicht, wie in ſolchen Fällen oft geſchieht, beym Rückzuge, vielleicht aus Rachſucht uns verfehlt zu haben, Feuer im Schloſſe zurück laſſen, in welchem Falle wir ohne Rettung verloren wären!“

„Bedenkt doch, daß der großmüthige Markgraf von Meißen, und der biedre Werner, und der fromme Graf von Bernburg hier gebiethen, welche nie die Flamme des Mordbrands ſchwingen können.“

„Aber ich bitte euch! was hat es mit diesem abscheulichen Käfiche für eine Bewandtniß? Sollten euch seine Gräuel und seine Bestimmung so ganz verborgen seyn?"

„Nie sah ich ihn so nahe, wie heute; aber auch sein ferner Anblick hat mir alle Mahl Schauer erweckt: mein Gemahl redete nur ein Mahl mit mir von diesem Theile seiner Burg unter dem Nahmen des goldnen Thurmes; der glänzende Nahme konnte mich nicht täuschen, da mein Gemahl ihn mit Ausdrücken des Widerwillens begleitete, und von seiner Zerstörung sprach. — Ehe er seinen Entschluß ausführen konnte, kam die unglückliche Reise ins heilige Land in Vorschlag, und meine Söhne wurden Herren des Schlosses. Wie sie sich dieser Herrschaft, wie sie sich vielleicht auch dieses Winkels bedient haben, das entscheide ihr Gewissen: ich wünschte, wir wären nur dieß Mahl geborgen, so wollte ich gern dem Andenken all dieser Dinge auf ewig entsagen."

Die Damen waren noch in dieser ängstlichen Unterhaltung begriffen, als sie Geräusch von außen, wie das Anlegen einer schweren Leiter, und bald darauf den schnellen Schritt eines Heraufsteigenden vernahmen. Ehe die Gefangenen noch frohe Muthmaßungen bilden konnten, stürzte Graf Benno herein, der Luitgarden hastig auf seine Arme nahm,

und der schreyenden Gräfinn von Nordheim frey stellte, zu folgen, so gut sie könnte, oder hier zu bleiben. — Er flog die steile Treppe mit seiner schönen Last hinab, und Elisabeth stürzte ihm nach. Die Flucht ging über zwanzig Höfe und Schlippen ins Weite, wohin Luitgardens Freundinn die Nachfolge nicht für nöthig hielt: sie glaubte der Geraubten besser zu rathen, wenn sie zurück bliebe, durch ihr Geschrey und die Nachweisung, die sie von dem genommenen Wege geben konnte, Luitgardens Rettung zu befördern. — Sie eilte, so bald ihr der Weg in diesen Labyrinthen bekannter ward, über die Höfe, welche voll Todter und Verwundeter lagen. Alles war öde rund umher; die Burgleute des Grafen von Nordheim waren vertrieben, und die Sieger, die sich wenig um ein erobertes Schloß bekümmerten, wo sie das Gesuchte nicht fanden, hatten es verlassen, um Luitgarden, die sie in andern Gegenden glauben mußten, weiter nachzuforschen. — Ach nur gar zu gut hatten die Tyrannen ihre Maßregeln genommen! fand der Gegenstand ihrer rasenden Leidenschaft nicht seinen Untergang in der Hölle, wo sie ihm den Tod bereitet hatten, so waren sie wenigstens davon gewiß, daß er ihnen blieb; daß niemand dort das geraubte Fräulein finden, oder vermuthen würde. Siegfried glaubte wahrschein-

lich die Befehle, die er zu ihrer Hinrichtung gegeben hatte, vollzogen, und Benno baute auf diesen Wahn die Sicherheit ihres Besitzes. — Weinend und händeringend ging Elisabeth unter der gräulichen Verheerung umher; die Hülfe, die sie für ihre junge Freundinn suchte, fand sie nicht, weil die Sieger die Burg verlassen hatten: einen der Verwundeten, die um sie her winselten, um Nachweisung des Weges zu fragen, den sie genommen hatten, wehrte ihr Bestürzung und weibliche Empfindlichkeit; auch würde sie wohl wenig Nachricht gefunden haben. Sie bereuete tausend Mahl, Luitgarden nicht gefolgt zu seyn, weil sie wußte, daß ihre Gegenwart ihr jedes Leiden erleichtern würde; sie erfüllte die Luft umher mit ihrem Klaggeschreye, und sank endlich ohne Besinnung an der Mauer, an welcher sie sich aufrecht erhalten wollte, zu Boden.

II.

Rettung nach Quedlinburg.

Zwar hatten die Eroberer des Schlosses zu Pölda hier nicht so gewüthet, als geschehen seyn würde, wenn sie die schrecklichen Zerstörungswerkzeuge späterer Jahrhunderte, oder die volle Grausamkeit des ihrigen besessen hätten; Menschlichkeit war immer die Gefährtinn der Grafen von Bernburg und der Mark-

grafen von Meiſſen: aber doch ſah es ſchrecklich genug hier aus unter den Trümmern zerfleiſchter menſchlicher Körper und eingeſtürzter Mauern; alles was fliehen konnte, war geflohen, und niemand konnte hier verweilen, als wen Nothwendigkeit oder Raubſucht hier zurück hielt: in dem erſten Falle befand ſich die Gräfinn von Nordheim, in dem andern der Mann, der aus Siegfrieds Kerkermeiſter zu Werners Knappen geworden war. — Albin hatte kein Bedenken getragen, das Schwert wider ſeinen vorigen Herrn führen zu helfen, den er verabſcheute. Es iſt ſchwer zu ſagen, ob Haß gegen ihn, oder Neigung für ſeinen gegenwärtigen Gebiether ſeinen Streichen den meiſten Nachdruck gaben. Er war ſich ſeiner Tapferkeit ſo bewußt, daß er Belohnung derſelben für Pflicht hielt, und ſich dieſelbe ſelbſt zu nehmen, war er, da alle Anderen ſich entfernt hatten, hier zurück geblieben. — Die Überwinder waren zu edel, ſich irgend eines Raubes zu bemächtigen, da ſie den Schatz nicht fanden, den ſie ſuchten; aber Albin, noch über dieß mit allen Gelegenheiten des Schloſſes bekannt, hielt ſolche Mäßigung für Thorheit, und ſäumte nicht, den Fehler ſeiner Herren zu verbeſſern. Mit weniger, aber deſto köſtlicherer Beute beladen, kam er jetzt aus den obern Zimmern zurück, und fand die

Gräfinn von Nordheim ohnmächtig unten an der Stiege liegen. — Er hätte ein Unmensch seyn müssen, um hier seine Pflicht zu versäumen, hätte den Werth der Person, die ihm das Glück in die Hände spielte, ganz verkennen müssen, um nicht zu ahnden, daß sie auf irgend eine Art seinen Vortheil vermehren müsse. — Elisabeth erhohlte sich schnell unter seinen helfenden Händen; sie sah und kannte ihn; und da ihr unbewußt war, auf wessen Seite er jetzt gehörte, so erkaufte sie die Gefälligkeit, von ihm zu Markgraf Eckarden gebracht zu werden, mit allem, was sie an Gold und Kostbarkeiten bey sich trug. — Mit Freuden vernahm sie von ihm, daß Luitgardens Vater wenige Meilen von hier festen Fuß zu fassen beschlossen habe, bis Graf Luther und sein Sohn, welche ausgezogen waren, das Fräulein zu suchen, mit ihrer Beute eingekommen seyn würden. Mit noch größerer Freude fand sie, als Albin durch Umwege, wegen der nordheimischen Flüchtlinge, sie gegen den Abend an denge wünschten Ort brachte, mehr, als sie hoffen, mehr als sie vermuthen konnte, fand die geliebte Luitgard gerettet, und bey dem Bette ihres etwas verwundeten Vaters. —— Nichts ist durchdringender, als das Auge der Liebe, keine Füße schneller, keine Arme hülfreicher, als die ihrigen! Werner war bald auf die Spur des-

jenigen gekommen, der ihn um den Lohn seines Siegs betrogen hatte. Benno, um seine Flucht sicherer, und den Besitz seines geraubten Kleinods verborgener zu machen, war einsam geflohen. Wernern hatte unruhige Eile und Begierde nach schneller Erreichung seines Endzwecks von seinen Reisigen getrennt. Für seine Wünsche ging hier alles viel zu langsam; man hätte Flügel haben müssen, um seinem Verlangen Genüge zu thun. — Das Glück führte ihm Benno mit seiner schönen Beute in einem sichern Hohlwege entgegen. Sie kämpften Mann gegen Mann, und Werner war Sieger; ein Sieger, der, wie er gewohnt war, seinen Vortheil mit Mäßigung gebrauchte. Er begnügte sich, Benno zu entwaffnen, nahm ihm das Kleinod, das er mit Unrecht besaß, und ließ ihn ohne sonderliche Verwundung auf seinem guten Pferde, das er ihm gelassen hatte, seinen Weg weiter fortsetzen, um nicht Dank, sondern Rache für erwiesene Schonung auszusinnen.

Wie oft war nun Luitgard schon ihrem Werner Freyheit und Leben schuldig? Sie hätte ein Herz haben müssen, wie Siegfried und Benno, um hier ungerührt zu bleiben. Nach langer Trennung fand sie ihren Vater wieder, welcher zwar zu schwach war, um Worte mit ihr zu wechseln, der aber doch durch Blicke seine Zufriedenheit, sie zu sehen, und ihrer

Pflege zu genießen, zur Genüge ausdrückte. Sie sah sich wieder in den Armen der geliebten Gräfinn von Nordheim; die Aussicht vor ihr ward heiter; Furcht und Beängstigung flohen: und dieses alles hatte sie dem treuen Freunde ihrer Jugend zu danken. — Ihr Herz floß über von Empfindungen, welche wohl die Stelle der Liebe ersetzen konnten. Erichs Andenken war ihr verbittert, war fast ganz unterdrückt; und hätte Werner in ihr Innerstes blicken können, er würde Hoffnungen gefaßt haben, die ihm bis jetzt unerreichbar schienen. — Doch dieß war nicht die Zeit, an solche Dinge zu denken: welcher Biedermann fordert Belohnung, wenn die lohnenswürdige That kaum halb vollbracht ist? und wie hätte besonders der bescheidene, zurück haltende Werner in den gegenwärtigen Augenblicken zu herzhafter Durchsetzung seiner Wünsche kommen sollen?

Markgraf Eckard war verwundet, schwerer verwundet, als man Anfangs gemeint hatte. Die Grafen von Nordheim waren gedemüthigt, ihrer Beute beraubt, aber darum noch bey weitem nicht ganz von aller Macht entblößt: wir haben schon mehr erwähnt, daß ihnen immer Hülfe zukam, niemand wußte woher, und daß man sie also selbst im Augenblicke der Überwindung noch immer zu fürchten *hatte*. — Die Aussichten in dieser

Betrachtung wurden des nächsten Tages so bedenklich, daß man von Entfernung der Damen sprach. Der Markgraf brauchte wirksamere Hülfe, als ihm die Hand seiner Tochter, so erfahren sie auch zu Gandersheim in der Heilkunde *) geworden war, geben konnte, und ihre Verfolger lauerten so nahe, der Ort ihres gegenwärtigen Aufenthalts war so schlecht befestigt, daß sie sich entschließen mußte, nach Quedlinburg zu gehen, wo die Prinzessinn Mathilde ihr die Arme entgegen breitete, und wohin Graf Werners kluge Vorsicht, die seiner Tapferkeit wenigstens gleich war, sie sicher geleitete. — Ihr folgte die Gräfinn von Nordheim, entschlossen, unter dem Schutze der edlen Äbtissinn einige ruhige Monathe an ihrer Seite zu genießen, und dann Plane auszuführen, die schon lange in ihrer Seele keimten, und deren Ausführung bisher nur durch den Zwang ihrer Stiefsöhne zurück gehalten ward. Auf diese Art kam in aller Stille der Entwurf zu jener Pilgerreise nach Palästina, einen geliebten Gemahl aufzusuchen, zu Stande, die von mehreren unserer Romanciers verewigt worden ist;

*) Heilkunde war, wie der Leser schon an mehrern Orten gefunden hat, in jenen Zeiten eine vorzügliche Wissenschaft der Damen, die ihnen weniger mangeln durfte, als die Grazien des *Tanzes in unsern Tagen.*

Luitgard verlor ihre zweyte Mutter, und ihr einziger Troſt blieb der Umgang mit Waldburg, der Nonne zu Gandersheim, und die Freundſchaft der Äbtiſſinn von Quedlinburg.

Wir haben den Nahmen der Prinzeſſinn Mathilde, der würdigen Äbtiſſinn von Quedlinburg, ſchon mehr genannt, und Winke von ihrem Charakter gegeben, welche wir dem Leſer ins Andenken zurück zu rufen, nur dieſes ſagen dürfen: Mathilde war die Tochter Otto's des Großen, und der Kaiſerinn Adelheid, die ſich in Luitgardens Geſchichte ſo rühmlich auszeichnet. — Alle Vorzüge ihrer großen Ältern beſaß die Dame, von welcher wir reden, den Muth ihres Vaters, ſeine Liebe bey dem Volke und bey den Ständen, die Schönheit ihrer Mutter, ihre Weisheit und ihre Staatskunde mit einem guten Theile des deutſchen Geradſinnes verbunden, der Adelheiden als einer Ausländerinn fehlte. Dieſes Letzte war es beſonders, was Mathilden dem Reiche lieb machte, und ihr mehr Macht in Abweſenheit des Kaiſers, mehr Vermögen, Theophanien das Gleichgewicht zu halten, verlieh, als die Kaiſerinn Adelheid je erlangen konnte. — Luitgard war unter ihren Händen in guter Sicherheit; ſie ward mit Zärtlichkeit von ihr aufgenommen. — Mathilde liebte die Tochter des Markgrafen von Meiſſen von dem Augenblicke an,

da sie sie in ihrem zwölften Jahre bey der Äbtissinn von Gandersheim zum ersten Mahle sah; die nachmahlige Entwickelung ihres Charakters, und so verschiedene Schicksale, bey welchen sie alle Mahl untadelhaft handelte, hatten Hochachtung zu der Zuneigung gesetzt, und jetzt waren Umstände eingetreten, welche dem edlen Fräulein in den Augen der Tante Otto's des Dritten nothwendig noch einen höhern Werth geben mußten. — Luitgarden mußte es in die Augen fallen, daß sie von ihrer Beschützerinn mit einer Achtung aufgenommen wurde, welche das, was ihre Bescheidenheit erwarten konnte, weit übertraf: sie grübelte indessen nicht hierüber; sie rechnete alles auf die Wirkung überfließender Güte, und freute sich nur, unter der Aufsicht einer solchen Schützerinn nach langer Unruhe endlich einmahl friedlichen Tagen entgegen sehen zu können. — Ach! sie muthmaßte nicht, daß ihr Schicksal neuen Entwickelungen entgegen reifte: hätte sie dieselben voraus sehen können, sie würde, da sie keinesweges mit ihren Wünschen überein stimmten, nicht so ruhig gewesen seyn, als sie war.

III.

Bittere Früchte der Unvorsichtigkeit.

Daß man verborgene Absichten mit der Tochter des Markgrafen von Meissen hatte, muß-

te jedem Beobachter in die Augen fallen: sie allein ahndete nichts davon in ihrer Unbefangenheit; und da sich den Wünschen ihrer Freunde immer neue Hindernisse entgegen setzten, so müssen wir unsern Lesern gestehen, daß Jahre vergingen, ehe sie mit denselben bekannt wurde. Sie war achtzehn Jahre, als sie die damahligen ruhigsten Tage ihres Lebens zu Quedlinburg antrat, und sie hatte fast das ein und zwanzigste geendigt, als ihr die Augen über die Dinge aufgingen, welche wir unsern Lesern nicht so lange vorenthalten dürfen. — Wir haben den Faden von Luitgards Geschichte bisher in einem fortgesponnen, und darüber diejenigen liegen lassen, welche mit ihm zu einem Gewebe gehören; es sey uns erlaubt, zurück zu gehen, und das wieder aufzunehmen, was wir zu vergessen schienen. — Wir vergaßen sie nicht, die unglückliche Marie von Arragonien, und wir hoffen, daß sie auch unsere Leser nicht vergessen haben, oder es wenigstens gern sehen werden, daß wir sie wieder an ihre bedenkliche Lage erinnern.

Die gute Königinn mit all ihren sanguinischen Hoffnungen! „Im Glanze des Throns sehen wir uns wieder," sagte sie zu dem Ritter, der sie von dem Tode gerettet hatte, zu der Freundinn, welche ihr ins Elend folgen wollte. — Kennen wir Mariens ganzen Cha-

rakter, so war es ihr in dem Augenblicke, da sie mit diesen Worten ihre Schutzengel von sich scheuchte, nichts weniger, als darum zu thun, ihnen die weitere Theilnahme an dem Reste ihres traurigen Schicksals zu ersparen, sich gewisser Verdrießlichkeiten zu überheben, welche sie von der Anwesenheit der schönen Luitgard bey der Aussöhnung mit ihrem Gemahle besorgte. Dieß war die Ursache ihres seltsamen Verfahrens, wie wir schon im Vorhergehenden von weitem angedeutet haben; kleine Seelen handeln immer dem Rahmen gemäß, den sie führen. Es ist ihnen unmöglich, einen Blick ins Weite zu thun, das ganze All zu übersehen, und Vortheil mit Vortheil, Schaden mit Schaden zu vergleichen. Sie sind voll kleiner Rücksichten und kleiner Besorgnisse; der nächste Schritt ist immer das, was ihnen die meiste Unruhe macht, und sie sehen nicht, daß sie, indem sie diesen sichern, weiter hinaus weit wichtigere Gefahren vernachlässigen. — Mariens Hauptsorge war, in dem Augenblicke, da sie Luitgarden von sich scheuchte, nur dieses, daß sie ihr nicht mit auf jenes Schloß folgen, daß sie nur nicht etwa jenem Ritter zu Gesichte kommen möchte, der eben quer über die Ebene jagte, und der, wie sie meinte, ohne Zweifel der Kaiser seyn mußte. Daß der König Luitgarden dann bemerken, sie

lieb gewinnen, ihr verzeihen müsse; daß darüber die ganze gehoffte Aussöhnung, die Wiederbesteigung des Throns, und die Demüthigung ihrer Feinde rückgängig werden müsse, war ihr gewiß; und um dieses zu vermeiden, stürzte sie sich lieber in Verlegenheiten, die ihr weit näher lagen, als alle diese Chimären, wenn sie nur hätte um sich schauen wollen. — Die ihr von Verona zugegebene Begleitung kam, nachdem ihr Ritter mit seinen Leuten Abschied genommen, und Luitgard der Königinn noch aus der Ferne den letzten Scheidekuß zugeworfen hatte, um sie her, und es war, als wenn sich ihres Gemüths ein kleiner Schauer bemächtigte. — Der geringe Umstand, daß sie sich ohne alle weibliche Gesellschaft unter lauter Männern sah, den sie vor einer Viertelstunde für nichts gehalten hatte, machte ihr jetzt auf ein Mahl eine unaussprechlich widrige Empfindung, und sie konnte sich der Frage nicht enthalten, die mit ziemlich schwankender Stimme vorgebracht wurde, was sie auf dem Schlosse für Bedienung finden würde?

Man versicherte sie, sie würde sich auf jenem Schlosse so kurze Zeit aufhalten, daß sie den Mangel an einigen Bequemlichkeiten, den sie etwa dort finden möchte, leicht würde übersehen können. Marie fragte mit einigem Trotze, warum man ihr dieses nicht eher

gesagt, und warum man überhaupt nicht besser für sie gesorgt habe. Man schützte in Ansehung des Ersten ausdrücklichen Befehl vor, und entschuldigte sich wegen des Andern, daß man nicht hätte glauben können, daß das Fräulein von Meissen sie so bald verlassen würde, und also ihre Gesellschaft vor der Hand hinlänglich gehalten hätte, ihr einige Tage lang die Einsamkeit zu versüßen. — Marie fühlte hier die erste flüchtige Reue über ihre Thorheit. — Zagend und schweigend legte sie den kleinen Rest des Weges zurück, langte an, und fand auf dem Schlosse alles so schlecht, und noch weit schlechter, als sie erwartet hatte. Es war Abend; und dieses machte die dasige wüste Einsamkeit noch fürchterlicher. Gleichwohl konnte Marie, so spät es auch war, und so sehr sie sonst die Dunkelheit scheute, sich nicht enthalten, noch einen Gang in den wüsten Garten hinab zu thun, den sie von allen Seiten durchstrich, weil ihr die heimliche Anwesenheit des Königs im Sinne lag, welcher, wie sie meinte, nicht unterlassen würde, auf ihre Schritte zu merken, und sie hier zu treffen. — Trostlos kehrte sie zurück, weil sie niemand gefunden hatte. Ihre erste Frage war, wo der Ritter sey, den sie kurz vor ihrer Ankunft auf das Schloß habe einreiten sehen: man stellte ihr einen alten Arragonier vor, welcher vorgab, mit

besondern Aufträgen von seinem Hofe ihr nachgeschickt worden zu seyn, und weitere Nachforschungen mit bedenklichem Achselzucken ablehnte. — Kann man sich wohl einen traurigern Zustand denken, als den, in welchem sich die Königinn zur Ruhe legte? Getäuschte Hoffnungen, von neuem getrübte Aussichten in die Zukunft, und Vorwürfe, die Linderung, die ihr das Schicksal gelassen hatte, von sich gestoßen zu haben, hielten sie die ganze Nacht schlaflos. Erst am Morgen wiegte sie die Hoffnung in Schlummer, daß die Aufträge des Arragoniers, dessen Person sie so schrecklich getäuscht hatte, doch nicht die schlimmsten seyn würden; daß der, den sie gestern nicht fand, wohl heute erscheinen könne, und daß, wenn sie auch in dieser Noth Luitgardens Tröstungen entbehren müsse, doch ihr Ritter bald zurück kehren würde, ihr mit seinem Rathe und Hülfe an die Seite zu treten. Die Thörinn! hatte sie nicht die beyden guten Seelen, von denen sie Hülfe erwartete, durch den so zur Unzeit gegebenen Abschied selbst dem Verderben in den Rachen gejagt, und sich dadurch ihren Beytritt abgeschnitten? In der Zeit, da sie auf sie hoffte, standen beyde auf dem Puncte, den Grafen von Nordheim in die Hände zu fallen: den weitern Gang ihrer Geschichte haben unsre Leser gesehen, und wissen, ob es ihnen eine Mög-

lichkeit war, in vielen folgenden Monathen irgend etwas für die unbedachtſame Königinn zu thun, als allen Falls, wenn ihnen ihr eigenes Unglück Raum dazu ließ, einen frommen Seufzer. — Der König, auf deſſen Erſcheinung Marie ſo ſehnlich hoffte, kam auch des nächſten Tages nicht. Sie zitterte, als ſie von baldiger Verlaſſung dieſer Gegend reden hörte: ſo unangenehm ihr dieſelbe auch war, ſo hatte ſie doch den Vorzug, daß Otto hier diejenige zu finden wußte, mit welcher er ſo viel zu berichten hatte. — Die Königinn machte ſich krank, um die Abreiſe von einem Orte zu verzögern, welcher der einzige war, wo ſie auf den Beſuch ihres Gemahls hoffen konnte, da jeder andere, wohin man ſie führen mochte, ihm unbekannt war. — Auf dieſe Art glückte es ihr wirklich, am vierten Tage auf einem abgeſtohlnen Spaziergange denjenigen zu treffen, den ſie wünſchte. Aber auch dieſe Zuſammenkunft lief bey weitem nicht ſo ab, als ſie vermüthen konnte: ſtatt des Entzückens, mit welchem man gehofft hatte, einander in die Arme zu ſinken, Vorwürfe von beyden Seiten; von der ihrigen über langes Außenbleiben, von der ſeinigen noch bitterere über die veroneſiſchen Händel. Ach! Marie ſah wohl, daß, ungeachtet das Schwert für ſie entſchieden hatte, ungeachtet offenbar noch Liebe, und Wunſch ſie un-

ſchuldig zu ſehen, in Otto's Herzen glimmte, doch die volle Überzeugung noch fern von ihm war! — Hier wäre Vermittelung eines Freundes und einer Freundinn nöthig geweſen; hier hätten Werner und Luitgard gegenwärtig ſeyn ſollen, um das zur Richtigkeit zu bringen, was die beyden unglücklichen Eheleute wünſchten, ohne die Gabe zu haben, es zu bewirken, Wiedervereinigung und erneutes Einverſtändniß! Marie ſchied von ihrem Gemahle empfindlich über ſein Geſtändniß, daß niemand im ganzen Reiche ſie wieder als Königinn zu ſehen wünſche, als er, und hoch beleidigt, daß er ihre volle Unſchuld nicht ganz auf ihr Wort glauben, ſondern noch viel und mancherley Rechtfertigungen haben wollte: Otto hingegen träumte, ſeine Gemahlinn, wenn ſie auch aller Verbrechen rein ſeyn ſollte, doch ſo wenig in ihrer Laune gebeſſert wieder gefunden zu haben. — Deſſen ungeachtet verabredete man auf den andern Tag eine zweyte Zuſammenkunft, in welcher vielleicht alles beſſer gegangen ſeyn würde, wenn — ſie zu Stande gekommen wäre. Aber Otto mußte den ganzen Tag lang vergebens die öde Gegend durchſtreichen, und hielt das Nichterſcheinen Mariens für Eigenſinn, da ihr doch nicht erlaubt war, das Zimmer zu verlaſſen, weil man ihr in aller Unterthänigkeit zu verſtehen gab, wer krank ſey, könne

nicht spazieren gehen, und wer nicht krank sey, müsse sich entschließen, diese Gegend am nächsten Tage zu verlassen.—Die beyderseitigen Bemühungen, einander zu treffen, wurden auf diese Art noch verschiedene Tage lang vereitelt, bis Otto, voll Unmuth und Erbitterung auf diejenige, welche nicht erschien, die Gegend verließ; und Marie sich endlich entschließen mußte, den dringenden Forderungen des Arragoniers zu folgen, der sie von diesem Schlosse hinweg nach einem Kloster in ihr Vaterland brachte, ohne es für nöthig zu halten, ihr zu sagen, was hier aus ihr werden sollte.— Der Zusammenhang all dieser der unglücklichen Prinzessinn so unerklärlichen Dinge war dieser: nicht Theophanie allein, nein, mehrere Freunde des jungen Kaisers und des Reichs sahen die Arragonierinn, die niemands Herz zu erobern, niemands Beyfall zu erlangen wußte, ungern auf dem Throne. Da Theophaniens Tücke es einmahl dahin gebracht hatte, sie herab zu stürzen, so thaten auch diejenigen, welche, durch bessere Grundsätze regiert, ihre Boßheit, so weit sie sie kannten, verabscheuten, doch ihr Möglichstes, Marien nicht wieder an ihre Stelle zu lassen; sie meinten, es könne ihr genug seyn, daß Werners Schwert sie dem Tode, den sie vielleicht nicht verschuldet hätte, entrissen habe, und daß man ihr die Ruhe in irgend

einem Kloſter verſtatte. Den arragoniſchen Hof, der die Sache ſeiner Prinzeſſinn hätte vertheidigen können, wußte man durch ſchon damahls übliche Ränke dahin zu bringen, wohin man wünſchte: der Vater Mariens, ein bejahrter ſchwacher Herr, hörte weniger auf die Stimme der Natur, die bey ihm ganz leiſe ſprach, als auf das Zureden ſeines Thronfolgers, welcher ihm erwies, daß es beſſer ſey, dem deutſchen Reiche alle Möglichkeit zu benehmen, jetzt und in der Folge verwegene Anſprüche zu machen, als eine arragoniſche Prinzeſſinn eine Zeit lang als Kaiſerinn glänzen zu ſehen. Es ſey oft nichts weiter nöthig, als Verbindung mit dieſem oder jenem Hauſe, um in der Folge Provinzen entfremdet zu ſehen, auf welche nicht das geringſte Recht erweislich wäre. — So ward die unglückliche Marie verurtheilt, in ihrem ſechzehnten Jahre als eine Wittwe, als eine Verſtoßene den Schleyer anzunehmen, da ſie unabläſſig auf Wiederbeſteigung des Throns hoffte. Ihr Sträuben half nichts; man wußte Mittel, ihr Neigung zu dem Stande zu machen, den ſie verabſcheute, wußte Mittel, die Stimme ihrer Klagen zu unterdrücken, und die Welt zu bereden, das Kloſter ſey ihre freye Wahl, weil ſie die zu Verona erlittenen Beſchimpfungen, auch wenn ſie die vollſte Genugthuung erhielte, nie glaubte ver-

ſchmerzen zu können. — Dieſes war es auch, was man dem jungen Kaiſer und der Kaiſerinn Adelheid von der ganzen Sache überredete. Die letzte glaubte es recht gern, weil ſie aufrichtig wünſchte, dieſe Marie, die ſich ihr ſo zuwider gemacht hatte, möchte mit Anſtand, und ohne eben darum unglücklich zu werden, vom Schauplatze abtreten, und Otto konnte nach der letztern Unterredung, die er im Gebirge mit ſeiner Gemahlinn gehabt hatte, auch keinen großen Zweifel in die Wahrheit der Sache haben. Mariens Empfindlichkeit, ihre üble Laune bey der erſten die Ausſöhnung einleitenden Zuſammenkunft, ihr hartnäckiger Eigenſinn, nicht zu erſcheinen, da der Gemahl dem ſie hätte entgegen kommen ſollen, ihr mit friedlichen Gedanken entgegen ging, und alles wahre oder falſch Ausgelegte, was ſich von ihr ſagen ließ, wirkte mit, die Erdichtungen ihrer Feinde zu beſtätigen, und ſo — war die Arme ohne Rettung verloren.

Otto zum Ruhm ſey es geſagt, daß er lange über den Verluſt einer Gemahlinn rauerte, die keinesweges ſeine Liebe und Achtung in jeder Rückſicht verdiente, und ſpät, ſehr ſpät den Eindrücken neuer Liebe Raum gab; gewiß, ein ſechzehnjähriger Prinz, der ſo handeln konnte, verdiente wenigſtens in dieſer Betrachtung den ſtolzen Beynahmen Mirabilia Mundi.

IV.

St. Adalbert der Märterer.

Theophanie hatte nur halb gesiegt, indem sie durch ihre Ränke eine von ihr nicht gewählte Kaiserinn vom Throne verdrängt hatte; der andere Theil ihres Unternehmens, ihre griechische Base, die junge Helene, auf die ihr längst bereitete Stelle zu heben, blieb ihr noch übrig, und sie leitete ihn mit der ihr eigenen Klugheit ein. Ihre Vorschläge zu dieser Heirathswerbung, mit welchen sie jetzt hervor trat, fanden mehr Eingang, als sie vielleicht selbst gehofft hatte. Der Kaiser mußte eine Gemahlinn haben; der trauernde Otto mußte durch neue Liebe über die alte getröstet werden. Keine abendländische Prinzessinn war vorhanden, auf welche man in Ansehung der Schönheit, des Alters, und zeitlicher Vortheile hätte wählen können; und so fiel der einhällige Ausspruch auf die byzantinische Helene. Adelheid schwieg: sie hätte wohl eine andere gewußt, die sie ihrem Otto hätte gönnen mögen; aber sie ward nicht gehört: auch trug sie Bedenken, derjenigen, die sie sich zur Tochter wünschte, vielleicht ein ähnliches Schicksal, wie der unglücklichen Marie, zu bereiten. Sie kannte Theophanien nun genug, um überzeugt zu seyn, daß sie alles vermöge, was sie wolle. — Derjenige, welcher

ſich der griechiſchen Verbindung allein entgegen ſetzte, war Biſchof Adalbert; er konnte die betrübten Händel mit der arragoniſchen Prinzeſſinn und ſeine vergeblichen Bemühungen, ſie zu ſchlichten, noch immer nicht vergeſſen: er behauptete, Otto ſey noch nicht für ehelos zu achten; Kloſtergelübde könne keine Ehe trennen; Ehe ſey Gottes Einſetzung, Kloſterſtand Menſchenwerk, und was dergleichen ketzeriſche Meinungen mehr waren; auch führte er ſehr nachdenklich den Schaden ein, der von je her aus den conſtantinopolitaniſchen Verbindungen erwachſen wäre, wobey er es nicht an deutlichen Winken auf Theophanien fehlen ließ. Adalbert hatte genug, oder vielmehr ſchon zu viel geſagt. Man hatte ihm ſeinen ehemahligen Verſtoß wider den geiſtlichen Wohlſtand, die Führung des Speers für eine Unſchuldige, noch nicht vergeſſen: bis jetzt war er nur noch mit leichten Bußen hinweg gekommen; nun aber verband man das Neue mit dem Alten, und ihm ward Entſetzung aller geiſtlichen Würden zuerkannt, wenn er ſich ſie nicht durch einen Apoſtelzug zu den ungläubigen Preuſſen erhalten wollte.

Biſchof Adalbert, von Natur geneigt zu großen und Heldenmuth erfordernden Dingen, und über dieſes des Hoflebens und der Ungerechtigkeiten der übrigen Biſchöfe herzlich müde, trug kein Bedenken, eine Sache

zu übernehmen, die in den damahligen Zeiten im bösen Rufe war, und an die niemand sich leicht wagte, dem sein Leben lieb war. Die heidnischen Preussen pflegten der Bekehrer, die man ihnen von Zeit zu Zeit zusandte, übel zu warten; und sich zu ihrem Apostel aufzuwerfen, oder nach der Märtererkrone zu ringen, war so ziemlich das Nähmliche. — Der junge Kaiser, welcher Adalberten sehr liebte, forderte schlechterdings, daß man ihn dieser harten Buße entlassen solle; aber dieser hatte den geistlichen Ritterzug schon selbst so lieb gewonnen, daß er der Erlassung entsagte, dem trauernden Otto glückliche Wiederkunft mit Gewißheit verhieß, und sich auf den ärgsten Fall nichts, als ein friedliches unbeschimpftes Grab, von ihm erbath. — Otto, ganz uneingedenk des Anstands, welchen die kaiserliche Würde von ihm forderte, fühlte sich nur jetzt als Jüngling, als Schüler dessen, der so traurigen Abschied von ihm nahm; er zerfloß in Thränen, und das Mittel, das man brauchte, ihn zu trösten, war gewiß nicht von der Art, Eingang bey einem Gemüthe, wie das seinige, zu finden. — War dieß die Zeit, ihm das Bild seiner griechischen Braut zu zeigen? Konnte sein Herz in solchen Augenblicken empfänglich für die Liebe seyn? — Helena war schön, wie die, welche diesen Nahmen zuerst berühmt machte; aber Otto warf

ihr Bild gleichgültig auf die Seite, und versicherte, wie, wenn Schönheit seine Wahl entscheiden sollte, gewiß nicht die Griechinn, sondern eine andere, die er einst zwar nur auf einen Blick gesehen habe, den Preis erhalten würde. Man drang in ihn, sich deutlicher zu erklären; aber er erklärte, daß er jetzt zu nichts weniger aufgelegt sey, als zu ähnlichen Gesprächen, da ihm der Abschied und die Lebensgefahr seines Freundes und Lehrers im Sinne schwebe. Man ließ ihn denn in Ruhe, weil man die Gleichgültigkeit gegen Helenens Reize, und das, was er weiter hierüber sagte, nur für einen Anfall von Unmuth und Eigensinn auslegte, dergleichen große Herren zuweilen unterworfen sind; auch setzte man nichts desto weniger die Heirathswerbung fort, und säumte nicht, den Bischof von Piazenza und den von Würzburg mit gehörigen Vollmachten, alles richtig zu machen, nach Constantinopel abgehen zu lassen; es war in den damahligen Zeiten, wie meine Leser schon gemerkt haben müssen, Sitte, Geschäfte von dieser Art alle Mahl den Bischöfen zu übertragen. — Vielleicht ist euch, meine Theuern, der Bischof von Cremona, der bey der Werbung um Theophanien den Bart im Stiche ließ, noch im Andenken, und wir müssen euch sagen, daß die dießmahligen Brautwerber noch glücklich gewesen wären, wenn sie mit einem so leichten

Verluste hätten davon kommen können. — Es ließe sich viel über diese Brautwerbung schreiben, wenn wir eigentlich die Geschichte Otto des Dritten unter der Feder hätten. Einem so großen Gegenstande nicht gewachsen, begnügen wir uns nur mit einigen Winken.

Ach der schöne, von Theophanien so lange angelegte, so mühsam behauptete Plan scheiterte in dem Augenblicke, da er zur Ausführung kommen sollte! Entweder man war griechischerseits, um des Aufschubs willen, den die Sache durch die arragonische Heirath erlitten hatte, aufgebracht, oder man hatte es nie anders im Willen gehabt, als die Abendländer, so wie man gewohnt war, zu äffen. Ohne daran zu denken, daß Theophanie, die hier die Freywerberinn ihres Sohnes war, wenigstens als Griechinn von ihren Landsleuten bessere Begegnung verdiente, ließ man sie erst mit ihren Vorschlägen so weit gehen, als sie konnte, erwiederte höfliche Briefe und Gesandtschaften mit äußerster Verbindlichkeit, tauschte unschätzbare Geschenke gegen gewaltige Versprechungen ein, und wußte es dann geschickt so einzurichten, daß die abendländischen Gesandten, welche alles zur Richtigkeit bringen, und die Braut heimführen sollten, gerade zu ihrer Vermählung mit einem andern Prinzen kamen, der sich mit dem abendländischen Kaiser an Macht und Hoheit nicht

vergleichen konnte, und nur den Vorzug hatte, daß er ein Grieche war.

Die Bischöfe waren nicht angewiesen, Beschimpfungen mit guter Art zu ertragen. Das griechische Hohngelächter beleidigte sie; sie sprachen mit solchem Ernst und Nachdrucke, als ob sie hier von des Papstes Bannstrahlen geschützt werden könnten; man verlachte ihre Wuth, und schickte sie, als sie durch nichts zur Ruhe zu bringen waren, aufs Äußerste beschimpft zurück in ihr Land, welches nur der eine erreichte. Der Bischof von Würzburg, dessen deutsches Herz sich für erlittenen Hohn nicht durch Hoffnung heimlicher Rache trösten konnte, starb unter Weges, und gab den damahligen Epigrammatisten Anlaß zu einer Menge kleiner Gedichtchen, deren Inhalt unter verschiedener Einkleidung durchgängig dieser war: der sicherste Weg, die Märtererkrone zu erringen, sey, die Preussen zu bekehren, oder um eine griechische Prinzessinn zu werben. — Ach der erste Theil dieses ungesalzenen Scherzes ging auf den redlichen Bischof Adalbert, welcher in der That zur selbigen Zeit seinen Untergang unter den Händen derjenigen gefunden hatte, welche man zur damahligen Zeit mit Recht unter die wildesten Völker des Erdbodens rechnete. — Adalbert war ein weiser, war ein sanfter Prediger des Friedens; seine Worte fanden mehr Eingang

unter den Heiden, als die Worte eines preuſſiſchen Apoſtels; aber eben dieß ward ſein Untergang: diejenigen, welchen daran gelegen war, die Finſterniß in dem Lande, wo es ſo ſpät tagte, noch einige Zeit zu erhalten, wählten das ſchicklichſte Mittel, die Wirkung der Worte Adalberts zu hemmen, indem ſie ſeine Abſichten verdächtig machten. Adalbert hatte ſich in ſeinen jüngern ritterlichen Jahren den Preuſſen durch ſeine Waffen furchtbar gemacht; noch hatte man ihm die damahligen Thaten nicht vergeſſen; man beſchuldigte ihn jetzt, er habe ſich nur darum in geiſtliche Kleider gehüllt, um durch ſchlaue Liſt noch größere Dinge auszurichten, als er ehemahls durch die Waffen zu Stande brachte; man gab dieſem Vorgeben ſo viel Schein der Wahrheit, daß ſich alles wider ihn empörte, daß ſelbſt die ſchon von ihm Gewonnenen wider ihn aufſtanden, und er unter ihren Händen eines Todes ſtarb, der grauſam genug war, um ihm die himmliſche Glorie, und noch bey der ſpäten Nachwelt den Nahmen eines wunderthätigen Heiligen zu erwerben.

Die mißlungene Werbung machte auf niemand einen tiefern Eindruck, als auf die Kaiſerinn Theophanie, welche auf den empfangenen Schimpf ſo gewaltig erſchüttert wurde, daß ſie die Vorbothen des Todes zu fühlen vorgab. Die Kaiſerinn Adelheid, an-

ſtatt ſich über die Fehlſchlagung zu betrüben, empfand etwas, das einer kleinen boßhaften Schadenfreude nicht ganz unähnlich ſah. Dem jungen Kaiſer redete man gewaltig zu, daß dieß eine Sache ſey, die er ſich zu Herzen nehmen müſſe; aber er überließ es ſeinen Fürſten, den treuloſen Griechen eine kleine Diverſion zu machen, die ihnen die Hochzeitfreude ein wenig verbitterte, und zog hin, bey dem Grabe des heiligen Adalberts zu weinen. Der klägliche Tod dieſes geliebten Lehrers war es, was jetzt ſeine ganze Seele beſchäftigte. Man kann ſich keinen dankbarern Schüler denken, als Otto war: keine Belohnung dünkte ihm zu hoch für diejenigen, die ihn auf den Pfad der Weisheit und Tugend geführt hatten, und ſein Schmerz, wenn ſie dem Lohn, den er ihnen zudachte, zu früh entriſſen wurden, war mit nichts zu vergleichen. Adalbert war noch ein junger Mann; Otto rechnete darauf, daß er alle damahligen *) Päpſte überleben, und einſt die dreyfache Krone tragen könne; der Gedanke, einen ſolchen

*) Päpſte; denn zur damahligen Zeit waren immer wenigſtens zwey vorhanden, welche gerechte Anſprüche auf dieſen Nahmen hatten, wechſelsweiſe vertrieben, wieder eingeſetzt, verſtümmelt, auch nach Gelegenheit getödtet. Gregor V. und Johann XVI. behaupteten damahls abwechſelnd den Vorzug, nachdem das Glück und Creſcentius wollte.

Mann auf dem heiligen Stuhle zu sehen, und mit ihm vereint den boßhaften Crescentius zu demüthigen, war ihm ein Freudenfest. Jetzt blieb das, was dem heiligen Verstorbenen zugedacht war, für einen andern seiner Lehrer, für Gerberten, aufbehalten, der der Nachwelt noch unter dem Nahmen Sylvesters des Zweyten bekannt ist, und Adalbert bekam, was er gebethen hatte, ein friedliches unbeschimpftes Grab. Otto und ein anderer Verehrer des frommen Weisen, Herzog Boleslav von Pohlen, hatte, den Preussen, denen man jetzt mit Gewalt nichts anhaben konnte, die heiligen Gebeine (die Sage berichtet mit so viel Gold, als sie schwer waren) abgekauft. Schon ruhten sie in einem Marmorgrabe zu Gnesen, und der fromme Otto wallfahrtete dahin, mit bloßen Füßen und unbedecktem Haupte für seine Seele zu bethen, oder vielmehr sich selbst dem Schutze des Heiligen zu empfehlen. Die ganze Welt war ihm nichts in diesen Augenblicken. Alle Helenen von ganz Griechenland hätten ihm keinen Seufzer, keine Thräne ablocken können; der Krone zu entsagen, wäre er vielleicht in diesen schwärmetischen Stunden fähig gewesen, wo nichts ihm groß dünkte, als die Gegenden jenseit des Grabes, wo Adalbert mit der Märtererkrone prangte.

V.

Nachhohlungen.

Die Kaiserinn Adelheid, nicht ganz zufrieden mit der überirdischen Laune des jungen Kaisers, und doch zu klug, ihr auf unvorsichtige Art Einhalt zu thun, ließ ihn ziehen, wohin ihn Freundschaft und Andacht lockten, und sann auf Mittel, ihn bey seiner Rückkunft ein wenig von den Sternen auf die Erde herab zu ziehen. Die Anlage hierzu war schon längst gemacht; jetzt kam alles auf glückliche Ausführung an. Dem Leser alles, was hierin gethan ward, deutlich zu machen, ist nöthig, ihn ein wenig in die Vergangenheit zurück zu führen.

Bald nachdem Werner von Bernburg und Luitgard von Meissen die arragonische Marie vom Tode retteten, ach was sage ich, noch vor diesen Geschichten, die den Charakter des jungen Fräuleins in ein so rühmliches Licht setzten, wachten in dem Herzen der Kaiserinn Adelheid alle alten Wünsche zur Erhebung der Tochter Markgraf Eckards auf den Kaiserthron von neuem auf. Sie wünschte ihre Tugend durch die Krone belohnt, wünschte den jungen Otto durch eine solche Gemahlinn beglückt zu sehen. Daher kam es, daß, ob sie gleich zu edel war, den Untergang der jungen Königinn zu suchen oder zu be-

günſtigen, ſie es doch nicht ungern ſah, daß ſie, wie man ſagte, freywillig vom Schauplatze, abtrat, und einer Andern an Ottens Seite Platz machte. Aber auch dieſe andere, dieſe Luitgard, in welcher ſich damahls von neuem alle Wünſche Adelheids vereinigten, war zur Zeit, da dieſe Dinge zuerſt wieder in Überlegung kamen, unglücklicher Weiſe vom Schauplatze abgetreten, war verſchwunden, niemand konnte ſagen wohin. Das Letzte, was die Kaiſerinn von dem edlen Mädchen wußte, war ihr großmüthiger Entſchluß, einer verlaſſenen Königinn, an welche ſie weder Dankbarkeit, Freundſchaft, noch Wohlgefallen, nur das Mitleid feſſeln konnte, ins Elend zu folgen; Olympie, die hier nicht ganz mit dem Verfahren ihrer jungen Dame zufrieden war, das ſie übertrieben nannte, überſchrieb es der Kaiſerinn nach Rom, und erhielt Befehl, nach dem Schloſſe am Gardaſee zurück zu gehen, und die Rückkunft des Fräuleins oder Nachricht von ihr daſelbſt zu erwarten.

Daß Luitgard Marien nicht ſo bald verlaſſen würde, konnte man denken; ſie würde nicht gutwillig ſogleich von der geſchieden ſeyn, welcher ſie ſich einmahl ſo freundſchaftlich angenommen hatte; und daß Marie ihre Retterinn ſo kurz vor der Thür verabſchieden würde, ließ ſich noch weniger denken.

Nach dieſen Vorausſetzungen konnte Olympie nicht hoffen, ihr Fräulein in den nächſten Wochen oder Monathen wieder zu ſehen; aber Nachricht, baldige Nachricht von ihr konnte man ſich doch verſprechen; und dieſe — erfolgte nicht. — An eben dem Tage da die Kaiſerinn hierüber wieder einen klagenden Brief von Olympien erhalten hatte, kam Otto nach einer ziemlich langen Abweſenheit nach Rom zurück; niemand wußte wo er geweſen war; kaum das konnte man aus einigen Umſtänden ſchließen, daß er den jungen Grafen von Bernburg, ſeinen Freund zum Geſellſchafter gehabt hatte. Der Unmuth mit dem er zurück kehrte, und die Fehlſchlagung ſeiner Abſichten machte ihn offenherzig er geſtand der Kaiſerinn, daß er und Werner auf das Geſchrey von Mariens Todesgefahr nach Verona gegangen wären, ſie zu retten; daß wegen einiger einfallenden Umſtände er ſeinem Freunde dieſes Geſchäft habe überlaſſen müſſen, und daß der Befreyer der Königinn niemand anders geweſen ſey als Werner von Bernburg: eine Sache, die auf Bitte dieſes großmüthigen Jünglings von den Kampfrichtern, denen er allein ſich entdeckt hatte, verſchwiegen wurde, und alſo Adelheiden neu war. — Otto erzählte weiter von Mariens Reiſe nach ihrem einſamen Schloſſe, von ſeinen Bemühungen, ſie dor

zu ſehen, und von der Vereitlung ſeiner Wünſche, mit ihr wieder auf einen guten Ton zu kommen; alles Dinge, die der Kaiſerinn ebenfalls ſo neu, als befremdend, waren; ſie hatte nicht geglaubt, daß Marie von ihrem jungen Gemahle in ſolchem Grade geliebt worden ſey. Ob ihr die Fehlſchlagung ſeiner Abſichten lieb oder leid war, das gehört nicht hierher. Ihre Hauptgedanken blieben am Ende doch am meiſten mehr bey Luitgarden, als bey der arragoniſchen Marie ſtehen. Sie hatte die Königinn begleitet; Otto war in dieſen Gegenden geweſen, und er mußte alſo nothwendig von ihr Nachricht zu geben wiſſen.

Die eiferſüchtige Königinn, die auf den bloßen Gedanken, ihr Gemahl könne Luitgarden ſehen, ſie ſo unvorſichtig von ſich entfernt hatte, hatte natürlich in der einzigen Unterredung, die ſie mit ihm gehabt hatte, von ihr nicht geſprochen, und Otto wußte alſo nichts weiter zu ſagen, als daß Mariens endloſe Klagen unter andern auch ihre Einſamkeit, und den gänzlichen Mangel an weiblicher Geſellſchaft betroffen hätten.

„Aber Gott!“ ſchrie Adelheid; „was muß aus ihrer Begleiterinn Luitgard geworden ſeyn?“

„Eine von Mariens würdigen Eigenheiten,“ verſetzte Otto, „iſt auch die Undankbarkeit: ſie hat ihrer Retterinn mit keinem

Worte erwähnt, und ich weiß euch also nicht zu antworten."

„Kennt ihr Luitgarden, mein Sohn?"

„Ich sah sie zu Verona kurz vor dem Kampfe auf einen Augenblick, und habe viel von ihr gehört; dieß ist genug, mich mit euch wünschen zu machen, daß man wüßte, wo das edle Geschöpf, das sich so großmüthig selbst aufopferte, hingekommen sey, da ich sie nach Mariens Äußerungen nicht bey ihr glauben kann."

Der Wille des Kaisers und der Kaiserinn war das Signal zu sehr ernstlichen Nachforschungen. Man schickte Bothen nach dem Schlosse im Gebirge, welches Marie schon zu dieser Zeit verlassen hatte, und wo man also weder von ihr, noch von Luitgarden etwas erfahren konnte. Man trug sich in der Folge mit verschiedenen Gerüchten von ihr; bald sollte sie entführt, bald im Gebirge von Räubern erschlagen, bald mit der Königinn ins Kloster gegangen seyn. Keine Gewißheit war hier zu erlangen möglich, bis Adelheid nach einiger Zeit von ihrer Tochter, der Äbtissinn von Quedlinburg, unverhofft die Nachricht erhielt, Luitgard sey in den Händen der Grafen von Nordheim, und werde nächstens durch Werners Hülfe frey werden. Markgraf Eckard, bekümmerter über den Verlust seiner Tochter, als irgend jemand, war zu dieser Zeit schon

auf dem Rückzuge nach Deutschland; man sandte ihm die erfreuliche Bothschaft nach, die ihm aber schon nicht mehr neu war, weil er sie bereits aus Albins Munde erhalten hatte. — Zu dieser Zeit war es, daß die Kaiserinn an die Prinzessinn Mathilde ungefähr in diesen Worten schrieb: „Ich weiß, meine Tochter, was Luitgard euch immer war, und wie ihr trauertet, fast möchte ich sagen, mit mir zürntet, als ich meine Absicht ihrentwegen änderte, und ihr die Prinzessinn von Arragonien vorzog. Mich dünkt, ich bin für diesen Schritt gestraft worden, und ich freue mich, daß Mariens kluger Entschluß zum Kloster mich in den Stand setzt, meinen Fehler zu verbessern. Befördert die Befreyung des Fräuleins mit dem euch eigenen Eifer; ladet sie zu euch nach Quedlinburg ein, und empfangt sie als die künftige Braut des Kaisers: denn das ist sie, nicht nur nach meiner Wahl, sondern auch nach dem Beytritte mehrerer Fürsten, und nach Markgraf Eckards Einwilligung. Da Otto's Herz von Mariens Verlust noch zu tief verwundet ist, so erfährt er vor der Hand nichts von unsern Anschlägen zu einer zweyten Verbindung, und es würde also auch vor der Hand unnöthig seyn, Luitgarden mit denselben bekannt zu machen; sie genieße einen Theil der Ehre ihres künftigen Standes, genieße eure

vermehrte Zuneigung als einer künftigen nahen Verwandtinn; woher ihr aber dieses komme, bleibe verschwiegen bis auf bestimmte Zeit. Möchte doch die Vorsicht Wünsche begünstigen, deren Erfüllung den Kaiser und mich so glücklich machen würde! Doch ich zweifle nicht; alles ist ja richtig bis auf die Einwilligung der beyden Hauptpersonen; und wie sollte diese mir fehlen? — Ich habe Spuren, daß Luitgardens Reize Otto's Augen nicht entgangen sind, ungeachtet er sie kaum auf einen Blick sah; und welchen Eindruck der Ruf ihrer Tugend auf ein tugendliebendes Herz machen müsse, das ist ja unstreitig. Luitgard wird sich leicht bequemen, wenn sie sieht, daß ihre Einwilligung mein Glück ist. Auch ist Otto liebenswürdig genug, ein unbefangenes Herz zu besiegen. Ich wüßte ja niemand, der ihm bey meiner theuren Luitgard, bey meiner holden gewünschten Tochter Eintrag thun könnte, als etwa Erich der Unbekannte, welcher ja, wie man sagt, längst nicht mehr ist, und überhaupt mit einem Kaiser auf keine Wahl kommen kann." — —

Luitgard ward frey; die Äbtissinn von Quedlinburg empfing sie mit offenen Armen, empfing sie ganz so, wie der Brief der Kaiserinn forderte: sie selbst liebte das Fräulein so innig, und kannte keine Würdigere und Gewünschtere, den ersten Thron der Welt zu

zieren. Sie erforschte ihr Herz in der Folge, und fand es liebeleer; sie sprach mit ihr von Erich, und die Wirkung der letzten Unterhaltung mit der Gräfinn von Nordheim über diesen Gegenstand zeigte sich. Mathilde überschrieb dieß der Kaiserinn, und stärkte dadurch ihre Hoffnung. Beyde Damen waren voll Ungeduld, mit ihren Lieblingsplanen los brechen zu können; aber — neue Hindernisse legten sich dazwischen. — — Theophanie und die meisten der Reichsfürsten wünschten die griechische Prinzessinn Kaiserinn zu sehen; ihr Wille drang durch, und Adelheid pries sich glücklich, von der Tochter des Markgrafen von Meissen noch geschwiegen, und durch Äußerung ihrer Wünsche diese unschuldige Seele nicht Theophaniens Verfolgungen ausgesetzt zu haben. — — Die griechischen Heirathswerbungen erforderten Zeit: zwar wurden sie vorsichtig eingeleitet, und emsig fortgesetzt; aber doch vergingen Jahre, ehe man ihrem Ende entgegen sehen konnte. Adelheid und Mathilde hofften oft die Vernichtung einer Sache, die sich so sehr ins Weite dehnte: die erste schien einige Mahl nicht ungeneigt, durch einige heimliche wohl angebrachte Züge diese Hoffnung zu befördern; aber die fromme und weise Äbtissinn von Quedlinburg hielt sie zurück: „Laßt uns, meine Mutter," so schrieb sie ihr, „keine verdäch-

tigen Eingriffe in die Rechte der Vorsicht thun; wer kann von dem, was er wünscht, mit Überzeugung, sagen es sey gut? Der Erfolg entscheide über den Werth unserer Plane für Otto's Glück. Die glückliche Ausführung der Absichten Theophaniens gelte uns für göttliche Mißbilligung der unsrigen, und das Gegentheil mache uns Muth, frischer zu Werke zu gehen, und ein Bündniß zu befördern, dem die Vorsicht durch Zerstörung aller andern ihr Siegel aufzudrücken scheint. Marie mußte Luitgarden weichen; weicht nun auch Helena, wer kann dann zweifeln, daß ihr die Krone vom Himmel bestimmt ist?"

Wir verkennen das Falsche und Fehlerhafte in Mathildens Meinungen nicht; aber wir ehren die Frömmigkeit, die ihr dieselben einflößte: sie gehörten vielleicht mit zu den Eigenheiten des zehnten Jahrhunderts; auch ziemt es uns nicht, hierüber zu urtheilen, und wir kehren daher zu unserer Geschichte zurück.

XVI.

Ein Sterbebette.

Zwey Jahre waren verflossen, ehe das, was Adelheid und Mathilde oft mehr wünschten, als hofften, geschah. Jetzt war die griechische Verbindung ohne Mitwirkung der Cabale vernichtet, und Luitgardens Freundinnen sahen sich der Erreichung ihrer Endzwecke um so viel

näher, da diejenige, welche sie allein zu scheuen hatten, die Feindinn alles Guten, Theophanie, von dem Verdrusse über die von ihren Landsleuten erlittene Beschimpfung wirklich aufs Krankenlager geworfen, und der Hoffnung der Genesung beraubt worden war.— Wärs den Tugendhaften erlaubt, sich über die Hinwegraffung der Bösen zu freuen, so würden wir den beyden königlichen Damen, die wir so oft genannt haben, diese Freude zuschreiben. Aus Furcht, ihrem Charakter einen Flecken anzuhängen, von welchem er vielleicht frey war, übergehen wir dieses, und lassen sie überhaupt mit allen ihren Planen allein, die der Leser ohne dieß vermuthlich lieber in der Ausführung, als in der Anlage sehen wird. Nur so viel sey ihm gesagt, daß sie bey allem, was in der Folge geschah, Otto und Luitgarden einander näher zu bringen die Hand im Spiele hatten. Sie handelten verborgen, und, wie sie meinten, um desto sicherer. Wie hätten Damen, deren Klugheit ganze Reiche beherrschte, an ihrer Fähigkeit zweifeln sollen, zwey junge Personen von zartem, lenksamem Gemüthe in den Weg zu steuern, den sie wählten!

Otto kam vom Grabe des heiligen Adalberts zurück; noch waren die frommen Thränen über seinen Freund nicht vertrocknet, als ihn die Natur zu neuen aufforderte. — Die

Kaiserinn Theophanie lag zu Nimwegen ohne Hoffnung des Lebens; sie sehnte sich, ihren Sohn, oder wie sie sich in der Hitze der Krankheit ausdrückte, ihre Söhne noch ein Mahl zu sehen; man nannte keinen andern, als den jungen Kaiser, und dieser flog auf den ersten Ruf, an dem Bette einer Mutter zu knien, und ihren letzten Segen zu erflehen, deren wunderliche Launen ihn, so lange sie lebte, fast immer von ihr entfernt gehalten hatten. Otto war noch ein junger Herr; er brauchte Leitung: es gibt der unmündigen Fürsten mehr, die regiert seyn wollen; aber alle kommen darin überein, daß sie den Anblick der Seile nicht dulden können, an welchen man sie führt. Die sonst so staatskluge Theophanie, die ihren Sohn in seinen erwachsenen Jahren immer noch für ein Kind hielt, fehlte hierin sehr, und scheuchte ihn dadurch in Adelheids Arme, die ihn gleichfalls lenkte, wie sie wollte, nur mit den Unterschiede, daß sie ihn immer fühlen ließ, daß er König war. — Theophanie besaß auf diese Art immer nur den geringern Theil der Macht im Reiche. Sie hatte die Übergewalt als Regentinn, und Adelheid hatte das Herz des Kaisers.— Otto war zart fühlend genug, sich auf der Reise nach Nimwegen tausend Vorwürfe zu machen, daß er die, die er nun verlieren sollte, so wenig gesehen hatte, und sein Schmerz war halbe Verzweiflung.

als er sie, deren Verzeihung ihn trösten sollte, in der Unmöglichkeit fand, ihm diesen Trost zu gewähren; denn Theophanie lag, als er erschien, schon seit mehrern Tagen des Gehörs und der Sprache gänzlich beraubt. Zeichen vertraten die Stelle der Worte; eine traurige Unterhaltung! selbst denen nur halb verständlich, die genöthigt sind, durch sie die heftigsten Gefühle des Herzens gegen einander zu äußern, und ganz unbedeutend für andere! Thränen beschlossen von beyden Seiten die stumme Trauerscene, und die Kaiserinn fühlte sich so ermattet, daß sie ihrem Sohn winkte, sich zu entfernen, und ihr Ruhe zu gönnen. In dem Augenblicke, da Otto schon die Thür ergriffen hatte, ihrem Befehle zu gehorchen, trat von der andern Seite eine Person ein, die dem Kaiser, indem er sich umwendete, in die Augen fallen mußte, und deren unvermuthete Erscheinung, hätte er nicht mit dem sanftesten Herzen männlichere Empfindungen verbunden, ihn der Ohnmacht nahe gebracht haben würde. Wer kann ohne die tiefste Erschütterung einen Todtgeglaubten leben sehen? und ists zu verwundern, daß alle Triebräder des Lebens stocken, wenn der Erscheinende unser Busenfreund war? Bey Otto blieb es bey starrem Entsetzen. Er sah den Eintretenden, sah ihn noch ein Mahl, vergaß, daß er gehen wollte, stand einige

Augenblicke unbeweglich, ging dann einige Schritte vorwärts, und stürzte mit dem Nahmen, Erich! in seine Arme. — Erich, sich der Wichtigkeit des Orts, und der Kostbarkeit der Augenblicke besser bewußt, als sein köstlicher Freund, erwiederte seine Liebkosungen nur flüchtig, und eilte nach dem Sterbebette, an dessen Seite er sich auf die Knie warf, die Hand der Kaiserinn zu küssen. — Theophanie lag in schwerem Schlummer; aber die Berührung von Erichs Lippen schien durch alle ihre Adern zu zucken: sie erwachte, fuhr, da sie zuvor ganz kraftlos gelegen hatte, hastig auf, und brachte, da sie bis jetzt nur hohle unarticulirte Laute hören ließ, ziemlich deutlich die Worte vor: „O Erich! bist du endlich gekommen?" Erich schmiegte sich in die Arme, die sie schwächlich nach ihm ausbreitete; ihr ganzes Gefühl schien sich in einen einzigen unaussprechlich zärtlichen Blick auf ihn aufzulösen; sie wollte ihn, der in Thränen zerfloß, an sich drücken; aber sie vermochte es nicht, und sank ohne Empfindung auf ihr Lager zurück. Erich raffte sich auf, ließ sie unter den Händen ihrer Frauen, und trat mit dem Kaiser, der ihm wieder hierher gefolgt war, an ein Fenster, nicht um mit ihm zu sprechen, sondern ihm zu zeigen, daß ein Held, den er nie weinen sah, auch Thränen, bittre Thränen vergießen könnte. — Otto stand mehr er-

staunt, als bewegt, an seiner Seite. Verwunderung über mehr als eine Sache dämpfte auf gewisse Art den Kummer. Erich lebendig, ihn von Theophanien auf so eine auffallende Art bewillkommt zu sehen, ihn, der nie sich außerordentlicher Gnade von ihr gerühmt hatte! was für Erscheinungen! Es war, als wenn Erich in Otto's Herzen lesen könnte, und wenigstens den letzten Theil seiner Gedanken beantworten wollte. „Ach Gott!" schrie er; „ich wußte nicht, wie lieb sie mir, wie lieb ich ihr war, bis auf den Augenblick, da ich sie verlieren soll!"

Beyde wurden wieder nach dem Bette der Kaiserinn gerufen; sie saß aufrecht, von ihren Frauen gehalten, drückte eine Art von Wohlgefallen aus, Otto an Erichs Seite zu sehen, und faßte mit inniger Zärtlichkeit beyder Hände. Sie schien ihnen viel zu sagen zu haben; aber das Vermögen zu sprechen, das sie vorhin auf einen Augenblick durch heftige Gemüthsbewegung wieder erhalten hatte, war hin, und alle Bemühungen, sich verständlich zu machen, vergeblich: die Gewalt, die sie sich anthat, war unaussprechlich, ihre Ungeduld, daß es ihr so schlecht gelang, ging bis zu Thränen, und sie sank entkräftet wieder auf ihr Küssen zurück.— Nach einiger Ruhe gelang es ihr, den Nahmen Zoe auszusprechen. Sie hatte diese Dame mit den unglücklichen Braut-

werbern nach Constantinopel gehen lassen, um ihren Worten Nachdruck zu geben, und diese war, von Unmuth und Krankheit aufgehalten, noch nicht zurück. — Man sagte der Kaiserinn, vielleicht bloß um sie zu beruhigen, man erwarte sie morgen; sie machte eine Bewegung mit der Hand, als wollte sie sagen, dann sey es zu spät, und fing wieder an zu weinen.

Otto und Erich waren außer sich vor Kummer über den kläglichen Zustand einer Person, die ihnen jetzt theurer war, als je zuvor. Gleiche Empfindungen, und der Wunsch, einander zu trösten, machten, daß sie sich in die Arme schlossen. Theophanie sah es, und ein Freudenstrahl glänzte aus ihren gebrochenen Augen: abermahls schien es, daß ihr die Sprache zurück kehren wollte; aber man verstand nicht, was sie sagte. Doch ihre darauf folgende Pantomime war deutlich genug, um keiner Auslegung zu bedürfen; sie drückte beyder Hände fest in einander, befahl ihnen durch einen Wink zu knien, und legte die Hand mit der Geberde einer Segnenden auf sie. „O meine Mutter!" rief Otto; „ich verstehe euch! Schon bindet mich innige Freundschaft an Erich; noch mehr soll es euer Befehl thun! Stehe auf, mein Freund! traure nicht, daß dir die Kenntniß deiner Geburt fehlt; der Befehl meiner Mutter macht dich zu meinem

Bruder; oder haſt du in der Fremde einen Nahmen gefunden, der dir mehr zukommt?" — „Leider nein!" ſeufzete Erich; „die Perſonen, an welche mich die Kaiſerinn verwies, waren taub gegen meine Bitten."

Theophanie konnte nach dem, was man von ihrem geſchwächten Gehöre wußte, nichts hiervon verſtehen; doch dankten ihre Blicke Otto ſo zärtlich, als wenn ſie ihn verſtanden hätte. Sie wendete ſich auf die Seite, und ſah Römhilden ſtehen, die nach den veroueſiſchen Händeln ſich wieder unter ihren Hofſtaat begeben hatte. — Römhild pflegte, wo Krankheit und Tod hauſten, nur Wohlſtands wegen zu erſcheinen, und dann alle Mahl von fern zu ſtehen. Ein natürlicher Abſcheu vor den letzten Scenen der Menſchheit machte ihr, wie ſie ſagte, dieſe Zurückhaltung nöthig. — Ein drohender Wink der Kaiſerian rief ſie jetzt näher herbey: ſie nahte ſich langſam; auch Erich mußte ſich nahen. Römhilds Geſicht erheiterte ſich, und ſie reichte nachgebend ihre Rechte hin, als erwartete ſie, ſie ſollte in die ſeinige gelegt werden. Erich ſah ſie mit einem ſonderbaren Blicke an, ohne eine Bewegung zu machen, als wollte er ihr entgegen kommen. Theophanie ſchlug Römhildens Hand zurück, nahm das Ende ihres Gürtels, und legte es in Erichs Hand, drohte dann noch ein Mahl, und winkte Römhilden, ſich zu entfernen.

„Sie ist nicht mehr bey sich selbst," sagte Römhild zu den Umstehenden, und ein fürchterlicher Laut aus Theophaniens Munde antwortete ihr. Wahrscheinlich verstand Römhild besser, als irgend jemand, was die Sterbende meinte; aber es war ihr Vortheil, sie nicht zu verstehen, und alle deutlicheren Erklärungen zu verhüthen.

Von diesem Augenblicke an bekamen Otto und Erich die Kaiserinn, ungeachtet sie noch mehrere Tage lebte, nie anders, als schlafend, zu sehen; man sagte ihnen, sie wüthete wachend zu fürchterlich, und habe ausdrücklich zu verstehen gegeben, sie wolle in diesen schrecklichen Stunden niemand zum Schauspiele dienen.

Wahr war es allerdings, daß Theophaniens letzte Tage sehr schwer waren, und daß sie die meiste Zeit irre redete; ob aber jenes Verboth wirklich von ihr, oder von Römhilden kam, die, ungeachtet sie in dem Krankenzimmer nur von fern stand, doch hier über Arzt, Gewissensrath, und alles unumschränkt herrschte; dieß überlassen wir der willkürlichen Entscheidung der Leser.

VII.

Mißverständniß.

Theophaniens Tod endigte die Trauerscenen zu Nimwegen. An dem Tage, da ihre See-

le die langsam erstarrende Hülle völlig verlassen hatte, traf Zoe ein. Der Zufall wollte, daß Erich einer der ersten war, die ihr entgegen kamen. Auch Zoe ward von Erich dem Unbekannten aus alter Dankbarkeit kindlich geliebt. Sie umarmte ihn, und fragte, ob die Kaiserinn lebe. „Gott!" rief sie bey der Verneinung; „man hielt mich in der letzten Nachtherberge mehrere Tage auf unter dem Vorwande, man wolle mich zur rechten Zeit rufen lassen. Erst diesen Morgen kam dieser Ruf in Theophaniens Nahmen mit der Meldung der äußersten Gefahr; ich eilte, und komme nun doch zu spät?" —

Erich antwortete mit dem lebhaftesten Ausdrucke des Schmerzens, und einigen Äußerungen, die Zoe wohl verstand. „Tröstet euch, mein Sohn!" sagte sie, „und vergesset nicht, diesen Abend mich zu besuchen: ich habe euch Dinge von Wichtigkeit zu sagen, die ihr annehmen müßt, als ob sie von dem Munde der Kaiserinn gesprochen wären."

Römhild war es, die diese Unterredung unterbrach: Zoe hatte mit ihr eine lange Privatunterhaltung; als am Abende Erich kam, die alte Dame zu besuchen, war sie noch nicht geendigt. Zoe erklärte, daß sie das, was sie ihm zu sagen habe, füglich auch in Römhilds Gegenwart vorbringen könne, und machte ihm eine lange verwickelte Erzählung von den

griechischen Händeln, und andern ihm gleichgültigen Dingen, die der, welcher Sachen, die ihm von der äußersten Wichtigkeit waren, hier erwartet hatte, nicht ohne Unwillen von ihr anhören konnte. — Es war in den folgenden Tagen unmöglich, sie allein zu sprechen, oder traf er sie endlich einmahl so, wie er wollte, etwas Anders von ihr zu hören, als die Anweisung, sich Römhilden gefällig zu machen, wenn er den Weg zu seinem Glücke finden wolle; worüber er endlich voll Ungeduld den Entschluß faßte, Nimwegen zu verlassen, und dem Kaiser, der sich gütiger, als je, gegen ihn bezeigte, an jeden Ort der Welt zu folgen. Der Weg von Nimwegen nach den Gegenden, wohin der Kaiser gedachte, ging wohl keinesweges über Quedlinburg; gleichwohl wußte Otto selbst nicht, wie es kam, daß er ihn wählen mußte; und was noch sonderbarer war, es fand sich, daß man ihn dort erwartet hatte. Jedermann liebte den Enkel Otto's des Großen; man hatte ihn lange nicht in diesen Gegenden gesehen; alles strömte herbey, ihn mit lautem Jubel zu bewillkommen. Dieß machte den Eindruck bey weitem nicht auf ihn, den es sonst gemacht haben würde. Er kam von Adalberts Grabe, kam von Theophaniens Sterbebette. — Scenen des Todes pflegen sich aus dem Gemüthe junger gut denkender Personen schwerer zu ver-

lieren, als bey Perſonen von höhern Jahren, die auch bey dem regſten Gefühle für ernſthafte Dinge doch dem Menſchenwürger ſchon zu oft ins Geſicht geſehen haben, um ſeine Schreckniſſe noch allzu tief zu fühlen. Das bunte lärmende Gewühl, das den jungen Kaiſer umgaukelte, glitt vor ihm faſt unbemerkt dahin; das erſte, was ſein Auge ein wenig feſſelte, war ſeine Tante Mathilde in ihrer feyerlichen Ordenskleidung, und eine junge Dame an ihrer Seite, die man ihm als Markgraf Eckards Tochter vorſtellte. Otto hatte eine ſeltſame Empfindung, als er Luitgarden ſah, und ſie ihm genannt ward. Sie ſprach zu ihm mit der lächelnden Unbefangenheit einer Perſon, die vollkommen weiß, was ſie hier zu ſagen hat, und er antwortete ihr mit der äußerſten Beſtürzung. Sie trat zurück, um Andern Platz zu machen; aber er mußte ſie unabläſſig mit den Augen unter den übrigen wieder aufſuchen. Was ſeine Blicke auf eine ſo ſeltſame Art nach ihr hinzog, wußte er nicht. „Ihre Schönheit nicht," ſagte er zu ſich ſelbſt; „ſie iſt groß, aber nicht außerordentlich; ſchöner iſt ſie freylich immer, als Marie und die griechiſche Helena; aber dieß iſt noch nicht allzu viel: auch habe ich ſie heute nicht zum erſten Mahle geſehen; ich bemerkte ſie jenes Mahl zu Verona ſo gut, daß ich ſie unter Tauſenden hätte wieder kennen wollen."

Als Otto sich abermahls bey Blicken nach Luitgarden ertappte, überzeugte er sich gewiß, daß seine Neugier nicht ihre Person, sondern ihre Kleidung betreffe. „Um wen mag sie die Trauer tragen?" sagte er zu sich selbst, „Markgraf Eckard ists wohl nicht, und sie gehört nicht zum kaiserlichen Hause." — In der That hätte Theophaniens Tod einer Dame von Luitgards Range wohl Ursache geben können, sich in Crep zu hüllen; aber die Hoftrauern sind erst eine Erfindung der neuern Zeiten: man trug damahls um niemands willen den Kummer auf der Außenseite, der nicht durch Blut oder Freundschaft dem Herzen nahe war. Otto hatte zehnMahl die Frage, die ihn, wie er meinte, allein beunruhigte, auf der Zunge, sie an die Äbtissinn, oder an jemand Andern zu richten; aber es war sonderbar, er konnte Luitgardens Nahmen nicht über die Lippen bringen, und schwieg also. — Bey der Abendtafel, da das Fräulein ihm sehr nahe saß, wuchs ihm, er wußte selbst nicht wie, der Muth so, daß er ihr selbst, freylich mit einer wichtigeren Miene, als hier nöthig gewesen wäre, seine Befremdung über ihre Tracht bezeugte.

„Ich habe einen sehr lieben Freund verloren," sagte Luitgard, indem sich ihre Augen mit Thränen füllten. „Bischof Adalbert ist nicht mehr; ich werde ihn beweinen, so lange ich lebe!"

„Bischof Adalbert?" schrie Otto mit ei-
em Tone, der mehr Freude als Kummer
errieth; „Adalbert, euer Freund?"

„Ja, mein Freund, und Graf Werners!
ir sind einig geworden, um ihn die Trauer
i tragen, bis wir einen ganzen Tag ohne
hränen um ihn zugebracht haben."

Graf Werner, welcher seinen Nahmen
nnen hörte, trat herzu; seine Rüstung war
it einer schwarzen Binde umschlungen, die
e Trauer um den heiligen Märterer weni-
r verrieth, als die Miene des Kummers,
elche sein Gesicht bey seiner Erwähnung
erzog. — „O Werner!" rief Otto; „wie
b seyd ihr mir wegen dieser Tracht! wie
b, weil Adalbert euer Freund war!" —
iese Worte gingen wohl zur Hälfte auf
itgarden, welche sich derselben aber nicht
nahm, sondern mit ihrer gewöhnlichen
eymüthigkeit sich in das Gespräch von
albert mischte, das sich nun erhob. —
an sah, daß der Kaiser mit dem Grafen
n Bernburg und der jungen Markgräfinn
n Meissen zu sprechen hatte; alle Zwischen-
ume, die sie trennten, wurden leer, und
i Gespräch begann, das beym Ende der
ifel bey weitem noch nicht geendigt war,
d zu dessen Fortsetzung man den künftigen
g ansetzte. — Die Prinzessinn Mathilde
i gegen über, und erstaunte, schon so früh

einen Anfang ihrer Wünſche zu ſehen. — Otto und Werner, Luitgard und Otto ſprachen die künftigen Tage unabläſſig von Adalbert, ohne endigen zu können; manche Thräne wurde dazwiſchen geweint, und ohne Zweifel würde dieſes noch lange gedauert haben, wenn ſich nicht etwas Neues darein gemiſcht hätte. — „Nicht alle unſre Freunde," ſagte Otto eines Tages in Luitgardens Gegenwart zu Werner, „die wir verloren zu haben glauben, ſehen wir erſt jenſeit des Grabes wieder. Man hat Exempel von auferſtandenen Todten. Bereite dich, Werner! dein Freund und der meinige, Graf Erich, lebt, und wird morgen hier ſeyn." — Luitgard fühlte, daß ihr das Blut bey dieſen Worten ſchneller zum Herzen lief; vor ihren Augen wards dunkel, und ſie würde geſunken ſeyn, wenn ſie ſich nicht jählings erhoben hätte. — „Was iſt euch, Fräulein?" fragte Otto und Werner faſt mit einer Stimme, indem ſie gleichfalls aufſtanden, und ſie, welche ſchwankte, ohne es zu wiſſen, unterſtützten. — „Ich weiß nicht," ſagte Luitgard; „es ſtreicht hier ein ſeltſamer Zugwind; ich muß mich entfernen." Werner eilte auf Otto's Verlangen, den kaiſerlichen Leibarzt Peter Lerdegar herbey zu rufen, indeſſen der junge Kaiſer das Fräulein durch den Garten nach dem Hauſe zurück begleitete.

Luitgard war in einer Bestürzung, in welcher sie sich ihrer selbst nicht ganz bewußt war; sie versicherte ihren Begleiter unabläßig, ihr sey wohl, und glaubte erst, daß ihr sehr schlimm gewesen sey, als sie sich nach einer Weile auf ihrem Zimmer befand, sie wußte selbst nicht wie, und zwar Otto nicht mehr, aber unter ihren Frauen die Äbtissinn und den Peter Lerdegar mit einer bekümmerten Miene um sich beschäftigt sah. — „Ich bitte euch um aller Heiligen Willen, mein Kind!" rief Mathilde, als sie sich nach einer Stunde mit ihr allein sah; „was ist euch begegnet?" — „O, meine Mutter!" rief Luitgard; „Graf Erich lebt, und wird morgen hier seyn!"

Dieses waren Otto's Worte, welche jenen fürchterlichen Eindruck auf sie gemacht hatten, die letzten, welche ihr, ehe sie alle Besinnung verlor, in den Gedanken schwebten, und also natürlich auch die ersten, welche, da sie jetzt wieder sprechen konnte, über ihre Lippen gingen. — Das Erstaunen, mit welchem sie die Äbtissinn ansah, bezeugte, daß sie dieselben hätte zurück halten sollen. — Sie verschluckte das, was sie weiter sagen wollte, und schlug erröthend die Augen nieder.

„Hätte ich doch nicht geglaubt," sagte die Äbtissinn, welche nie geliebt hatte, mit einem etwas bittern Tone," „daß Erich noch so viel

Antheil an dem Herzen derjenigen haben könnte, welche Otto einer so vorzüglichen Aufmerksamkeit würdiget!" — Luitgard schwieg; denn sie konnte nicht begreifen, wie Otto's Aufmerksamkeit dem Andenken Erichs Eintrag thun könne. — „Ich bitte euch, Fräulein," fuhr Mathilde, die Luitgards Stillschweigen wahrscheinlich falsch auslegte, mit einem ihrer schärfsten Blicke fort; „was war alle diese Tage über der Gegenstand eurer emsigen Unterhaltungen mit dem Kaiser?"

„Bischof Adalbert."

„Sehr wohl! und Graf Erich, der Unbekannte, wird es vermuthlich in den nächsten seyn. — Mir ists sehr wahrscheinlich, daß Otto, der mit der schönen Luitgard von nichts, als Adalbert dem Mäkterer, zu reden wußte, wohl gar der Freywerber seines Freundes werden wird!"

Luitgard erstaunte über den Ton, in welchem die Prinzessinn sprach; sie hatte ihn noch nie von ihr gehört, und sie wußte schlechterdings nicht, was sie mit demselben sagen wollte. Auch Mathilde wußte nicht, wie sie mit dem Fräulein daran war; daß sie und der Kaiser alle diese Zeit über von nichts, als Liebe, gesprochen hätten, daß sie ihrer Sache schon völlig einig wären, dieß glaubte sie, weil sie es wünschte, so fest, daß es unmöglich war, ihr so leicht es auszureden. Luit-

gards Zurückhaltung, und die, wie ſie meinte, ſo abgeſchmackte Vorſchützung des Märterers Adalberts beleidigte ſie, und der Eindruck, den Erichs Nahme, aller anderen Abſichten ungeachtet, auf ſie gemacht zu haben ſchien, war ihr vollends ſo anſtößig als unerklärlich. — Eine Art von Disharmonie hatte durch dieſes kurze Geſpräch zwiſchen den beyden Damen Platz genommen, welche alle beſſere Verſtändigung verhinderte. Luitgard faßte ſich auf die Auftritte, die ihr des nächſten Tages bevor ſtanden, ſo gut ſie konnte, und es gelang ihr, ſie mit Anſtande auszuhalten.

Sie ſah Erichen, ſah ihn an Otto's Hand, der ihn ihr als ſeinen liebſten Freund vorſtellte, und für ihn bey ihr um ihre Wohlneigung bath. Beyde erröthetеn, ſchlugen die Augen nieder, und antworteten nichts. „Es iſt Schade," fuhr Otto fort, „daß ich dich nur mit meiner neuen Freundinn bekannt machen, daß ich dir nicht auch unſern gemeinſchaftlichen Freund Werner von Bernburg vorſtellen kann. Ich hatte ihn geſtern mit dem, was heute erfolgen würde, bekannt gemacht; aber bey aller Sehnſucht, die er gehabt haben muß, den todt geglaubten Erich wieder zu umarmen, mußte er ſich deſſen ungeachtet dieſen Morgen entfernen, ohne dich geſehen zu haben, weil, wie er ſagte, drin-

gende Geſchäfte ihn nach Welbeck riefen." — So lieb auch Werner Luitgarden war, ſo machte doch die Nachricht von ſeiner ſchnellen Entfernung wenig Eindruck auf ſie; denn ſie hatte gegenwärtig nichts als Erich, noch mehr, ſie dachte ſich ihn als ihren Erich, ſo wie ſie ihn auf dem Gardaſchloſſe mit der Hoffnung des Wiederſehens von ſich ließ. Das Gerücht von ſeiner Liebe zu Römhild, meinte ſie, könne ſo wohl ungegründet ſeyn, als das von ſeinem Tode. Er lebte; und daß er für ſie leben wollte, ſagten ihr ſeine Blicke dieſen und alle folgenden Tage, ſo oft ſie auf die ihrigen trafen. — Zu nähern Erklärungen kam es nicht. Luitgarden verboth jenes Gefühl, welches Liebende oft dasjenige fliehen macht, was ſie am meiſten wünſchen, Gelegenheit zur Unterredung zu ſuchen, oder zu begünſtigen, und Erich konnte, wie es ſchien, dieſelbe nicht finden. Sie ſahen, ſie ſprachen ſich täglich, aber alle Mahl in Otto's Gegenwart, der Erichen, ſo wie bisher Werner, gern in die Unterhaltung mit dem Fräulein zog. — Von Biſchof Adalbert wurde jetzt wenig geſprochen; Erich ſchien ſein Andenken bey dem Fräulein ſo wohl, als bey dem Kaiſer gemindert zu haben. Der Letzte ließ ſich lieber von Erichs däniſchen Abenteuern erzählen, und die gewiſſenhafte Luitgard bezeigte durch Ablegung der Trauer,

daß sie sich bewußt war, in mehrern Tagen nicht um den seligen Märterer geweint zu haben. — So gern Luitgard Erichs dänische Geschichten anhörte, so fehlte es doch in denselben nicht an Zügen, die ihr zuweilen wehe ums Herz machten. Er gestand dem Kaiser, daß er dort zwar unabläßige Arbeit für seine Waffen, viel Ehre und Ruhm, auch viel Gnaden bey dem Dänenkönige, von welchem er mit schwärmerischer Achtung sprach, aber doch nicht das gefunden habe, was man ihm versprochen hätte, als man ihm jene Reise anmuthete, Kenntniß seiner Geburt. „Der König von Dänemark," sagte er, „gestand, daß er mir die beste Auskunft zu geben wüßte; das Geheimniß schien oft in der Fülle der Zuneigung für mich auf seinen Lippen zu schweben; aber er hielt zurück, weil mir, wie er sagte, das Zeichen fehlte, das mich zu dieser Entdeckung berechtigen könne, und ohne welches er immer noch zweifelhaft bleiben müsse, ob ich derjenige sey, für welchen ich mich ausgebe. — Dieses Zeichen war ein Kleinod, das ich einst von der Kaiserinn Theophanie mit der Weisung erhielt, es zu diesem Endzwecke wohl zu verwahren, das aber — ein fröhlicher Rausch — Zuneigung zu einer Person, die mir — — genug, ich habe es nicht mehr in meiner Gewalt, und alle meine Bemühungen waren verloren."

„Und," rief Otto, „iſts denn keine Möglichkeit, wieder zu einer Sache zu kommen, die dir ſo wichtig iſt?"

„Es iſt in Händen, aus welchen ich es nicht wieder zu fordern weiß," erwiederte Erich.

Luitgard, welche dieſes mit anhörte, erröthete faſt noch ſtärker, als der Erzähler. Die Geſchichte vom goldnen Horne und Römhild, die ſie ehemahls von der Gräfinn von Nordheim erfuhr, kam ihr wieder in den Sinn, und ein eiferſüchtiger Unwille gegen Erichen nahm in ihrem Herzen Platz, welcher ihr ſeinen Umgang auf mehrere Tage verleidete.

„Und," fragte der Kaiſer Erichen ein anderes Mahl in Luitgardens Gegenwart, „werden wir den Herzog von Bayern und die Prinzeſſinn von Lothringen bald hier zu Quedlinburg ſehen? — O erröthe nicht! unſre Freundinn darf es wiſſen, in welchen Geſchäften du den Hof der Letzten kürzlich beſucht haſt; ſie wird ſich freuen, daß du die Mühe über dich nahmſt, ihre ſchöne Schweſter Römhild nach Lothringen zu führen."

Luitgard biß ſich auf die Lippen, und Erich ſtammelte etwas, das faſt wie eine Entſchuldigung klang.

„Römhild," fuhr Otto fort, „ward meinem Freunde von meiner Mutter auf ihrem

Todbette besonders empfohlen. O Erich! ihr Gürtel, in deine Hand gelegt, hatte große Deutung, und Römhilds Bitte, da sie sich in das Gefolge der Prinzessinn von Lothringen zu begeben gesonnen war, von niemand, als dir, geleitet zu werden, ist auch nicht zu vergessen."

„Gnädiges Fräulein!" fiel Erich mit einer Miene voll Unwillen ein; „ihr werdet merken, daß es dem Kaiser beliebt, mit mir zu scherzen."

„Herr Ritter!" erwiederte sie mit einem Tone, welcher weniger empfindlich hätte seyn sollen; „ich versichere euch, daß Scherz und Ernst mir hier völlig gleich geltend ist." — Zugleich machte sie eine kurze Verbeugung, und entfernte sich so schnell, als ob hier wieder einer von den Zugwinden wehte, welche ihrer Gesundheit neulich so schädlich gewesen waren.

„Ich hoffe nicht," sagte der Kaiser zu ihr, als er sie das nächste Mahl allein sprach, „daß mein Scherz in Ansehung Graf Erichs und eurer Schwester euch beleidigte! Übrigens versichere ich euch, daß mein Freund, ungeachtet er den Nahmen des Unbekannten führt, ein Mann ist, dessen Verbindung sich die höchsten Häuser nicht zu schämen haben würden."

„Mein Kaiser!" erwiederte Luitgard; „ich

versichre, daß Römhilds und Erichs Händel mich gar nicht beunruhigen."

„Und ich versichere," erwiederte er, „daß Erichs Gedanken sicher auf eine andere, als Römhild, gehen."

VIII.

Immer tiefer.

Der Herzog von Bayern traf wirklich um diese Zeit zu Quedlinburg ein, und bald darauf die Prinzessinn von Lothringen. Der erste wollte seinen Vetter, den Kaiser, besuchen, mit dem er in ganz gutem Vernehmen stand, und die Prinzessinn Kunegunde kam zur Äbtissinn von Quedlinburg; in ihrem Gefolge war Römhild. Sonderbare Täuschungen waren es, die diese beyden Damen der guten Luitgard mitbrachten. — Luitgard war ohne dieß damahls mit sich selbst nicht recht einig, und man weiß, wie reich ein solcher Zustand an den wunderbarsten Fantasien ist. — Wegen der Ursachen, die die Prinzessinn von Lothringen in die Stadt brachten, wo der junge Kaiser sich dermahlen aufhielt, war das Publicum gar nicht zweifelhaft. Kunegunden war, wie jedermann wußte, die Kaiserkrone geweissagt; sie war eine fromme, schöne Prinzessinn von sechs und zwanzig Jahren, die zwar nicht ganz zu dem Charakter des neunzehnjährigen Otto paßte, die aber dessen un-

geachtet der Hof und das ganze Volk gern als seine Gemahlinn gesehen hatte. Luitgard hätte diese Dinge besser von der Prinzessinn Mathilde erfahren können; aber der Hofton, der seit einiger Zeit unter ihnen herrschte, machte, daß sie sich begnügte, zu glauben — was die Kirche glaubte. Otto's Verbindungen, für welchen sie nichts, als Freundschaft, fühlte, machten ihr auch über dieß wenig Nachdenken. Näher ging ihr ans Herz, was Römhilden, und Erich den Unbekannten betraf. Das, was wir im vorigen Kapitel erwähnt haben, hatte schon den Grund zu Argwohn und Mißvergnügen gelegt; nichts mehr war nöthig, sie völlig mit dem zu entzweyen, der noch nie das trauliche Einverständniß der Liebe ganz mit ihr genossen hatte, als daß sie auch mit eigenen Augen sah, was sie wahrhaftig nicht zu sehen wünschte.

Römhild zeigte sich zu Quedlinburg mit alle den außerordentlichen Reizen, die ihr die Natur gegeben hatte; Reize, durch die Kunst noch um die Hälfte erhöht, und durch jenes unnennbare Etwas geltend gemacht, welches selten das Eigenthum der schüchternen Unschuld ist, und dem doch selbst die Verehrer der Unschuld, selbst die Kenner und Hasser der Koketterie nie ganz widerstehen können. — Luitgard war nicht eitel. Von Römhilden verdunkelt zu werden, das beunruhigte sie nicht;

aber nur das konnte ſie nicht vertragen, daß Erichs Blicke ſo wohl an ihr hingen, als alle anderen. Zwar in ihrer Gegenwart ſchien er ſich einen gewiſſen Zwang anzulegen; er hüthete unabläſſig ihre Augen, ob ſie etwas von den Gefälligkeiten wahrnahmen, die er Römhilden erzeigte; er hielt ſich abſichtlich von ihr zurück, wenn Luitgard in der Nähe war; aber es fehlte nicht an Perſonen, die ihm Muth machten, dieſen Zwang zu brechen. Die griechiſche Zoe, jetzt ebenfalls unter den Damen der lothringiſchen Prinzeſſinn, durfte nur gegenwärtig ſeyn, ſo war der blöde Erich ſchnell in Unterhaltung mit Römhild gebracht, ſchnell mit ihr bey Spiel und Tanz gepaart. Was dieſe ſtolze bewunderte Schönheit anbelangt, ſo kann man nicht ſagen, daß ſie ihn ſonderlich begünſtigte. Sie that gerade ſo viel, als nöthig war, ihn nicht abzuſchrecken, unterhielt ſich aber eben ſo wohl mit jedem andern, und am fleißigſten mit dem Herzoge von Bayern, welcher, wie man ſagte, ſehr ernſthafte Abſichten auf ſie hatte. Ihr Äußeres anbelangend, ſchien ſie ſich, ſeit ſie zu Kunigundens Gefolge gehörte, ein wenig geändert zu haben; alles, was dieſe fromme Prinzeſſinn umgab, trug den Mantel der Sittſamkeit; und dieſen hatte auch Römhild auf ſo vortheilhafte Art angelegt, daß er ihr ungemein wohl ließ. Sie war fromm, ſtille

und beſcheiden, ſo weit es die Eroberungsſucht zuließ; und dieſes mußte ſie ja ſeyn, wenn ſie den andächtigen Herzog von Bayern ganz feſſeln wollte, der in der That, während jedermann glaubte, er ſagte Römhilden von Liebe vor, ſie mit nichts unterhielt, als mit dem Sterbebette der Kaiſerinn Theophanie, welches, wie er meinte, eine ſo merkwürdige Änderung in ihr hervor gebracht, und ſie vollends aller Weltlichkeit entriſſen hätte. Was für eine Unterhaltung für Römhilden! doch hörte ſie gefällig zu; denn manches Wort entfiel dem Herzoge bey dieſer Gelegenheit, das ihr ſagte, wie ihre Hoffnungen auf ihn Gewißheiten wären. Was hätte es für andere Deutungen zulaſſen können, daß er ihr heute das eidliche Verſprechen abdrang, nie ohne ſein Vorwiſſen zu heirathen, und ihr morgen, als ſie ihm mit der Hoffnung des Kaiſernahmens ſchmeichelte, ins Ohr flüſterte, wie er hoffte, ſie einſt mit eigner Hand dem höchſten Bräutigam zuzuführen, dem der Beſitz einer ſo edlen Seele zukomme.

Luitgard war, während dieſes mannigfache Gaukelſpiel rund um ſie her getrieben wurde, die unabläſſige Gefährtinn des jungen Kaiſers, der nicht mehr ſchien ohne ſie leben zu können, und allgemach anfing, Reden gegen ſie zu führen, die ihr hätten verſtändlich

gende Geschäfte ihn nach Welbeck riefen." — So lieb auch Werner Luitgarden war, so machte doch die Nachricht von seiner schnellen Entfernung wenig Eindruck auf sie; denn sie hatte gegenwärtig nichts als Erich, noch mehr, sie dachte sich ihn als ihren Erich, so wie sie ihn auf dem Gardaschlosse mit der Hoffnung des Wiedersehens von sich ließ. Das Gerücht von seiner Liebe zu Römhild, meinte sie, könne so wohl ungegründet seyn, als das von seinem Tode. Er lebte; und daß er für sie leben wollte, sagten ihr seine Blicke diesen und alle folgenden Tage, so oft sie auf die ihrigen trafen. — Zu nähern Erklärungen kam es nicht. Luitgarden verboth jenes Gefühl, welches Liebende oft dasjenige fliehen macht, was sie am meisten wünschen, Gelegenheit zur Unterredung zu suchen, oder zu begünstigen, und Erich konnte, wie es schien, dieselbe nicht finden. Sie sahen, sie sprachen sich täglich, aber alle Mahl in Otto's Gegenwart, der Erichen, so wie bisher Wernern, gern in die Unterhaltung mit dem Fräulein zog. — Von Bischof Adalbert wurde jetzt wenig gesprochen; Erich schien sein Andenken bey dem Fräulein so wohl, als bey dem Kaiser gemindert zu haben. Der Letzte ließ sich lieber von Erichs dänischen Abentheuern erzählen, und die gewissenhafte Luitgard bezeigte durch Ablegung der Trauer,

daß sie sich bewußt war, in mehrern Tagen nicht um den seligen Märterer geweint zu haben. — So gern Luitgard Erichs dänische Geschichten anhörte, so fehlte es doch in denselben nicht an Zügen, die ihr zuweilen wehe ums Herz machten. Er gestand dem Kaiser, daß er dort zwar unabläßige Arbeit für seine Waffen, viel Ehre und Ruhm, auch viel Gnaden bey dem Dänenkönige, von welchem er mit schwärmerischer Achtung sprach, aber doch nicht das gefunden habe, was man ihm versprochen hätte, als man ihm jene Reise anmuthete, Kenntniß seiner Geburt. „Der König von Dänemark," sagte er, „gestand, daß er mir die beste Auskunft zu geben wüßte; das Geheimniß schien oft in der Fülle der Zuneigung für mich auf seinen Lippen zu schweben; aber er hielt zurück, weil mir, wie er sagte, das Zeichen fehlte, das mich zu dieser Entdeckung berechtigen könne, und ohne welches er immer noch zweifelhaft bleiben müsse, ob ich derjenige sey, für welchen ich mich ausgebe. — Dieses Zeichen war ein Kleinod, das ich einst von der Kaiserinn Theophanie mit der Weisung erhielt, es zu diesem Endzwecke wohl zu verwahren, das aber — ein fröhlicher Rausch — Zuneigung zu einer Person, die mir — — genug, ich habe es nicht mehr in meiner Gewalt, und alle meine Bemühungen waren verloren."

„Und," rief Otto, „iſts denn keine Möglichkeit, wieder zu einer Sache zu kommen, die dir ſo wichtig iſt?"

„Es iſt in Händen, aus welchen ich es nicht wieder zu fordern weiß," erwiederte Erich.

Luitgard, welche dieſes mit anhörte, erröthete faſt noch ſtärker, als der Erzähler. Die Geſchichte vom goldnen Horne und Römhild, die ſie ehemahls von der Gräfinn von Nordheim erfuhr, kam ihr wieder in den Sinn, und ein eiferſüchtiger Unwille gegen Erichen nahm in ihrem Herzen Platz, welcher ihr ſeinen Umgang auf mehrere Tage verleidete.

„Und," fragte der Kaiſer Erichen ein anderes Mahl in Luitgardens Gegenwart, „werden wir den Herzog von Bayern und die Prinzeſſinn von Lothringen bald hier zu Quedlinburg ſehen? — O erröthe nicht! unſre Freundinn darf es wiſſen, in welchen Geſchäften du den Hof der Letzten kürzlich beſucht haſt; ſie wird ſich freuen, daß du die Mühe über dich nahmſt, ihre ſchöne Schweſter Römhild nach Lothringen zu führen."

Luitgard biß ſich auf die Lippen, und Erich ſtammelte etwas, das faſt wie eine Entſchuldigung klang.

„Römhild," fuhr Otto fort, „ward meinem Freunde von meiner Mutter auf ihrem

Todbette besonders empfohlen. O Erich! ihr Gürtel, in deine Hand gelegt, hatte große Deutung, und Römhilds Bitte, da sie sich in das Gefolge der Prinzessinn von Lothringen zu begeben gesonnen war, von niemand, als dir, geleitet zu werden, ist auch nicht zu vergessen."

„Gnädiges Fräulein!" fiel Erich mit einer Miene voll Unwillen ein; „ihr werdet merken, daß es dem Kaiser beliebt, mit mir zu scherzen."

„Herr Ritter!" erwiederte sie mit einem Tone, welcher weniger empfindlich hätte seyn sollen; „ich versichere euch, daß Scherz und Ernst mir hier völlig gleich geltend ist." — Zugleich machte sie eine kurze Verbeugung, und entfernte sich so schnell, als ob hier wieder einer von den Zugwinden wehte, welche ihrer Gesundheit neulich so schädlich gewesen waren.

„Ich hoffe nicht," sagte der Kaiser zu ihr, als er sie das nächste Mahl allein sprach, „daß mein Scherz in Ansehung Graf Erichs und eurer Schwester euch beleidigte! Übrigens versichere ich euch, daß mein Freund, ungeachtet er den Nahmen des Unbekannten führt, ein Mann ist, dessen Verbindung sich die höchsten Häuser nicht zu schämen haben würden."

„Mein Kaiser!" erwiederte Luitgard; „ich

versichre, daß Römhilds und Erichs Händel mich gar nicht beunruhigen."

„Und ich versichere," erwiederte er, „daß Erichs Gedanken sicher auf eine andere, als Römhild, gehen."

VIII.

Immer tiefer.

Der Herzog von Bayern traf wirklich um diese Zeit zu Quedlinburg ein, und bald darauf die Prinzessinn von Lothringen. Der erste wollte seinen Vetter, den Kaiser, besuchen, mit dem er in ganz gutem Vernehmen stand, und die Prinzessinn Kunegunde kam zur Äbtissinn von Quedlinburg; in ihrem Gefolge war Römhild. Sonderbare Täuschungen waren es, die diese beyden Damen der guten Luitgard mitbrachten. — Luitgard war ohne dieß damahls mit sich selbst nicht recht einig, und man weiß, wie reich ein solcher Zustand an den wunderbarsten Fantasien ist. — Wegen der Ursachen, die die Prinzessinn von Lothringen in die Stadt brachten, wo der junge Kaiser sich dermahlen aufhielt, war das Publicum gar nicht zweifelhaft. Kunegunden war, wie jedermann wußte, die Kaiserkrone geweissagt; sie war eine fromme, schöne Prinzessinn von sechs und zwanzig Jahren, die zwar nicht ganz zu dem Charakter des neunzehnjährigen Otto paßte, die aber dessen un-

geachtet der Hof und das ganze Volk gern als seine Gemahlinn gesehen hatte. Luitgard hätte diese Dinge besser von der Prinzessinn Mathilde erfahren können; aber der Hofton, der seit einiger Zeit unter ihnen herrschte, machte, daß sie sich begnügte, zu glauben — was die Kirche glaubte. Otto's Verbindungen, für welchen sie nichts, als Freundschaft, fühlte, machten ihr auch über dieß wenig Nachdenken. Näher ging ihr ans Herz, was Römhilden, und Erich den Unbekannten betraf. Das, was wir im vorigen Kapitel erwähnt haben, hatte schon den Grund zu Argwohn und Mißvergnügen gelegt; nichts mehr war nöthig, sie völlig mit dem zu entzweyen, der noch nie das trauliche Einverständniß der Liebe ganz mit ihr genossen hatte, als daß sie auch mit eigenen Augen sah, was sie wahrhaftig nicht zu sehen wünschte.

Römhild zeigte sich zu Quedlinburg mit alle den außerordentlichen Reizen, die ihr die Natur gegeben hatte; Reize, durch die Kunst noch um die Hälfte erhöht, und durch jenes unnennbare Etwas geltend gemacht, welches selten das Eigenthum der schüchternen Unschuld ist, und dem doch selbst die Verehrer der Unschuld, selbst die Kenner und Hasser der Koketterie nie ganz widerstehen können. — Luitgard war nicht eitel. Von Römhilden verdunkelt zu werden, das beunruhigte sie nicht;

aber nur das konnte ſie nicht vertragen, daß Erichs Blicke ſo wohl an ihr hingen, als alle anderen. Zwar in ihrer Gegenwart ſchien er ſich einen gewiſſen Zwang anzulegen; er hüthete unabläſſig ihre Augen, ob ſie etwas von den Gefälligkeiten wahrnahmen, die er Römhilden erzeigte; er hielt ſich abſichtlich von ihr zurück, wenn Luitgard in der Nähe war; aber es fehlte nicht an Perſonen, die ihm Muth machten, dieſen Zwang zu brechen. Die griechiſche Zoe, jetzt ebenfalls unter den Damen der lothringiſchen Prinzeſſinn, durfte nur gegenwärtig ſeyn, ſo war der blöde Erich ſchnell in Unterhaltung mit Römhild gebracht, ſchnell mit ihr bey Spiel und Tanz gepaart. Was dieſe ſtolze bewunderte Schönheit anbelangt, ſo kann man nicht ſagen, daß ſie ihn ſonderlich begünſtigte. Sie that gerade ſo viel, als nöthig war, ihn nicht abzuſchrecken, unterhielt ſich aber eben ſo wohl mit jedem andern, und am fleißigſten mit dem Herzoge von Bayern, welcher, wie man ſagte, ſehr ernſthafte Abſichten auf ſie hatte. Ihr Äußeres anbelangend, ſchien ſie ſich, ſeit ſie zu Kunigundens Gefolge gehörte, ein wenig geändert zu haben; alles, was dieſe fromme Prinzeſſinn umgab, trug den Mantel der Sittſamkeit; und dieſen hatte auch Römhild auf ſo vortheilhafte Art angelegt, daß er ihr ungemein wohl ließ. Sie war fromm, ſtille

und bescheiden, so weit es die Eroberungssucht zuließ; und dieses mußte sie ja seyn, wenn sie den andächtigen Herzog von Bayern ganz fesseln wollte, der in der That, während jedermann glaubte, er sagte Römhilden von Liebe vor, sie mit nichts unterhielt, als mit dem Sterbebette der Kaiserinn Theophanie, welches, wie er meinte, eine so merkwürdige Änderung in ihr hervor gebracht, und sie vollends aller Weltlichkeit entrissen hätte. Was für eine Unterhaltung für Römhilden! doch hörte sie gefällig zu; denn manches Wort entfiel dem Herzoge bey dieser Gelegenheit, das ihr sagte, wie ihre Hoffnungen auf ihn Gewißheiten wären. Was hätte es für andere Deutungen zulassen können, daß er ihr heute das eidliche Versprechen abdrang, nie ohne sein Vorwissen zu heirathen, und ihr morgen, als sie ihm mit der Hoffnung des Kaisernahmens schmeichelte, ins Ohr flüsterte, wie er hoffte, sie einst mit eigner Hand dem höchsten Bräutigam zuzuführen, dem der Besitz einer so edlen Seele zukomme.

Luitgard war, während dieses mannigfache Gaukelspiel rund um sie her getrieben wurde, die unabläßige Gefährtinn des jungen Kaisers, der nicht mehr schien ohne sie leben zu können, und allgemach anfing, Reden gegen sie zu führen, die ihr hätten verständlich

seyn müssen, wenn ihr Gemüth nicht ganz von Vorurtheilen aller Art eingenommen gewesen wäre. Otto sprach von Liebe; aber er sprach so schüchtern, so zaghaft, wie gemeiniglich erste, wahre, innige Leidenschaft spricht; seine Reden, seine Wünsche, Hoffnungen und Bitten schienen immer mehr auf einen andern, als auf sich selbst, zu gehen, und er gab dadurch einem wunderbaren Irrthume das Daseyn. Luitgard fühlte, sah und dachte nichts, als Erichen; es mußte ihr in die Augen fallen, daß seine Neigung zwischen ihr und Römhilden wenigstens getheilt war. In seinem ganzen Betragen arbeitete ein unabläßiges Bestreben, mit ihr zu einer Privatunterredung zu kommen; sie wußte sogar, daß er Zutritt in ihrer Wohnung gesucht hatte, welches aber, weil die Prinzessinn Mathilde ihren Damen dergleichen nicht gestattete, vergeblich gewesen war; was sollte sie Anders aus den Reden seines königlichen Freundes schließen, als daß er für ihn sprach? — Wie süß würde ihr dieser Wahn gewesen seyn, wenn Stolz und Delicatesse sie nicht einen andern Weg geleitet hätten! Ein Herz mit Römhilden zu theilen, welch ein Gedanke! den mit ihrer Hand zu beehren, der vielleicht von jener verschmäht worden war; welcher Vorschlag für die, welche nicht ohne Gefühl ihres eigenen Werths *war!* — Sie nahm sich vor, dem Kaiser bey

der nächſten Äußerung, welche ſich dahin deuten laſſen würde, ernſt und deutlich zu antworten. Wahrſcheinlich hatte ſie es ſchon mehr gethan, als ſie es ſelbſt wußte, und war, wie hier nicht anders möglich war, falſch verſtanden worden; wenigſtens ſagte ihr eine ernſtliche Weiſung, die ſie von Mathilden bekam, ungefähr das Nähmliche. — „Fräulein!" ſagte ſie einen Tages zu ihr; „wie ſehr habe ich mich in euch geirrt! Erſt dieſe unbegreifliche Zurückhaltung gegen mich, die euer Glück liebt, und von allem, was zwiſchen euch und dem Kaiſer vorgeht, mehr weiß, als ihr denkt; und dann dieſe unbegreifliche Strenge gegen einen Jüngling, der ganz in euren Reizen lebt, und euch ſo unausſprechlich glücklich machen würde!"

„Gnädige Frau! ich dachte wahrhaftig nicht, daß ihr euch je für ihn intereſſiren würdet. — Gewiſſe Äußerungen, die ihr neulich" —

„Ich mich nicht für ihn? — O wie verkennt ihr mich! Seht, ich bitte für ihn; ihr werdet mich ſo glücklich machen, als die Kaiſerinn Adelheid, und ihn ſelbſt, wenn ihr ſeinen, wenn ihr unſer aller Wünſchen Gehör gebt."

„Auch die Kaiſerinn? Ich dachte nicht, daß er ſo viele, ſo mächtige Fürſprecher hätte."

„Wie? habt ihr ihre ehemahligen Abſichten ganz *vergeſſen*?"

„O nein! aber ich glaubte, daß sie längst bey ihr vergessen wären."

„Soll dieß Rache seyn, Luitgard, so kommt sie hier sehr zur Unzeit. Ihr wißt die ganze Verkettung der Begebenheiten, und könnt vernünftig urtheilen."

„Ich weiß in der That wenig: aber so viel fällt in die Augen, daß eine andere nähere Rechte auf ihn zu haben scheint!"

„Rechte, aber keine Zuneigung mehr."

„O ich bitte euch um Verzeihung; gar sehr viel Zuneigung, die ich ihr übrigens nicht beneiden will!"

„Eifersucht? — Liebes theures Mädchen! nun weiß ich gewiß, das ihr ihn liebt, und daß nur ein unerklärlicher kleiner Eigensinn—"

„Ob ich ihn noch liebe, das weiß Gott," rief Luitgard, die in Thränen ausbrach; „aber so lange sein Herz einer andern gehört —"

„Und würde es euch nicht Ruhm seyn, diese thörichten, unstatthaften Bande zu brechen?"

„Gnädige Frau! ich besitze nicht nur Liebe; ich besitze auch Stolz: ich mag um kein Herz buhlen, das sich mir nicht freywillig ergibt!"

„Gott weiß, was ihr haben wollt, Fräulein! Wenn dieses Herz sich nicht euch freywillig zu Füßen legt, so weiß ich nicht, was

eure Eitelkeit noch erwarten kann! — Aber ich errathe mehr, als ihr ſagt. Hier iſt alte, noch nicht getilgte Liebe im Spiele, die Otto's Worten den Eingang verſperrt."

„Was für Liebe, Prinzeſſinn?"

„Ich will euch einen Nahmen erſparen, den freylich niemand recht zu nennen weiß, und der euch wenig Ehre bringen würde; aber ſeyd verſichert, diejenigen, welche die Augen nach euch zu erheben wagen, ſollen zu ihrer Pflicht angewieſen werden, ſollen lernen, nicht eurem Glücke und dem Glücke ſo vieler Perſonen, die auf eure Einwilligung hoffen, im Wege zu ſtehen."

„Luitgard hatte ſich das ganze vorher gehende Geſpräch, das ſo wohl auf ihre als auf Mathildens Meinung paßte, vortrefflich erklären können; nur das Letzte blieb ihr unverſtändlich: ſie wünſchte indeſſen dieſe läſtige Unterhaltung abgebrochen zu ſehen, und forderte alſo keine Erläuterungen. Nach einer langen Pauſe fragte das Fräulein, ob ſie heute bey Hofe erſcheinen würde.

„Sehr gern," war die Antwort, „wenn ich nicht eins fürchtete!"

„Und welches, mein Kind?"

„Des Kaiſers allzu angelegentliches Zureden in einer Sache, die mich beunruhigt. Ihr wißt, wie hoch ich den Kaiſer ſchätze, und könnt alſo denken, wie ſchwer mir

es werden muß, ihm ungefällig zu antworten."

„O Luitgard! schätzt ihr ihn so hoch, als ihr sagt, so — doch beruhigt euch! ihr sollt nicht übereilt werden, und wenn des Kaisers Unterhaltung euch lästig ist — —"

„Lästig, gnädige Frau? die Unterhaltung mit dem, den ich so unendlich hoch schätze?"

„Ihr seyd ein Kind," lächelte Mathilde. „Doch diese kleinen Zierereyen sollen sich alle, wie ich hoffe, mit der Zeit geben, und ich wollte mit dem, was ich sagte, euch nichts weiter versichern, als daß der Kaiser auf mein Einrathen euch heute selbst und eurer bessern Überlegung überlassen, und lieber gar nicht, als von Dingen mit euch sprechen soll, die euch noch beunruhigen. Gehet hin, meine Tochter, und lasset uns ankleiden," setzte sie hinzu, indem sie sie mit ungewöhnlicher Zärtlichkeit umarmte; „ihr habt nicht nur heute, sondern auch noch einige künftige Tage Muße zum Nachdenken. Morgen geht der Kaiser nach Worms, ich zur Versammlung der Stände nach Dornburg; nutzt diese Zeit wohl, und sehet dann einer vollen Aufklärung all eurer Zweifel entgegen."

IX.

Immer tiefer!

Luitgard ſo wohl als Mathilde befanden ſich in einem Gewühle von Irrthümern und Mißverſtändniſſen, welche mit Einem Worte aufzulöſen geweſen wären, und die doch erſt noch tiefer verwickelt werden ſollten, ehe der Tag von allen Seiten anbrach. Luitgard glaubte die Rede ſey von Erich, da Mathilde von niemand, als Otto, ſprach; Luitgard konnte nicht denken, daß dieſer ihr ſeine Liebe antragen würde, da ſie ihn mit der lothringiſchen Prinzeſſinn ſo gut, als verlobt, hielt. Otto fühlte viel Freundſchaft für Kunegunden; er ſprach oft mit ihr insgeheim, aber nur von dem Herzoge von Bayern, der, während ſich Römhild mit ſeiner Liebe ſchmeichelte, ſich um dieſe Dame bewarb; und dieſes diente dazu, Luitgarden in ihrer Meinung zu beſtärken, daß alles, was er ihr vorſagte, auf Erichen gehen müßte. Alles, was in Mathildens Geſpräche vorgefallen war, galt ſo wohl auf einen, als auf den andern. Mathilde ſprach von den Abſichten, die Adelheid ehemahls mit Luitgard und Otto gehabt habe, und Luitgard wußte ſehr wohl, daß ſie einſt auch Erichs Liebe begünſtigte. Luitgard ſprach von Anſprüchen, die eine Andere auf Erichs Herz habe; und da ſie Römhilds Nahmen nicht

nannte, so deutete Mathilde, welche glaubte, hier sey von niemand, als Otto, die Rede, diese Winke der Eifersucht auf die arragonische Marie. In diesem gegenseitigen Wahne fanden sich beyde bey der heutigen Versammlung ein, die in Kunegundens Pallaste gehalten wurde, und man sah die Wirkungen, die aus demselben entsprangen. Mathilde, die natürlicher Weise eher mit ihrem geistlichen Putztische fertig werden konnte, als das Fräulein mit ihrem weltlichen Zierathe, trat eher, als sie, in den glänzenden Zirkel, und Luitgard fand also alles so, wie es die Klugheit der Äbtissinn angelegt hatte, und wie es im Stande war, ihr heute tausenderley Unmuth, lange Weile und Kummer zu machen. Nicht als wollten wir sagen, als hätte diese fromme, trugloſe Dame sich der Cabale bedient, ihre Endzwecke zu begünstigen; nein, sie hatte nur mit zwey Personen aus der Gesellschaft ernst und deutlich über gewisse Dinge gesprochen, und dadurch jeden Endzweck erreicht, den sie wünschte. — Otto's Absichten auf Luitgard waren hier noch jedermann ein Geheimniß; aber da Mathilde in Ansehung Erichs ehemahliger Verbindung mit Luitgarden nicht ohne Zweifel war, so hielt sie es für gut, diesen mit in die Vertraulichkeit zu ziehen. Sie entdeckte ihm die Leidenschaft des Kaisers für das Fräulein, und das,

was sie von ihrer Gegenneigung für ihn aus ihrem letzten Gespräche für gewiß hielt; sie gestand Erichen, daß sie wisse, wie er Luitgarden ehemahls geliebt habe, und beschwor ihn, nun einer Neigung gute Nacht zu geben, die, wenn er sie noch hägte, ihn und ihre junge Freundinn unglücklich machen würde, da sich jetzt ihr ganzes Herz auf Otto hinzulenken schiene, dessen Verbindung mit ihr nicht nur sein Glück, sondern das Glück des ganzen Reichs seyn würde, welches einer solchen Kaiserinn bedürfte.

Erich war in einer Verfassung, die sich schwer beschreiben läßt; er bethete Luitgarden an; seine Bemühungen um Römhild waren nichts, als von der griechischen Zoe ausgesonnene Staatsränke, ihm wieder zum Besitze des Kleinods zu verhelfen, welches jene ihm im Taumel einer Leidenschaft abgeschwatzt hatte, die, seit er Luitgarden kannte, nicht mehr in seinem Herzen existirte. Römhild schmeichelte ihm immer mit der Herausgabe einer Sache, die ihm so wichtig war, sprach von Gegenforderungen, die sie nannte, und erhielt ihn dadurch in einer Abhängigkeit von sich, die nichts anders, als ein verdächtiges Ansehen haben konnte, indeß er, weit entfernt von Liebe zu jener Verrätherinn, nur für Markgraf Eckards schöne Tochter lebte. Diese Leidenschaft hatte er vor jedem fremden

Auge verborgen geglaubt, und mußte sie nun entdeckt, noch mehr, er mußte sich es vor die Augen legen lassen, daß sie vergeblich sey; daß sie sein und des Fräuleins und seines königlichen Freundes Unglück machen würde. Erich war außer sich; sein Herz blutete; er scheute sich nicht, der Äbtissinn die volle Stärke seiner Leidenschaft in seinen Thränen sehen zu lassen. Aber ihre Beredtsamkeit war unwiderstehlich, und er — der Aufopferungen so gewohnt, daß er sich auch zu der schwersten entschloß. Wie hätte er denken müssen, Otto, seinen Freund, unglücklich zu machen, und dem Mädchen, das er liebte, ein Glück zu entziehen, dessen sie so vollkommen würdig war! Er hatte nur ein Herz, keine Kronen für sie; Otto's Hand war bestimmt, ihre Verdienste so zu belohnen, wie es denselben zukam. — Mathilde umarmte Erichen für seine großmüthige Entschließung; er wollte sich entfernen; aber sie bath ihn zu bleiben, und ihr durch sein heutiges Betragen einen Beweis zu geben, daß er ein Held sey, der sich in allem überwinden könne. Von ihm verfügte sie sich zu Otto, dem sie nur wenig zu sagen hatte; die Versicherung von seinem Glücke bey Luitgarden, und die Bitte, ihres zarten Gemüths zu schonen, und jetzt, da sie Bedenkzeit zu wünschen schiene, sich lieber ihres Umgangs zu enthalten, als allzu heftig in sie zu

dringen. — Luitgard ward bey ihrem Eintritte mit der gewöhnlichen Achtung empfangen; das Geſpräch war allgemein; man ging von dieſem zu den damahls gewöhnlichen Modezeitvertreiben, von dieſen zu Privatunterhaltungen über. Luitgard, zu nichts, als einſamem Nachdenken, aufgelegt, ſuchte die Stille, und hatte die Genugthuung, oder ſoll ich lieber ſagen, die Kränkung, daß ſie ihr von niemand geſtört wurde? — Daß Otto, vor deſſen Unterhaltung ſie ſich fürchtete, es dieſes Mahl bey einem kurzen und ungewöhnlich zärtlichen Complimente bewenden ließ, und dann zu einer ſehr emſigen Unterhaltung mit Kunegunden, dem Herzoge von Bayern und der Prinzeſſinn Mathilde überging, das gefiel ihr mehr, als daß es ſie beunruhigt hätte; aber wie ſollte ſie das verſchmerzen, daß Erich heute auch nicht Einen Blick auf ſie warf, und ſich unabläſſig erſt mit der griechiſchen Zoe, dann mit Römhilden beſchäftigte? Römhild war heute ſchöner, als jemahls; ſie trug jene Kleidung, welche ihr bey ihrem ſtolzen hohen Wuchſe, bey ihrem feuervollen Auge, und dem finſtern Haar, das ihrem Geſichte ſo viel Ausdruck gab, die vortheilhafteſte war, die Kleidung einer Jägerinn. Eine blendende Schönheit, von welcher ſich die traurige Luitgard mit der ſanften Engelsmiene in ihrem unſchuldigen Weiß, das durch nichts,

als den fließenden waſſerblauen Mantel, und den breiten goldnen Gürtel abgeändert war, ganz verdunkelt glaubte. Römhilds Tracht, nicht ihre Schönheit war es, was bey der gutmüthigen Luitgard den ſchmerzhaften Eindruck machte; ſie brachte ihr die Erzählungen der Gräfinn von Nordheim zu lebhaft in die Gedanken, und das goldne Horn, Erichs Geſchenk, an ihrer Seite, trieb ihre Empfindungen aufs höchſte. Dieſes Kleinod ſchien ein Talisman zu ſeyn, der ihn unauflöslich an die Zauberinn feſſelte. Luitgard ſah, daß er es küßte, und dann mit Blicken zärtlicher Schwermuth zu Römhilden aufſah; die Worte, welche er dabey an ſie richtete, verſtand ſie nicht; aber ſie glaubte ſie errathen zu können. Was Luitgards Empfindungen faſt bis zum Unerträglichen erhöhte, war der Vorwurf, den ihr ihr zartes Gewiſſen machte, ſie ſeyen ungerecht und ſträflich. „Was für Rechte habe ich," ſagte ſie zu ſich ſelbſt „Erichs Neigung für Römhild mit ſchele Augen anzuſehen, oder ſie Treuloſigkeit z nennen? Seine Liebe zu ihr iſt die älter die Abſchweifung ſeines Herzens zu mir w Verbrechen, und die Rückkehr zu den Pfli ten, die er ihr ſchuldig iſt, Verbeſſerung nen Fehlers, den ich am erſten hätte rü ſollen. O wie unbillig, o wie herabgeſu bin ich! o Römhild! verzeihe! die Be

gung, die ich dir anthue, wiegt alles auf, was ich je von dir erlitten habe." — „Aber," fuhr sie fort, „ists auch dieses wirklich, warum ich auf Erichen zürne? O nein! seine Doppelherzigkeit ists! Möchte er doch Römhilden immer lieben, wenn er nur nicht zugleich seine verrätherischen Absichten auf mich fortsetzen wollte! — Doch auch hierin beurtheile ich ihn vielleicht unrecht. Erich kann, kann nicht falsch und doppelherzig seyn, und die ganze Bewerbung des Kaisers für ihn um meine Gunst ist vielleicht nichts, als Wunsch, mich durch ihn zu beglücken, oder Römhilden, mit welcher man vielleicht andere Absichten hat, von ihm los zu reißen; Dinge, an welchen er so wenig Antheil haben mag, als ich, die ihm so widerlich seyn mögen, als mir. — O tröste dich, Erich! ich will diesen Verdrießlichkeiten bald ein Ende machen; man soll nicht sagen, daß Luitgard die Störerinn deines Glücks sey!"

Luitgard hatte geweint, als die Versammlung jetzt aus einander ging, und Mathilde und Otto zu ihr trat, welcher wegen der morgenden Reise sich von ihr beurlauben wollte. Er war entzückt über etwas, was seine Base ihm von der muthmaßlichen Gegenliebe derjenigen, die er anbethete, gesagt hatte; seine Augen hatten sie den ganzen Abend bewacht; er hätte die Welt darum gegeben, ihre Ein-

ſamkeit ſtören zu dürfen; aber Mathilde hatte verſprochen, daß Luitgard dieſen Abend nicht von ihm ſollte beunruhigt werden, und ſie hielt über die Erfüllung ihrer Zuſage: indeſſen hatte der Kaiſer nicht ermangelt, alle Gemüthsbewegungen, die ſich auf Luitgards ſchönem Geſichte zeigten, nach ſeiner Meinung auszulegen, und ſie für ſich zu deuten. Unmuth konnte bey ſo ſanften Zügen, wie die ihrigen, leicht für zärtlichen Kummer, und Eiferſucht für ſtilles Nachdenken gelten! — „Darf ich ſo ſtolz ſeyn," fragte er das Fräulein, als er jetzt zu ihr trat, zu wähnen, daß dieſe ſchönen Augen bloß über die Entfernung eines Freundes weinen, oder liegen noch mißtrauiſche Zweifel in dieſen Thränen?" Luitgard, die ihn nicht ganz verſtand, zwang ſich zu lächeln, und verſicherte auf eine verbindliche Art, wie ſie nicht hoffe, daß die Entfernung deſſen, der ſie ſeiner Freundſchaft würdigte, ſo lange dauern würde, um Thränen bey der Trennung nöthig zu machen. — Was Otto hierauf antwortete, und was ſie erwiederte, war von beyden Seiten ſo aufrichtig gemeint, als falſch verſtanden, und beyde trennten ſich getäuſchter, als jemahls.

„Nun wird meine junge eigenſinnige Freundinn doch mit dem zufrieden ſeyn, der ſie liebt?" fragte Mathilde Luitgarden, als ſie allein waren.

„Der mich liebt?" rief das Fräulein, indem sie in Thränen ausbrach. „Ist die Geflissenheit, mit welcher er eine andere unterhielt, ohne auf mich zu achten, Liebe gegen mich?"

„Ihr erinnert euch nicht, daß ihr heute ungestört bleiben wolltet; und was diejenige anbelangt, auf welche, wie ich nun fast muthmaßen muß, eure Eifersucht eigentlich geht, so wisset, was ich euch im höchsten Vertrauen entdecke, daß heute ihre Verbindung mit dem Herzoge von Bayern völlig richtig geworden ist, und daß alles, was ihr von ihr und eurem bestimmten Bräutigam glauben möget, nichts ist, als falscher Wahn: ihr begreifet ja selbst, daß eine solche Verbindung bey dem großen Unterschiede, der unter beyden ist, gar nicht zu gestatten wäre." — Mathilde zielte hierin auf die Prinzessinn von Lothringen, deren emsige Unterhaltung mit dem Kaiser, wie sie meinte, Luitgards Eifersucht diesen Abend erregt hatte, und von der sie wußte, daß man sie, ungeachtet der so sehr verschiedenen Jahre und Charaktere, zu Otto's künftiger Gemahlinn machte, indessen Luitgard alles auf Römhild deutete, und eine Antwort gab, die völlig ihrem Unmuthe angemessen war, und um nichts bath, als daß sie ins künftige nur nicht mehr mit Anträgen von einem Manne gequält werden möchte, der nicht an sie denken kön-

ne und dürfe, da eine Andere ältere und gegründetere Ansprüche auf seine Wahl habe, und da sie ihm ja von Herzen gern entsage. —

„Ihr seyd eine kleine liebenswürdige Thörinn mit allen euren Zweifeln, die so deutlich von Liebe zeugen," rief Mathilde, die sie umarmte. „Die Wiederkunft des Kaisers von Aachen und die meinige von Dornburg soll alle eure Zweifel heben, und ihr sollet auch wider euren Willen glücklich seyn."

X.

Alles vereinigt sich zu Werners Bestem.

„Wider meinen Willen glücklich?" wiederhohlte Luitgard, als sie auf ihr Zimmer kam; „also Zwang? Zwang, wahrscheinlich auch auf Erichs Seite, und gewaltsame Verdrängung Römhilds? — Gott! was für Auftritte! o wüßte, wüßt' ich Mittel, ihnen auszuweichen!" Luitgard warf sich auf ihr Bett, aber sie konnte nicht schlafen. Sie stand auf mit all der Heftigkeit, welche den sanftesten Seelen im Sturme der Leidenschaft eigen ist, den, dessen Andenken sie so marternd verfolgte, wenigstens auf sympathetische Weise aus denselben zu vertilgen: einige kleine schriftliche Aufsätze von Erichs Hand, und sein Bild besaß sie, und diese sollten dem Feuer geopfert werden, da sie sich selbst geschworen hatte, weder durch Zwang, noch gut-

willig an ihm selbst Theil zu haben. Sie fand im Suchen einen fest verschlossenen, noch uneröffneten Brief von Wernern, den er an sie abgelassen hatte, als er sich kurz vor Erichs Ankunft zu Quedlinburg aus Ursachen, die der Leser errathen kann, schnell entfernte. Luitgard hatte ihn im Gewühle anderer Gedanken beyseit gelegt, und ganz vergessen. Jetzt fand sie ihn, und eine seltsame Empfindung nahm Platz in ihrer Seele: „Gott! Gott!" sagte sie zu sich selbst, indem sie das Blatt in der Hand wog, und mit strömenden Augen gen Himmel sah; „dieser Brief, von der Hand des treuen, so hoch um mich verdienten Werners, noch keines Blicks gewürdigt, und diese Zettel von einem leichtsinnigen Erich, dem ich nichts zu danken habe, als Kummer, fast bis zur Zernichtung gelesen? — Verdient die, welche selbst so undankbar ist, wohl Dankbarkeit und Treue?" Werners Brief ward bey diesen Worten von einander gerissen, und, mit welcher Rührung! folgender Maßen gelesen. —

„Ich kenne Luitgardens treue, freundschaftliche Seele zu gut, um zu glauben, mein schneller Abschied könne ihr gleichgültig seyn, und ich weiß, daß ich ihr Erklärung schuldig bin. Doch kann sie wohl noch zweifelhaft seyn, warum der Freund entflieht, da der Liebhaber erscheint? O Luitgard! ihr mögt

von eurem Herzen glauben, was ihr wollt, Erich wird, so bald er auftritt, seine alten Rechte wieder behaupten; selbst die Bewegung, mit welcher ihr heute seinen Nahmen aus des Kaisers Munde hörtet, muß euch dieses beweisen. Dieß war nicht freudiges Entsetzen über das Leben eines Todtgeglaubten, das auch ich fühlte; das war Liebe! Nicht Römhild, nicht seine jahrelange Vergessenheit, nicht seine wahrscheinlich kalte Gegenliebe wird euch anstößig seyn; wenig Worte von ihm werden alles entschuldigen, und die Vorbitte seines Freundes, des Kaisers, wird mein Unglück vollenden. Ja Luitgard, mein Unglück! Erich ist mein Freund; aber ich bin zu schwach, ich kann ihn euch nicht mit frohem Herzen gönnen, besonders da ich mir nicht denken kann, daß ihr glücklich mit ihm seyn werdet. Ich bin vollkommen in eurem Falle; nicht Erich nicht eure jahrelange Vergessenheit, nicht eure wahrscheinlich kalte Gegenliebe, solltet ihr euch auch heute nach dem Willen eures Vaters bequemen, der euch mir vor Jahren zusagte, können mich von dem Wunsche, euch zu besitzen, abschrecken! von diesem traurigen fruchtlosen Wunsche, der nun auf ewig vernichtet ist! Stellet euch meine traurige Lage an eurem Beyspiele vor! Was würdet ihr fühlen, wenn Römhild den Vorzug behielte? und was fühle ich bey Erichs wahr-

scheinlichem Glück! — O Luitgard! Trost, Trost einer Freundinn brauchte ich wohl, wenn mir nichts Bessers gegönnt ist! Ihr nanntet euch ja oft meine Freundinn, meine Schwester; solltet ihr euch im Taumel verneuter Leidenschaft so ganz verlieren, daß ihr gar keinen Gedanken für mich hättet? Solltet ihr nicht durch einen Brief an meine Base Waldburg, durch eine Reise nach Gandersheim, oder durch irgend eine Erfindung eures guten Herzens mir in den nächsten Tagen zu verstehen geben, daß ihr nicht ganz allein für Erich lebt; daß ihr auch noch einige Empfindung habt für den unglücklichen Werner?"

Dieses Blatt hätte Werners Schutzgeist wohl in keinem günstigern Augenblicke vor Luitgardens Augen bringen können, als in den gegenwärtigen. Ihr Herz fühlte eine außerordentliche Erschütterung. Unwille gegen Erich, Dankbarkeit und Mitleid gegen Werner, Wunsch, ihrem Stolze ein Opfer zu bringen, Furcht vor dem Zwange, den sie sich aus Mathildens letzten Worten träumte, und tausend andere Gefühle kamen zusammen, welche durch die Beschämung, daß er bey allen Zweifeln in ihre Freundschaft doch noch immer mehr von derselben hielt, als sie verdiente, unendlich erschwert ward. Es, war als könnte sie kein Auge vor sich selbst aufschlagen, daß dieser würdige treue Freund

wähnte, sein Abseyn würde ihr Kummer machen; sie würde auf Mittel sinnen, ihn zu trösten, da — sie alle diese Zeit über kaum ein Mahl an ihn gedacht hatte. — Der Tag brach über diesen Betrachtungen an, und sie entschloß sich, das Versäumte nachzuhohlen, und an die Nonne von Gandersheim zu schreiben: aber es war, als wenn das Schicksal dem armen Werner den Trost mißgönnte, der ihm wahrscheinlich aus diesem Schreiben erwachsen wäre; denn kaum hatte sie sich gesetzt, als Bothen von der Prinzessinn Mathilde erschienen, welche eben abgereist war, sie nochmahls in ihrem Nahmen dem Schutz des Himmels zu empfehlen, und ihr die Entwickelung aller Dinge, die ihr Kummer machten, bey der Wiederkunft zuzusichern. Luitgard verstand alles, was ihr hierüber gesagt wurde, falsch, wollte ihren Verstand bessern Überzeugungen nicht öffnen, und blieb also im Irrthume. — Bald darauf ließ sich Graf Erich melden; Luitgard gerieth in den lebhaftesten Unwillen über seine Kühnheit, und er ward abgewiesen: er hatte Aufträge von Otto, welche wahrscheinlich alles aufgeklärt haben würden; aber Luitgard wollte sie ja nicht hören! O die Unbesonnene! was für eine Zusammenkunft hätte diese werden können, die sie sich selbst muthwillig entzog! der bekümmerte Erich noch in halber Verzweiflung über das, was

Mathilde ihm gestern sagte, würde deutlich gesprochen haben, und der Betrogenen würde es auf ein Mahl Tag geworden seyn. — Zoe, welche Erichen unabläſſig bewachte, weil ſie ſeine Neigung für Luitgarden kannte, und ihn gern zu ſeinem Vortheile auf Römhilds Seite gelenkt hätte, da dieſe ſich jenes Kleinod, auf welches ihm ſo viel ankam, allein durch Liebe wollte abdringen laſſen, Zoe, ſage ich, erfuhr nicht ſo bald, daß Erich ſich bey dem Fräulein habe anſagen laſſen, als das Verlangen, ihn dort zu treffen, oder vielmehr alles, was er ſagen könnte, zu ſtören, ſie veranlaßte, Römhilden zu einem höchſt ſeltſamen Morgenbeſuche bey Luitgarden aufzumahnen. „Sie wollen mir melden," dachte Luitgard bey ſich ſelbſt, als ſie ihre Nahmen hörte, „daß Römhild nahe Hoffnung hat, Herzoginn von Bayern zu werden, und daß ſie alſo mildherzig ſeyn will, mir Erichen zu überlaſſen;" dieſes dachte ſie, und — die Damen, die ihr wider Willen vielleicht einiges Licht hätten aufſtecken können, wurden abgewieſen.

Den Nachmittag hörte die Prinzeſſinn von Lothringen, daß Markgraf Eckards Tochter alle Beſuche unter dem Vorwande von Unpäßlichkeit verbitte; ſie liebte das Fräulein mit wahrer Zuneigung, und ließ anfragen, ob es erlaubt ſey, ihr in ihrer Einſamkeit

Troſt zuzuſprechen; aber Luitgard wollte, und wollte heute allein ſeyn, und ſo konnten weder Kunegunde noch der Herzog von Bayern vorkommen, der nach Aachen ging, und Luitgarden nach Aufträgen an ihren Vater fragen wollte. — Aber als ſich des Abends, da man ſchon Lichter angezündet hatte, die Nonne von Gandersheim anſagen ließ, da trug man kein Bedenken, ſie mit offnen Armen zu empfangen. „O Freundinn! tröſtender Schutzengel!" ſchrie Luitgard, indem ſie von ihrem Schreibtiſche aufſprang, wo ſie eben ihren Brief geendigt hatte, und ſich ihr in die Arme ſtürzte: „welche wundervolle Fügung! Mit all meinen Gedanken war ich bey euch, und ihr erſcheint ſelbſt, als ob Ahndung euch lockte. — Aber was iſt euch? — Himmel! ihr wankt! ihr ſcheint der Ohnmacht nahe! Sollte irgend ein Unglück — Gott! eure ſchnelle, unvermuthete Ankunft ſollte mich ja ſo etwas beſorgen laſſen!"

Waldburg wurde von der beſtürzten Luitgard nach einem Sitz geleitet, und aufrecht gehalten, weil ſie wirklich von der übereilten Reiſe, oder einer heftigen Gemüthsbewegung außer ſich zu ſeyn ſchien. Unzählige angſtvolle Fragen miſchten ſich in Luitgards Hülfleiſtungen, welche alle unbeantwortet blieben, weil die Nonne von Gandersheim, auch da ſie ſich jetzt erhohlte, doch vor Thränen nicht

zu reden vermochte. — Werner! war endlich das erste Wort, welches Luitgard aus ihrem Munde vernahm. „Und was ist ihm?" schrie das Fräulein mit dem höchsten Ausdrucke von Entsetzen: „meine Gedanken hingen diesen ganzen Tag mit solcher Angst an ihm, daß —"

„Luitgards Gedanken an Werner? — O ihr Falsche! wie wollt ihr mich dieß glauben machen? — Doch ja; vielleicht sagte euch das Gerücht schon, daß ihr ihn getödtet habt, und eure Gewissensbisse — —"

„Ich Wernern getödtet? — Werner todt?" —

„Noch nicht, wie ich zu Gott hoffe; aber dieß wird euch wahrlich sehr gleichgültig seyn, euch, die ihr die Schwüre eurer Kindheit so leichtsinnig vergessen, den Willen eures Vaters, der euch schon in eurem dreyzehnten Jahre Wernern zusagte, geringe achten, und euch durch Fürstenwort und Vorbitte bereden lassen konntet, Herz und Hand an einen Leichtsinnigen, einen Unbekannten, einen Erich wegzuwerfen."

„Gott! wie ist das so schnell kund geworden?"

„Also wahr ists doch?"

„Wahr, nur allzu wahr, daß solche Forderungen an mich geschahen; aber noch nichts ist geschlossen: und wollt ihr die heiligste Versicherung, daß es nie geschehen soll?" —

„Was werden die Versicherungen dem Sterbenden nützen?" —

„Aber Himmel! was ist mit dem edlen Werner vorgegangen?" —

„Das frage ich euch. — Als er sich vor einigen Wochen vom Hofe entfernte, habe ich ihn nur auf Augenblicke gesehen. Er hatte das Ansehen eines äußerst bestürzten und bekümmerten Menschen: aber ich hörte von ihm nichts, als die Bitte, wenn ich mündliche oder schriftliche Nachricht von euch erhielt, ihm dieselbe eilig zuzuschicken; weil solcher Trost ihm nöthig sey. — Ich habe all diese lange Zeit über nichts von euch erfahren, wie ihr selbst am Besten wißt, und von ihm erhielt ich endlich die Bothschaft, wie er sich dem Tode nahe fühle, und mich bitte, zu kommen, seinen letzten Seufzer aufzufassen. Ich flog nach Walbeck, er war sehr schwach, klagte wenig, und nannte nur unaufhörlich euren und Erichs Nahmen. Einer seiner Vertrauten sagte mir, daß langsamer Gram um euch, und die endliche Überzeugung, gänzlich von euch vergessen zu seyn, ihn in diesen Zustand gestürzt habe, diesem folgte eine genauere Erzählung der letzten quedlinburgischen Händel, welche Muthmaßungen erzeugen, die das Gerücht in unsern Gegenden nur gar zu sehr bekräftigt.

„Welches Gerücht, ich bitte euch um Gotteswillen, Waldburg, welches?"

„Erichs Verbindung mit Markgraf Eckards Tochter." —

„Wollt ihr einen Eid, Fräulein, daß das Gerücht, in so fern meine Einwilligung hierzu gehört, lügt?"

„Auch daß es immer lügen wird?"

„Auch diesen!"

„Auch daß Luitgard zu ihren Pflichten zurück kehren, daß sie Wernern das werden will, was sie längst geschworen hat, keinem andern als ihm anzuhören?"

„Könnte Werner in seiner gegenwärtigen Lage an eine solche Forderung denken?"

„Nein, er schickte mich bloß ab, ihm noch in seinen letzten Stunden euren Segen, eure Verzeihung, ihr wißt, er hat euch nie beleidigt, und irgend ein Zeichen eures Andenkens zu erbitten, und welches könnte ihm lieber seyn, als die Versicherung, daß er als euer Verlobter, euer Gemahl sterben soll?

„Fräulein! die Einwilligung meines Vaters."

„Markgraf Eckards? Der euch ihm schon in eurer ersten Jugend bestimmte? — Welche Ausflüchte! — Eilet, Luitgard, die Stunden sind kostbar!"

„O Waldburg, mir ist sehr angst! Sagt, wie kann ich euch befriedigen —

„Ohne was? Kennt man an den Grenzen des Lebens noch einige irdiſche Bedenklichkeit? — Was geſchehen ſoll, geſchehe bald! denn ſchnell wird es zu ſpät ſeyn, und Werner nimmt mit ins Grab euer und Eckards unerfülltes Gelübde, das euch ewig freſſendes Feuer im Herzen ſeyn wird!"

Luitgard ſchwankte an den Schreibtiſch, und ſchrieb in halber Bewußtloſigkeit einige Worte, die ihr Waldburg mehr als zur Hälfte in die Feder ſagen mußte. Sie ſind nicht bis auf unſere Zeiten gekommen; aber uns iſts wahrſcheinlich, daß ſie, eben weil die Nonne von Gandersheim hier die Hand im Spiele hatte, mehr Bindendes enthielten, als Luitgard bey all ihrem Mitleide, bey all ihrer aufgeregten Neigung, bey all ihrer Angſt für Wernern ihnen vielleicht zu geben Willens war — Waldburg war in einem Affect, der ſich nicht beſchreiben läßt; ſie dankte der nachgebenden Luitgard mit ſchwärmeriſchem Feuer. Schwärmeriſch war ja alles an ihr, von dem an, was ſie ehemahls ins Kloſter trieb, bis auf jede ihrer alltäglichen Handlungen, von ihrer Neigung für Wernern, ihrer ſorgſamen Verwendung für ihn, bis auf den gegenwärtigen ſeltſamen Schritt. Alles hatte bey Waldburg Eile, — ſagten wir in einem der vorher gehenden Blätter; und daß ſie bey Vollziehung des gegenwärtigen *ſo wohl* geglückten Anſchlags, wo wirklich auf

Minuten etwas anzukommen schien, nicht gesäumt haben wird, das brauchen wir kaum erst zu erwähnen. Waldburg war verschwunden; Luitgard sah sich allein, und wußte kaum, ob der Vorgang der letzten halben Stunde Wahrheit oder Traum gewesen sey. Sie versenkte sich in einen Abgrund von Gedanken, die zu seltsam auf einander folgten, um von ihr geordnet, oder von uns wieder erzählt zu werden. Werner war in allen die hervor stechende Figur. Luitgard, durch anderwärts gefundene Treulosigkeit schon vorher an ihn gleichsam allein verwiesen, durch seinen Brief erweicht, durch ihren eigenen Undank beschämt, einen ganzen Tag lang bloß mit dem Bestreben, ihm Trost zu geben, beschäftigt, und nun auf ein Mahl durch eine Freundinn, die sie anbethete, die sie in ihm beleidigt hatte, von seiner Todesgefahr benachrichtigt, von ihr überführt, daß sie, sie selbst die Ursache seines frühen Dahinwelkens sey; was konnte sie denken, wünschen und hoffen, als ihn und seine Rettung! — Das halb und halb abgedrungene Versprechen, sein zu seyn, wenn er lebte, beunruhigte sie nicht; Waldburgs Erinnerungen an gethane Gelübde, der Wille ihres Vaters, den man ihr einredete, und das Gefühl der Pflichten, die sie demjenigen hatte, der von je her so viel für sie that und litt, verhinderten je Reue. Es war ihr

lieb, sich unwiderruflich gefesselt zu wissen, damit sie Erichen, den sie sich zu hassen zwang, dessenwegen sie sich verfolgt glaubte, desto mehr entgegen zu setzen hätte, und da sich zu dem allen noch die heißeste Sehnsucht gesellte zu wissen, ob ihre Erklärung das arme Todesopfer noch lebendig finden, und es dem Grabe entreißen würde, so lösten sich am Ende all ihre Gefühle in inbrünstigen Gebethen für Werners Leben auf. — Ihre Frauen fanden sie, als sie kamen, sie zu Bette zu bringen, bey ausgegangenen Kerzen, deren Schimmer sie nicht vermißt hatte, noch auf ihren Knieen liegen, und in einem Zustande, welcher sie glauben machte, ihre Gebietherinn sey krank. Luitgard verboth alles, was dieser Wahn nöthig zu machen schien, sie sagte, ihr sey nichts nöthiger als die Einsamkeit, und verbannte die lästigen Helferinnen mit ungewohnter Strenge von sich, in ihre entlegenen Zimmer, ein Umstand, der ihr bey den Begebenheiten, welche nun unmittelbar folgen, nicht eben zum Vortheil gereichte, und dem Zorn, den Römhilden und andern Lästerinnen ihrer Zeit Stoff zu machen, der Wahrheit ziemlich ähnliche Sachen gab.

XI.

Noch mehrere dienstfertige Helfer mischen sich ein.

So sehr Luitgard auch von ihren Frauen

gebethen worden war, so dachte sie doch nicht daran, sich zur Ruhe zu begeben, sie wußte, sie würde sie auf ihrem Lager nicht finden, auch fühlte sie, daß sie sich in einer Lage befand, welche Nachdenken und weise Maßregeln zu künftigem Verhalten forderte. — Sie war einige Zeit lang unruhig auf und abgegangen, hatte den Versuch gemacht, zu lesen, ohne dem, was sie las, einen Verstand abgewinnen zu können, und am Ende die Feder ergriffen, welche sie besser beschäftigte, weil sie sie brauchte, sich einen Entwurf von ihrer gegenwärtigen Verfassung und dem verschiedenen Betragen zu machen, daß ihr in diesem oder jenen Fall nöthig seyn würde: ein kleiner Kunstgriff verwirrte Gedanken zu ordnen, der zwar, wie der Leser sieht, schon alt, aber darum nicht weniger auch noch in unsern Tagen zu brauchen ist. — Luitgard vertiefte sich so in ihrer Arbeit, daß sie kaum hörte oder sahe, was um sie vorging, und nur ein einziges Mahl auffuhr, weil ein ungewöhnlicher Schall im Nebenzimmer, dessen Fenster auf den Wall gingen, sie aufmerksam machten; sie ergriff eine Kerze, um nachzusehen, aber, wie bey gehäuften Gedanken, da man oft den Vorsatz des gegenwärtigen Augenblicks über neu herbey strömende Ideen vergißt, leicht geschehen kann, sie setzte sich wieder hin, und fing von neuem an zu schreiben

und zu denken. — Jetzt dünkte es sie zum zweyten Mahle, als ob sich etwas, und zwar ganz nahe bey ihr regte; sie schlug die Augen auf, und gegen ihr über stand ein völlig gerüsteter Mann mit in einander geschlagenen Armen, welcher sie seiner Stellung nach schon geraume Zeit beobachtet zu haben schien. — Luitgard sank voll Entsetzen auf ihren Stuhl zurück, von welchem sie bey seinem ersten Anblicke plötzlich aufgefahren war. Sie schien schreyen zu wollen; aber das Schrecken fesselte ihre Zunge. „Gott! wer seyd ihr, und was verlangt ihr von mir?" war das Einzige, was sie mit schwacher Stimme vorbringen konnte.

„Was ich will? Vollendet nur erst euren Brief, und dann sollet ihr es erfahren. — Und wer ich bin? — Sollten euch meine Züge so unbekannt seyn?"

Luitgard faßte ihn fester ins Gesicht, und die Vorstellung, daß sie ihn oft bey den Grafen von Nordheim gesehen hatte, die sich ihr jetzt auf ein Mahl aufdrang, würde ihren Mund zum zweyten Mahle zu einem Geschreye geöffnet haben, wenn ihr nicht besser, als irgend jemand, bewußt gewesen wäre, daß alle Hülfe zu weit entfernt war, als daß Schreyen ihr etwas hätte nützen sollen.

Die ruhige Geberde des Reisigen verwandelte sich bey der bloßen Muthmaßung, die

er hatte, sie könne laut werden, in eine drohende. „Hüthet euch," rief er, „irgend etwas zu thun, das mich meine Nachsicht könnte gereuen lassen! Vollendet eure Schrift, und dann entschließet euch, mir zu folgen!"

„Zu folgen?" schrie Luitgard mit gerungenen Händen; „zu den Grafen von Nordheim, euren Gebiethern? O Erbarmen! Erbarmen!"

„Gott sey Dank, daß ich keinem so bösen Herrn mehr diene! Beruhigt euch; ich bringe euch an einen Ort, da euch wohl seyn wird, wenn ihr euer Bestes kennt."

„Und an welchen?"

„Nicht gar weit, Fräulein! und zu guten Bekannten."

„Und was fordert man von mir?"

„Vollziehung eines guten Werks."

„Wird man zu guten Werken durch Entführung gezwungen?"

„Gezwungen? nein! ich denke, ihr sollt mir willig folgen. Ist meine Art, euch zu behandeln, Zwang? — Bedenkt meine Behuthsamkeit, euch nicht zu schrecken, die Nachsicht, mit welcher ich eure Emsigkeit schonte, da wir doch wirklich die Minuten wahrzunehmen haben, und da ich endlich Gewalt brauchen muß, wenn ihr nicht — —"

Luitgard zitterte, sich von den Armen dieses fürchterlichen Menschen, die er nach ihr

ausstreckte, umfassen zu lassen, versprach Folgsamkeit, ließ ihn geschwinde einige Artikel beschwören, die in jenen Zeiten vor Entführung alle Mahl richtig gemacht werden mußten, löschte heimlich weinend die Lichter aus, um Unglück zu verhüthen, und folgte dann ihrem Führer in das nächste Zimmer, wohin ihnen der Mond leuchtete, und wo sie voran, er hinten nach durch die Fenster, die wegen der heftigen Sommerhitze offen standen, auf einer bequemen Strickleiter hinab gleitete. Die Erhöhung war klein; unten warteten mehrere Reisige, die das Fräulein in Empfang nahmen, ihr um besserer Vorsicht willen den Mund ein wenig verstöpften, und sie dann auf schnellen Rossen davon führten, so daß der aufgehende Morgen die Spur ihrer Flucht nicht entdeckte. — Das Fräulein weinte und ängstigte sich sehr; denn noch konnte sie den Gedanken an die Grafen von Nordheim nicht bemeistern, bis ihr Führer den Nahmen seines Herrn und den seinigen nannte, und sie dadurch in neues Erstaunen setzte. „Himmel!" schrie sie; „daß Albin Werners Diener war, das hatte ich wohl gehört, ob mir gleich eure Gestalt euren Nahmen nicht gleich ins Gedächtniß brachte; aber das wußte ich nicht, daß Werner mit dem Diener der Grafen von Nordheim auch ihre bösen Sitten an sich ge-

kommen habe! Himmel! Werner ein Jungfernräuber? Er der Entführer Luitgards!"

„Gemach, Fräulein!" erwiederte Albin lachend; „ihr thut meinem Herrn in einer Sache zu viel, die ich ganz allein auf mich nehme: der redliche Held, der jetzt gefährlich krank darnieder liegt, denkt wohl schwerlich in diesem Augenblicke daran, Damen zu entführen; aber seinen Getreuen gebührt für ihn zu handeln, und ihm die Arzeney an sein Lager zu bringen, welche allein ihn vom Tode retten kann! Er hat eine Base, die sich vermessen hat, ihm Trost zu bringen; und ich freue mich, daß ich ihm noch mehr bringe, als Trost: Hülfe und die Helferinn selbst! — Stille, Fräulein! Laßt das Weinen! Graf Werner, sagt man, soll euch lieb, soll eurem Herzen nahe, soll euch von eurem Vater längst zum Gemahle bestimmt seyn; was habt ihr hier für Ursache zu Angst und Kummer?"

Aber Luitgard weinte fort, zwar wohl schwerlich lauter Angst und Kummerthränen; die Gewißheit nicht zu den Grafen von Nordheim gebracht zu werden, war ja wohl schon allein einer Freudenthräne werth: im übrigen geben wir ihr hierin Recht, daß in einem Fall wo sie wohl schwerlich gleich mit ihren eigenen Gefühlen einig werden konnte, Weinen das Beste und Anständigste war, was sie thun konnte.

Luitgard langte zu Walbeck an, allerdings weniger beängſtigt, als ſie geweſen ſeyn würde, wenn ſie gewußt hätte, daß ſie nach Pölda gebracht würde, und nun die läſtigen Verfolgungen Siegfrieds und Benno's, oder die Schrecken des goldenen Thurms zu gewarten hätte. Der Gedanke, Wernern zu ſehen, für welchen ihr Herz gegenwärtig wirklich viel empfand, und für deſſen Eigenthum ſie ſich nach ihrem eigenhändigen Verſpechen, und dem ihr ſo oft wiederhohlten Willen ihres Vaters halten mußte, konnte ſo viel Beunruhigendes nicht für ſie haben. Nur dieſes, daß ſie durch Entführung ihm nahe gebracht würde, das beleidigte ein wenig ihre Delicateſſe, und ſie hätte wohl wünſchen mögen, daß die Sache andre und ſchicklichere Wege gegangen wäre. Der Umſtand, daß Werner von der ganzen Sache nichts wiſſe, und daß ſie, unbekannt mit dem Orte, wohin man ſie führe, wirklich mit aufrichtigem Widerſtande gefolgt war, das beruhigte ſie indeſſen ein wenig, und mußte ſie, wie ſie meinte, in der Folge auch bey Andern vor aller üblen Nachrede ſichern.

Die Nonne von Gandersheim, die, wie alle Kloſterfrauen der damahligen Zeit, mehrerer Freyheit genoß, als der Schleyer in ſpätern Jahrhunderten verſtattete, war einige Stunden vor Luitgard und ihren Begleitern

zu Walbeck angelangt, und hatte Wernern mit der schriftlichen Erklärung des Fräuleins bekannt gemacht, ohne ihren Endzweck ganz zu erreichen. Der Kranke war zu schwach, um sein Glück ganz glauben, oder, da ers zu glauben anfing, ganz schmecken zu können. Überzeugung durch die Augen war hier nöthig, wie Albin weislich voraus gesehen hatte. — Waldburg erstaunte, als man ihr die Nachricht von Luitgards Anwesenheit insgeheim an Werners Bette brachte. Sie glaubte, sie sey freywillig gekommen, und flog, ihr für ihre überfließende Güte zu danken. — Sie ward sehr kaltsinnig empfangen; denn Luitgard hägte einen Gedanken, der vielleicht auch einigen unserer Leser beywohnen möchte; sie glaubte Werners, Base mit ihrem Entführer einverstanden, und beyde zu einem gemeinschaftlichen Zwecke vereinigt. Sie hatte Ursache zu zürnen, so lange sie dieses für wahr hielt: ein Frauenzimmer, welches zu zweydeutigen Anschlägen auf eine ihres Geschlechts die Hand biethet; eine Nonne, welche Plane zu Fräuleinraub schmieden hilft, welch ein widriger herzempörender Gegenstand! — Nein, wir fürchten nicht, daß unsere Leser hartnäckig auf ihrem Wahne beharren; wir hoffen vielmehr, daß sie uns auf unser Wort glauben werden, daß die Nonne hier ganz unschuldig war, und mit der leb-

haftesten Bestürzung da stand, als ihr Luitgard die Art kund that, wie sie zu diesem seltsamen Krankenbesuch genöthigt ward. — Eben diese so natürliche, so unverstellte Bestürzung machte ihren Frieden bey ihrer beleidigten Freundinn. Man söhnte sich aus, und ging über das Weitere zu Rathe, worin man nicht so leicht einig werden konnte. Luitgard bestand auf schleunige Rückkehr nach Quedlinburg, und Waldburg behauptete das Gegentheil. Zu gewissenhaft, zu Ausführung jenes gewagten Streichs nur im mindesten die Hand gebothen zu haben, hielt sie es doch nicht für Unrecht, da er nun einmahl geschehen war, den möglichsten Vortheil daraus zu ziehen. „Könntet ihr es über euer Herz bringen, Walbeck zu verlassen, ohne den sterbenden Werner gesehen, und ihm Trost gebracht zu haben?" rief sie. „Und wenn ihr ihn sehet, und euch überzeugt, was euer Anblick zu seiner Genesung vermag; könntet ihr dann euer Werk halb ausgeführt liegen lassen, und an einen Ort zurück kehren, wo ihr zu Schritten gezwungen werden möchtet, denen euch vielleicht die Vorsicht durch diesen seltsamen unvorhergesehenen Zufall entnehmen wollte? Oder habt ihr euer neulich schriftlich wiederhohltes Versprechen an Wernern, sein und keines Andern zu seyn, vergessen? oder erinnert ihr euch nicht mehr, daß die

Zustimmung eures Vaters dasselbe heiligt und unverletzlich macht?" — So redete Waldburg einen ganzen Tag lang mit der nachgebenden Luitgard; auch versäumte sie nicht, Wernern indessen auf das Glück, das ihm nächstens bevor stand, auf den Anblick seiner Geliebten vorzubereiten.

Der Gedanke, das angebethete Fräulein wieder zu sehen, wie Waldburg und Albin, um seiner zu schonen, ihn beredeten, mit ihrem guten Willen zu sehen, schien seine fliehende Seele aufzuhalten. Seine Augen bekamen einen neuen Glanz; er athmete tiefer aus der beklommenen Brust herauf, und wagte es noch ein Mahl, in eine Welt zurück zu schauen, von welcher er sich, da er sich so nahe an den Pforten der Ewigkeit glaubte, schon ganz zurück gezogen hatte.

XII.

Gern und ungern.

Wer kann die Zusammenkunft schildern, die Waldburgs behuthsamen Vorbereitungen folgte? Werners und Luitgards Erschütterung war bey derselben fast gleich; was bey ihm die Liebe verursachte, das that bey ihr das innigste Mitleid. Einen schönen Jüngling zu sehen, der durch Leidenschaft für sie und ihren Undank zum bleichen abgezehrten Gerippe gemacht worden war, der um ihretwil-

len ſtarb, welch ein Anblick für das gefühlvolle Mädchen! Es iſt wahr, Erichs Bild drängte ſich beym erſten Gedanken, den ſie hatte, Wernern auf jede Art, die er wünſchen möchte, dem Tode zu entreißen, ſchnell in ihre Seele; aber es brachte ganz widrige Wirkungen hervor: der Unwille gegen ihn begünſtigte die keimende Neigung für den jungen Grafen von Bernburg, und der Entſchluß, jenem zu entſagen, und in Zukunft keinem Andern, als dieſem, anzugehören, ward feſt. — Ihr Wunſch, Walbeck zu verlaſſen, und nach Quedlinburg wieder zurück zu kehren, war unveränderlich; aber gleich ihn auszuführen, Wernern nicht wenigſtens einen Tag zu gönnen, um ihn zu überzeugen, daß es ihr mit ſeinem Glücke wahrer Ernſt ſey, dieß würde grauſam geweſen ſeyn, und Waldburgs Bitten hätten es nimmer zugelaſſen. Werners Geſundheit wuchs durch Luitgards Milde: aus einem Tage wurden zwey; am dritten bath ſie erſt um Urlaub, welchen ihr frommer beſcheidener Liebhaber, dem es nicht in den Sinn kam, die ganze Sache für etwas Anders, als einen freundſchaftlichen Beſuch, zu halten, ihr zu verſagen kein Recht fühlte, obgleich ſeine Sehnſucht, und Waldburgs Bitten das Gegentheil wollten. —

Luitgard blieb unerbittlich, und beſtand auf augenblickliche Abreiſe, weil die Mög-

lichkeit über Nachrede sie wirklich zu bedungsti-
gen begann; aber wie erstaunte sie, als sie
fand, daß, nachdem der Graf von Bern-
burg und seine Base zum Schweigen gebracht
waren, hier noch ein Dritter zu gewinnen
war! —

Albin, der sich so hoch in der Gunst sei-
nes neuen Herrn geschwungen hatte; er, wel-
chen Tapferkeit und Muth zu den gefährlich-
sten Unternehmungen über alle Knappen des
Grafen von Bernburg erhob, und ihn mit
einem für seinen zweydeutigen Charakter fast
zu großen Ansehen bekleidete; dieser Albin,
an den man bey den Anhaltén zur Rückreise
nach Quedlinburg gar nicht dachte, war derje-
nige, der sich ihr jetzt mit Hartnäckigkeit wider-
setzte. Er hatte zu Walbeck alle Gewalt: er unter-
warf sich keinem Ausspruche, als dem Aus-
spruche seines Herrn, und wußte auch wider diesen
Ausflüchte, da Werner durch seine Krankheit in
einen Stand gesetzt war, welcher wirklich nö-
thig machte, daß Andere für ihn dachten und
verordneten. — Luitgard erstaunte über die
Kühnheit dieses Menschen, welcher kaltblütig
die Pferde von ihrem bereit stehenden Wa-
gen wieder abspannen, und in den Stall
zurück führen ließ, und sie mit ungläubiger
Demuth bath, nicht daran zu denken, daß sie
Walbeck anders, denn als Gräfinn von Bern-
burg, verlassen könnte. — Luitgard drohte

mit seinem Herrn, und schalt ihn einen Nachahmer der nordheimischen Gewaltthaten. „Ich muß es eurer Menschlichkeit überlassen," antwortete er mit Achselzucken, „ob ihr euch überwinden könnt, dem kranken Grafen Dinge vorzubringen, welche sein Ende schnell herbey führen müssen. Die Hoffnung eines Besitzes, die Vorstellung, nicht Zwang, sondern guter Wille habe euch an sein Krankenlager gebracht, war es, was ihn rettete: erfährt er das Gegentheil des Letztern, so wird er auch an dem Ersten zweifeln; und was daraus erfolgen könnte, das überlasse ich eurem eigenen Nachdenken: Warum den Todesstreich zu geben, wird euch zwar vielleicht so viel nicht kosten, als man aus eurer bisherigen Milde glauben sollte. Über dieses muß ich euch sagen, daß wenn mein Herr auch heute alles erführe, und meinen wohl überlegten Maßregeln widerspräche, ich mich dennoch erkühnen würde, ihm wider seinen Willen zu dienen. Er ist lange genug nach seiner eigenen bescheidenen Weise elend gewesen; ich will nun doch ein Mahl versuchen, ihn auf die ungestüme Art der Grafen von Nordheim glücklich zu machen, die ihr mir vorwerft, ohne daß ich sagen könnte, daß es mich sonderlich kränke. Ich versichere euch, gestrenges Fräulein, daß es der Tugend auf dieser leidigen Welt nicht so trübselig gehen

würde, wenn sie sich zu Zeiten der Ränke des Lasters bediente, oder wenn sich alle Mahl treue Diener fänden, welche, wie ich, Schuld und Strafe eines solchen Entschlusses auf sich nähmen, und ihrem Herrn den Vortheil davon überließen."

Luitgard hatte alle diese Zeit über vor Kummer und Unwillen geweint, indeß Albin vor ihr stand, und alle diese Dinge mit so viel Unterwürfigkeit und Demuth vorbrachte, daß man ihn schwerlich für den Tyrannen von Walbeck gehalten haben würde.

Das Fräulein appellirte, da sie von Wernern keine Hülfe erwarten konnte, an Waldburg: aber diese war in ihren Verhandlungen so unglücklich, als sie selbst, und alles blieb, wie es war. — Noch am nähmlichen Tage wurde dem Grafen durch Ärzte, welche so, wie hier jedermann, auf Albins Seite waren, vorgeschlagen, sich aus seinen bisherigen Zimmern in das ruhigere Hinterergebäude des Schlosses bringen zu lassen, und den Damen wurde unter dem Vorwande, ihm nahe zu seyn, ein angrenzender Flügel, welcher die Aussicht auf die geräumigen innern Höfe hatte, eingegeben. So wohl Waldburg als Luitgard mußte hierunter etwas Besonderes argwohnen, da Albin sich ihnen mehr, als verdächtig gemacht hatte; aber auf die wahre Ursache dieser allerdings bedeutenden

Dinge kamen sie nicht: jede hatte ihre besondern Muthmaßungen, die auf Luitgardens Seite ängstlich genug waren, und sie kamen nur darin mit einander überein, daß Albin ein Tyrann sey, und das einzige Mittel, sich seiner Gewalt zu entreißen, darin bestehe, daß man Werners Genesung zu befördern suche, weil er, wenn er wieder selbst für sich denken und handeln könnte, allein im Stande wäre, seinen kühnen Diener in seine Schranken zurück zu weisen, und das von ihm gestiftete Unheil wieder gut zu machen.—Des nächsten Tages vernahmen die beyden Freundinnen einen seltsamen Aufruhr in dem Vordertheile des Schlosses, wovon sie aber, weil er von ihrem Wohnorte durch weitläuftige Plätze abgesondert war, nur den entfernten Nachhall hörten. Waldburg erboth sich auf Kundschaft auszugehen; aber die äußersten Ausgänge waren verschlossen, und sie brachte nichts mit zurück, als die Nachricht, wie sie glaubte Streitgetümmel gehört zu haben. Die Ärzte und Diener des Grafen wurden vertraulich befragt; aber sie gestanden, daß sie hier so wohl Gefangene wären, als die Damen. Luitgard bestand darauf, daß die Sache, die ihr so unnennbare Angst zu machen begann, Wernern entdeckt, und er zur Handhabung der Gerechtigkeit aufgefordert werden müßte; aber Waldburg warf sich ihr zu Füßen, und

fragte, ob ſie durch Offenbarung einer Sache, welche den höchſten Grad von Unwillen, Schrecken, Kummer und Beſorgniſſe zu erregen fähig war, ihren Liebling ins Grab ſtürzen wollte. Auch war Werner wirklich dieſen Tag ſchlechter, als bisher, und lag in faſt ununterbrochenem Schlummer. — Gegen Abend wurden die Damen einig, auf eine hohe Warte zu ſteigen, nach welcher man aus dem Theile des Schloſſes, den ſie jetzt bewohnten, kommen konnte, und die, wie ſich aus ihrer Höhe beurtheilen ließ, über die vordern Mauern weit hinweg ſah, und die ganze umliegende Gegend beherrſchte. — Sie ſahen; aber der Anblick, der ſich ihnen zeigte, war eben nicht im Stande, ihre Unruhe zu mäßigen. — Nach allen Umſtänden zu urtheilen, mußte hier heute ein Angriff auf das Schloß gethan, und glücklich abgeſchlagen worden ſeyn. Luitgard erkannte die kaiſerlichen Fähnlein, und die Panniere der Stadt Quedlinburg und die verſchiedener ihr bekannten Fürſten; auch Graf Erichs hellgrüne Fahne, die ſich vor den andern allen auszeichnete, weil ſie wegen ſeiner unbekannten Herkunft mit keinem Wapenzeichen geziert war, erkannte ſie. Sie ſah, wie ſich die zerſtreuten Häuflein ſo gut ſammelten, als ſie konnten, und hörte, wie die Thurmwächter von den vordern weit abgelegenen Zinnen jenen feſtlichen Ton trommeleten,

mit welchem in jenen Zeiten eine Festung den Feinden, die sich an den Mauern den Kopf zerschellt hatten, und denen, die noch mit der Flucht davon kamen, hinten nach zu jubiliren pflegte.

„Ach!" sagte Luitgard, indem sie ihrer Freundinn fast ohnmächtig in die Arme sank; „man hat mich retten wollen, und die verderbliche Klugheit Albins hat alles zernichtet!"

„Retten, Fräulein? braucht Luitgard Rettung aus den Armen ihres Verlobten?"

„Ach nein, Waldburg! ich wollte ihm gern alles halten, was ich versprochen habe, trüge nur die ganze Sache nicht das Gepräge der Unrechtmäßigkeit und der Gewaltthat. O was wollte ich darum geben, daß nur die Äbtissinn von Quedlinburg die ganze Lage der Sache wüßte! an ihrer Achtung ist mir zu viel gelegen, als daß ich nicht bey ihr entschuldigt zu seyn wünschte: wer weiß, welchen bösen Nachreden mich diese fatale Geschichte aussetzt!"

XIII.

Böse Nachrede, und Rechtfertigung.

Waldburg wurde durch das unabläßige Klagen und Weinen ihrer schönen Freundinn bewogen, einen entscheidenden Schritt zu ihrer Beruhigung zu thun. Als am Abende Albin kam, um, wie er gewohnt war, seinen Ge-

fangenen ſeine Unterthänigkeit zu bezeigen, und zu forſchen, ob man von dem heutigen Vorgange hier irgend etwas muthmaßte, ſo trat Waldburg mit der Forderung hervor, ſie nach Gandersheim zurück bringen zu laſſen, weil die Zeit ihrer Diſpenſation morgen zu Ende ſey. Albin zweifelte, und ſah ſie bedenklich an, und die unwillige Luitgard hatte eine ihrer gewohnten Anſpielungen auf den nordheimiſchen Kerkermeiſter auf der Zunge; aber die verſtändigere Waldburg, welche hier jede Einmiſchung von ihr für zweckwidrig hielt, brachte ſie mit einem Blicke zum Schweigen, und brachte durch ihre ſchlaue Überredungskunſt die Sache, die ſie wünſchte, um, wenn ſie wieder frey wäre, Luitgarden bey der Prinzeſſinn Mathilde dienen zu können, bald ſo gut zur Richtigkeit, daß Albin ihr nichts entgegen ſetzen konnte.

„Es iſt gut," ſagte er; „mein Herr willigt ein," eine Floskel, deren er ſich überall zu Bedeckung ſeiner Eigenmächtigkeit zu bedienen pflegte; „auch läßt ſich gar nicht beſorgen, daß Fräulein Waldburg durch ihre Entfernung irgend etwas ſuchen ſollte, das Graf Wernern, deſſen Leben ihr ja ſo theuer iſt, als mir, Gefahr bringen könnte."

„Euch, theure Luitgard, ſetzte Waldburg hinzu, um die heimliche Verabredung deſto beſſer zu bedecken, „bitte ich, meinen Kranken

indeſſen nicht zu verlaſſen, und meine Pflege mit der eurigen zu erſetzen."

„Ich kann ihn ja nicht verlaſſen, wenn ich gleich wollte!" erwiederte Luitgard; „und ich ſehe eure Entfernung ungern, weil ſie mir eure Geſellſchaft, den einzigen Troſt in meiner Einkerkerung, raubt."

Der Unwille, mit welchem Luitgard dieſe Worte ſprach, machte, daß Albin die Nonne mit doppelter Sicherheit entließ, und dadurch ſeinem Plane eine ſchnellere Zernichtung brachte, als er glauben konnte, und als wahrſcheinlich ſelbſt Waldburg gern ſah.

Zu Quedlinburg hatte Luitgards Entführung gewaltiges Aufſehen gemacht. Sie war jedermann ein Wunder, und es trafen hier eine Menge Umſtände zuſammen, welche faſt den Wahn hätte erregen ſollen, ſie ſey weniger Entführung, als gutwillige Flucht geweſen. — Die Äbtiſſinn, welcher man das Ganze augenblicklich nach Dornburg berichtete, war eben nicht geneigt, zu der nähmlichen Meinung, die Kunegundens überſandter, ihr von Römhild eingegebener Bericht ſo ſehr begünſtigte. Römhild war froh, dem Charakter derjenigen einen Flecken anhängen zu können, welche dadurch ihren Unwillen und ihren Neid von neuem gereizt hatte, daß Graf Erich, ſo bald ſich das Gerücht von dem unerklärlichen Abenteuer ausbreitete, ohne Ab-

ſchied von ihr Quedlinburg verlaſſen hatte, um nachzuforſchen, wer ſich dem Raube ſeines angebetheten Fräuleins habe zu Schulden kommen laſſen.

Wer Luitgards Geſchichte kannte, rieth am erſten auf die Grafen von Nordheim; und man erſtaunte um ſo viel mehr, da es bald darauf gewiß ward, der ſtille, ſanfte und beſcheidene Werner von Bernburg, der ſeine Leidenſchaft für die Geraubte alle Mahl in ſiebenfachen Schleyer hüllte, enthalte ſie auf ſeinem Schloſſe zu Walbeck.

Mathilde hatte in dem Schrecken über die böſe Zeitung aus Quedlinburg die Verſammlung zu Dornburg ſchleunig verlaſſen, und alle gegenwärtigen Fürſten ermahnt, ihre Macht zuſammen zu ſetzen, um dem kühnen Bernburger die Braut ihres Kaiſers wieder zu entreißen. Noch waren jene nur allzu geheim gehaltenen Abſichten, die man mit Luitgarden hatte, nicht ſo laut geworden, als heute; die Stände billigten ſie; ſie wünſchten innig, den Beherrſcher des deutſchen Reichs vermählt zu ſehen: Markgraf Eckards Tochter war ſchon wegen ihres Vaters überall beliebt, und der Gedanke an eine ſolche Verbindung machte, daß alle Fürſten Mathilden vereint zuſchworen, Leib und Leben daran zu wagen, um das Fräulein wieder in die Arme ihres erhabenen Bräutigams zu liefern.

Voll Kummer und Unmuth begab sich die Äbtissinn von Quedlinburg gleich bey ihrer Ankunft in diese Stadt in den Pallast der Prinzessinn von Lothringen, um von ihr die nähern Umstände der verdrießlichen Geschichte zu vernehmen, und mit ihr über den Verlust einer gemeinschaftlich geliebten Person zu trauern.

„Ihr wißt," sagte sie zu Kunegunden, „was ich an jenem Abende vor meiner unglücklichen Reise nach Dornburg mit dem Kaiser in eurer und des Herzogs von Bayern Gegenwart von der armen Geraubten sprach; wie ich ihm all die Gewißheit von ihrer Gegenliebe gab, die ich nach dem, was ich kurz zuvor mit ihr geredet hatte, geben konnte, und wie er auf dieses die Hoffnung gründete, seine Vermählung mit Luitgard mit der eurigen an den Herzog von Bayern zugleich zu vollziehen. Ihr habt nachher vielleicht Otto's zärtlichen Abschied von ihr gesehen, der von ihr nichts weniger als grausam erwiedert wurde, ob ich gleich gestehen muß, daß ich selbst bald darauf einige Worte aus ihrem Munde hörte, welche mir hätten Verdacht in ihre günstigen Gesinnungen einflüstern können, so bin ich doch nun weit weniger erstaunt über ihre Entführung, als über den Wahn, den ihr äußert, Luitgard könne gutwillig entwichen seyn. Gott! solch ein Schritt! so ein Mädchen!"

„Gnädige Frau!" erwiederte Kunegunde; ich wollte, ich könnte meine Erklärung zurück nehmen; aber bedenkt selbst die Hartnäckigkeit, mit welcher sie niemand den ganzen Tag über vor sich lassen wollte; den Abendbesuch der Nonne von Gandersheim, die gewiß dieses Unheils erste Anstifterinn ist: denn ihre thörichte Liebe für ihren Neffen ist ja bekannt! Rechnet hierzu noch die Bestürzung, in welcher Luitgard von ihren Frauen des Abends gefunden ward (vermuthlich Kampf der Liebe mit Pflicht und Wohlstand), ihre Geschäftigkeit, ihre Leute in die abgelegensten Zimmer zu entfernen — vermuthlich Wunsch, sich ungestörter Einsamkeit zu versichern — die offen gelassenen Fenster in ihren Gemächern, die Vorsichtigkeit, nicht zu Bette zu gehen, und angekleidet zu bleiben, die sorgfältig ausgelöschten Lichter — vermuthlich damit kein Unglück die Flucht zu frühzeitig verrathe — und dann noch einen Beweis, den man in ihren Gemächern gefunden hat, den die Findrinn niemand, als euch, überliefern will, und der, meines Bedünkens, alle anderen an Wichtigkeit übertreffen wird."

„Und was ist dieß für ein mächtiger Beweis?"

„Ein zurück gelassener Brief, den Römhild auf ihrem Schreibtische fand, den sie zwar, weil er lateinisch ist, so wenig verstehen kann,

to's und Werners Nahmen im vorher gehenden zusammen bringen können, und zu Unterschlagung des ganzen Blattes gerathen; aber Römhild war auf ihrem Sinne beharrt, und hatte also, indem sie glaubte, Luitgarden gänzlich zu stürzen, jetzt nichts weiter gethan, als der Prinzessinn Mathilde die deutlichste Darstellung ihrer Unschuld in die Hände zu geben.

Die beklagenswürdige Römhild! welche Demüthigung für sie, in Mathildens Augen Luitgards Rechtfertigung zu lesen, und sie in tausend freudenvollen Ausrufungen zu hören, in welche die nur durch falsche Nachrichten verleitete, nun besser belehrte Kunegunde treulich einstimmte! Wahrhaftig, diese einzige Fehlschlagung böser Absichten wäre schon hinlänglich für sie gewesen, diesen Tag mit einem schwarzen Steine zu bezeichnen; aber ein besonderer Unstern war an demselben über ihr aufgegangen. Was mußte sie empfinden, als in der Bewegung, in welcher sich Kunegunde und Mathilde in diesem Augenblicke befanden, auf ein Mahl zwey große, bisher vor ihr verborgen gehaltene Geheimnisse plötzlich ans Licht traten; als sie hörte, daß man die beneidete Luitgard ohne Rückhalt künftige Kaiserinn, und die Prinzessinn von Lothringen die Braut des Herzogs von Bayern nannte! Himmel,

welche Aufreizung der beyden Furien, des Neides und der Eifersucht, deren Geißel Römhilds verwahrloſtes Gemüth ſo ſehr unterworfen war! Luitgard Kaiſerinn? Der Herzog von Bayern, deſſen geſchraubte Worte die Thörinn ſo leichtgläubig für Liebe auszulegen gewohnt war, der Gemahl einer Andern, und ſein ihr abgefordertes Verſprechen, nie ohne ſeine Einwilligung zu heirathen, ſeine Zuſage, ſie einſt dem höchſten Bräutigam mit eigener Hand zuzuführen, vielleicht nichts, als verblümte Einkleidungen des Wunſches, ſie zur Nonne zu machen; Dinge, in denen der andächtige Herzog ſtark war! — O entſetzlich! Noch ein Mahl: arme betrogene Römhild! ſo ſehr wir dich haſſen, müſſen wir dich doch bedauern; deine Gefühle in dieſem Augenblicke waren zu peinlich, und Troſt wars wirklich für dich, daß ſie von den anders beſchäftigten Prinzeſſinnen nicht bemerkt wurden, welche ſich jetzt in ein inneres Cabinett verſchloſſen, um über Luitgards Befreyung zu rathſchlagen.

XIV.

Nothwendigkeit einem Größern zu weichen, die vielleicht nicht von jedem gleich ſtark gefühlt wird.

Durch Gewalt ſollte Luitgard frey werden,

und wir haben von der Zinne zu Walbeck gesehen, wie schlecht der erste Versuch geglückt war. Ein zweyter, den die Fürsten bald darauf machten, hatte das nähmliche Schicksal. Die Feste war unüberwindlich, wenn der tapfre Albin auch nicht ihr Vertheidiger gewesen wäre. Angst vor dem Schicksale, das seiner wartete, wenn er überwunden würde, vermehrte seinen Entschluß, zu siegen oder zu sterben: er wußte jetzt, was aller Welt nun bekannt war, daß er nicht Graf Erichen, sondern dem Kaiser eine Braut entführt hatte. Er war zu weit gegangen, als daß er zurück konnte, und mußte doch auch zagen, die Sache, die immer gefährlicher wurde, auszuführen. — Mittler Weile war die Nonne von Gandersheim nach Quedlinburg gekommen, und hatte der Äbtissinn auf Luitgards Verlangen das bestätigt, was man schon ohne dieß aus dem Munde verschiedener bey dem Sturme Gefangener wußte, daß Albin der Haupturheber des ganzen Handels wäre; daß Graf Werner, der noch immer nicht völlig genesen war, nichts davon wisse, und daß Luitgard als eine Gefangene gehalten würde. Hierauf baute man den klugen Entschluß, durch Unterhandlung das auszuführen, was durch Gewalt unmöglich schien. Zwar setzte Waldburg in der frommen Einfalt ihres Herzens hinzu, wie Luit-

gard dem Grafen von Bernburg durch Überredungen so wenig, als durch Gewalt, entrissen werden könne, weil sie ja durch des Fräuleins schriftliche und mündliche Zusage, und durch das alte verjährte Versprechen Markgraf Eckards so gut, als Werners Gemahlinn sey; aber diejenigen, welche mit der Sitte der Welt besser bekannt waren, entdeckten ihr, daß Graf Werner wohl dem Kaiser würde weichen müssen; daß ein abgedrungenes Versprechen leicht durch päpstlichen Ausspruch könne aufgehoben werden, und daß Markgraf Eckards Zusage eben weil sie verjahrt wäre, nicht mehr gültig sey; ja, daß er die Schwäche und Unzuverlässigkeit derselben selbst dadurch eingestanden habe, daß er nur neulich bereit gewesen sey, der Kaiserinn Adelheid eidlich zu versprechen, daß seine Tochter Otto's, oder keines Andern Gemahlinn werden sollte.

Waldburg entsetzte sich, daß Luitgards und Werners Sachen also standen, und man schickte sie nach Gandersheim zurück, mit der Bitte, an die dasige Äbtissinn, die Prinzessinn Sophie, Otto's Schwester, dieses Unheil stiftende Klosterfräulein wohl wahrzunehmen, und ihr fürderhin nicht solche freygebige Dispensationen zu ertheilen.

Die erste zärtliche Unterhandlung mit der-

nen zu Walbeck war nicht allzu glücklich abgelaufen: der hartnäckige Albin hatte sie so zu leiten gewußt, daß nichts davon zu Werners Ohren gekommen, und nur so viel davon an Luitgard gelangt war, als diente, ihren Wahn, man suchte ihre Hand für Graf Erichen, zu bestärken, und ihr die Erklärung abzunöthigen, wie sie dem Grafen von Bernburg von ihrem Vater verlobt sey, und ihn nie mit einem Andern verwechseln werde; wie sie aber zum Beweise ihrer Unschuld an der Entführung bereit sey, heute noch nach Quedlinburg zurück zu kehren, doch mit Vorbehalt, dort zu nichts gezwungen zu werden. — Luitgards Freunde und Freundinnen verkannten in dieser Erklärung ihre Bewegungsgründe nicht, und sahen nichts aus derselben, als daß man Andere Mittel branchen müsse, ihr die Augen zu öffnen, und Wernern zu seiner Schuldigkeit zu bringen.

Werner war noch nicht völlig genesen, aber doch stark genug, außerordentliche Dinge, die in seiner Krankheit vorgegangen seyn mußten, zu ahnden, als eine sehr feyerliche Fürstengesandtschaft zu Walbeck ankam, die Albin jetzt nicht mehr zurück weisen konnte. Graf Luther, Werners Vater, der bis jetzt bey dem Markgrafen von Meißen in Italien gewesen war, befand sich unter ihnen, und ihm hatte man es übertragen, seinem Sohne Auf-

klärungen zu geben, von welchen die wenigsten glauben wollten, daß sie ihm so neu wären, als man vorgab. —

Ach ja, sie waren es; das bezeugte der fürchterliche Eindruck, den sie auf ihn machten! Graf Luther fühlte die Zurücknahme des ehemahls von Eckard gegebenen Worts, und die Nothwendigkeit, einem Größern zu weichen, tief, ohne die Entschuldigungen, die der Erste für sich hatte, und die Bitterkeiten des Andern zu verkennen. Bey allem Groll, den er über die ganze unabänderliche Sache im Herzen hägte, fühlte er hier die Pflichten, um Werners willen gelinde zu verfahren. Er trug seinem Sohne das, was er wissen mußte, gewiß mit der möglichsten Schonung vor; und doch war die Wirkung davon erschrecklich. Werner, der ohne dieß noch schwache Werner fiel in eine Bewußtlosigkeit von mehrern Stunden, aus welcher er zu einem Zustande erwachte, der noch fürchterlicher war. Er, der bisher Luitgarden für sein freywilliges, unbestrittenes Eigenthum gehalten hatte, mußte von Zwang, Entführung, und unglaublichen Täuschungen hören; er, der geglaubt hatte, keinen andern Nebenbuhler zu haben, als Erichen, welchem Luitgard in dem Wahne, in welchem sie von ihm war, ihren tugendhaften treuen Liebhaber willig geopfert hatte, er mußte erfahren, daß Otto um sei-

ne Geliebte ward; daß es nicht nur Hochverrath, daß es Verstoß wider Freundespflicht wäre, sie dem zu entreißen, den er mit der wärmsten Ergebenheit liebte; daß er Luitgarden den Thron, und dem Lande eine lange vermißte gute Kaiserinn entzog, wenn er auf seinen Ansprüchen beharrte. Entdeckungen von dieser Art konnten wohl nicht ohne die schmerzhaftesten Gefühle gemacht werden; Gefühle, die nur gar zu oft nahe dabey waren, die Kräfte seines Verstandes schwankend zu machen. — Werner war nach dem, was er nun wußte, keinen Augenblick zweifelhaft, was er zu thun habe, und es wäre nicht nöthig gewesen, daß sein und Otto's ehemahliger Lehrer, Gerbert, jetzt Papst Sylvester, einen Brief an ihn abließ, dessen Eingang zärtliche, väterliche Ermahnungen und Erinnerungen vergangener Zeiten, und das Ende Bedrohung mit dem Bannstrahle war, um ihn zu seiner Pflicht anzuweisen.

Die Erschütterung, die er durch das päpstliche Schreiben erfuhr, war gewaltig, und vollendete alles, was die schrecklichen Erfahrungen des heutigen Tages noch zu vollenden übrig gelassen hatten; das ist: sie versetzten ihn in einen Zustand, der beklagenswürdig war. Er versprach mit wenig Worten und dargebothener Hand den Fürsten, so zu handeln, daß sie und der Kaiser mit ihm zufrie-

den seyn könnten; er stellte ihnen frey, zu Luitgarden zu gehen, und sie mit sich zurück zu nehmen: aber aus Achtung für Graf Luthern, und aus Mitleid mit ihm selbst, wollte man ihm keinen Eingriff in seine Rechte thun, sondern überließ es ihm, seinem Charakter durch eine freywillige Handlung der Großmuth Ehre zu machen, und mit derselben, so gut er konnte, einen Flecken von seinem Rufe abzuwaschen, mit welchem ihn der Nahme, Fräuleinräuber, in dem Wahne der Übelbeachtenden brandmarkte.

XV.

Luitgard fühlt Liebe für Werneren, oder glaubt sie zu fühlen.

Luitgard hatte von den Gesandten, welche zu Walbeck angekommen waren, gehört, hatte Wünsche und Hoffnungen von ihrer Anwesenheit hergenommen, über die sie selbst nicht recht mit sich einig werden konnte, und doch keinen von ihnen gesehen. Man hielt es nicht für nöthig, mit Luitgarden hierüber zu sprechen, da man ihre Gesinnungen kannte, und der Änderung derselben mit der Änderung der Umstände gewiß zu seyn glaubte. Aus Werners eigenem Munde sollte sie die großen Dinge vernehmen, die ihr so lange verborgen geblieben waren. Sie hörte, was der unglückliche Jüngling mit zitternder, kaum

hörbarer Stimme vorbrachte, und gerieth in eine Beſtürzung, die ſich endlich in einen Strom von Thränen auflöste.

„Was ſagen mir dieſe Zähren?“ fragte Werner; „geſtehen ſie mir, daß Luitgard mich willig verlaſſen wird, um Kaiſerinn zu werden?“

„O nein, Bruder! ſoll ich aufrichtig mit euch reden?“

„Habe ich Luitgarden je anders, als aufrichtig, geſehen?“

„Nun ſo nehmet das Geſtändniß hin, daß ich zwar in dieſem Augenblicke mich noch ſchwach genug fühle, Erichen, wär' er treu und redlich, vor euch zu wählen; aber.“ —

„Nun? aber daß er bey gegenwärtiger Lage nichts von euch zu hoffen hätte?“ —

„Das gewiß, Werner! Aber ich wollte mehr ſagen!“

„Und was?“

„Daß ihr mir gegenwärtig, da Erich für mich verloren iſt, unter allen Männern die liebſte ſeyd, und daß ich mit Grauen vornehmlich daran denke, euch gegen Otto vertauſchen zu müſſen; gegen Otto, für den mir bey aller Freundſchaft, die ich für ihn habe, ſo bald ich mir ihn als meinen Gemahl denke, ein beſonderer Widerwille angeboren zu ſeyn ſcheint; gegen Otto, auf welchen Marie von Arragonien nähere Anſprüche hat; gegen Ot-

to, der in der Geſchichte mit ihr, wie mich dünkt, bey weitem nicht ſo handelte, um eine zweyte glückliche Ehe, wäre auch die erſte völlig gelöst, zu verdienen, um den ich ſchon ſo viel gelitten hatte, und mit dem ich noch mehr zu leiden fürchte."

Werner war über den Anfang von Luitgards Bekenntniſſe ſo außer ſich, daß er wahrſcheinlich den Schluß deſſelben kaum vernahm. Von Luitgard allen Männern, ſelbſt dem liebenswürdigen Otto vorgezogen zu werden, welch ein Glück! und welch Entſetzen, ſich von demſelben in dem nähmlichen Augenblicke zu überzeugen, da die unveränderliche Nothwendigkeit, ihr zu entſagen, auf ihn eindrang! — Luitgard, beſchämt und beſtürzt über das, was ſie in der Angſt ihres Herzens ſo freymüthig geſtanden hatte, verließ das Zimmer, ohne Werners Antwort zu erwarten; auch war er in einem Zuſtande, der ihn aller Antwort unfähig machte. Ach, Luitgard hätte von dieſen ihm gar zu günſtigen Geſinnungen ſchweigen ſollen! ſie hatte ihm durch Entdeckung derſelben einen Kampf mit Liebe und Pflicht bereitet, welcher ihm, da endlich die letzte ſiegte, am Morgen kaum ſo viel Kraft übrig ließ, das auszuführen, was er für unumgänglich nöthig hielt, und was er nach den Grundſätzen ſeiner Zeit, beſonders da päpſtliche Bannſtrahlen drohten, nicht

vermeiden konnte, ohne ſich und die, welche er liebte, auf Lebenszeit in unabſehliches Elend zu ſtürzen. — „Laß mich nur noch ein Mahl die unſterbliche Liebe zu deinen Füßen ſchwören, und dir dann auf ewig entſagen!“ rief er, als er ſich des andern Morgens von Albin in ihr Zimmer leiten ließ. „Du ſagteſt geſtern, auch du liebteſt mich; wiederhohle mir es noch ein Mahl, damit ich etwas habe, mich in den verzweiflungsvollen Stunden zu tröſten, die nun meiner warten.“

Luitgard beugte ſich zu ihm herab, und netzte, ſtatt aller Antwort, ſeine Stirn mit ihren Thränen. „Aber warum willſt du mich aufgeben,“ rief ſie, „da die Einwilligung meines Vaters, mein einziges Geſetz, auf unſerer Seite iſt?“

„Der Wille deines Vaters? Ha! wäre dieſer für mich! — Aber Eckard hat der Krone Wort und Treue geopfert; ſo muß ich ihr ja auch wohl meine Liebe zum Opfer ſchlachten!“

Luitgard ſtand wie vom Donner gerührt; und da Werner eben ſo leblos blieb, ſo gab die große Pauſe Albin Gelegenheit, ſich beyden zu Füßen zu werfen, und um günſtige Entſcheidung ſeines Schickſals zu bitten. „Ich habe euch beyde beleidigt,“ rief er; „aber Gott weiß, es geſchah aus Liebe zu meinem Herrn, und mich dünkt, nach dem, was ich ſehe, würdet ihr glücklich ſeyn, wenn meine

Anschläge gelungen wären. Aber das, was ich that, euch zu beglücken, führt vor der Welt den schrecklichen Nahmen Hochverrath: werdet ihr es über euer Herz bringen können, mich der Strafe dieses Verbrechens, das ich unwissend auf mich lud, Preis zu geben?"

„Fliehe, Albin!" schrie Luitgard, die sich am ersten erhohlte, indessen Werner noch immer in stummer Betäubung da stand; „fliehe, und nimm alles, was du in diesem Pallaste am kostbarsten findest, dir für deine übel verstandene Treue zu lohnen!" — „Ja, Albin! fliehe!" setzte Werner hinzu, „und thue, was dir das Fräulein sagt! ich kann nicht auf dich zürnen; dir habe ich wenigstens die seligsten Träume meines Lebens zu danken: daß sie nicht Wahrheit wurden, dieß war wahrhaftig nicht deine Schuld."

„Also fliehen soll ich? — Aber warum allein? — Steht nicht auch euch beyden der Weg zur Flucht offen? werden nicht die Schätze dieses Hauses auch euch vor Mangel schützen? und ist nicht die Welt groß, weit und schön genug, ein Paar Liebende zu verbergen, und entfernt von Reichthum und Größe glücklich zu machen?"

Werner und Luitgard sahen sich mit einem sonderbaren Blicke an, in welchem aber wohl schwerlich der Gedanke liegen konnte, das auszuführen, was Albin sagte; vielleicht von

einer Seite der Wunsch dazu, aber mehr gewiß nicht! Luitgard sah, daß ihre und Werners Lage einander gegen über immer peinlicher ward: sie reichte ihm weinend die Hand, und verschloß sich in ihr Cabinett, aus welchem sie nicht eher hervor ging, bis ein verdeckter Wagen sie aufnahm, sie den Weg zu führen, den ihr das Schicksal bezeichnete. Werner folgte ihr mit seinen Leuten zu Roß; Albin war nicht unter denselben; sein Herr hatte für seine glückliche und sichere Flucht gesorgt, weil er wohl sah, was für Verantwortung, im Falle er gefunden würde, auf ihn wartete.

XVI.

Vertheidigung gebrochener Zusage.

Man war beym Abzuge aus Walbeck zweifelhaft gewesen, wohin die Reise gehen sollte: ob zur Äbtissinn von Quedlinburg, welche eigentlich als Luitgards Hütherinn durch ihren Raub zuförderst beleidigt worden war, oder nach Aachen, wo der Kaiser damahls mit großer Pracht Hof hielt. Dem Fräulein war es gleich unleidlich, so bald demjenigen, den sie als ihren künftigen Gemahl ansehen mußte, entgegen geführt zu werden, und den redlichen Werner einer Demüthigung vor ihm auszusetzen: sie entschied für Magdeburg, wo sich die Prinzessinn Mathilde unter den um

der gegenwärtigen Sache willen verſammelten Fürſten befand. „Dort iſt," ſagte ſie, „wie ich höre, mein Vater; in ſeine Hände möchte ich am liebſten überliefert werden: auch wird vor ihm, dem die Natur auf mich die nächſten Rechte gab, meinem ſo genannten Entführer eine Demüthigung weniger ſchwer und ſchimpflich fallen, als vor einem andern." Luitgard ſagte Demüthigung; und Demüthigung war dem unſchuldigen Werner, der ſich nicht durch Auslieferung des eigentlichen Verbrechers ſchuldlos machen konnte und wollte, zuerkannt. Drey Meilen von Magdeburg kam ihm der einhällige Fürſtenſchluß entgegen, daß er mit ſeinem wieder zu erſtattenden Raube nicht anders, als in der Geſtalt eines Büßenden, könne angenommen werden.

Es war von je her der Brauch der Welt, dem Nachgebenden immer ſchwerere Laſten aufzulegen. Hätte Graf Werner als ein entſchloſſener Verbrecher gehandelt, man würde vielleicht ihm Bedingungen zu machen verſtattet haben: ſo war es umgekehrt. Welch ein Gedanke für Luitgard, den Mann, der ſie nie wiſſentlich beleidigte, der unausgeſetzt treu und tadellos handelte, der Beſchimpfung ausgeſetzt zu ſehen, mit bloßem Haupte und Rücken, Lenden und Hals, mit einem Strick umgürtet, mit entblößten Füßen und zerriſſenen Kleidern als ein Schauſpiel vor Leuten

auftreten zu sehen, welche unmöglich edel denken konnten, da sie einem Ritter, dessen Unschuld ihnen größten Theils bekannt war, eine solche Erniedrigung zumuthen durften. — Werner war starr vor Erstaunen über den letzten kaum glaublichen Theil seiner schweren Pflicht, und Lyitgard badete sich in Thränen. Aber unter den Fürsten waren noch einige, die Rittertswerth und Ehre zu schätzen wußten; Markgraf Eckard von Meissen, der glorreiche Eroberer der Engelsburg, der kürzlich aus Italien von der Demüthigung des Crescentius zurück gekommen war, befand sich unter ihnen. „Ich," rief er, „ich bin der vorzüglich durch die Entführung meiner Tochter Beleidigte: der Kaiser hat nur ein Recht an sie, das ich ihm noch nicht gänzlich übertragen habe; und mir kommt es also zu, Werners Strafe zu erhöhen oder zu mildern, nach dem es der Gerechtigkeit gemäß ist." Die Prinzessinn Mathilde, die Vorsitzerinn der erlauchten Versammlung, unzufrieden mit dem unvorsichtig abgefaßten, und unvorsichtig ausgefertigten Urtheile, das besonders die Grafen von Nordheim zu Urhebern hatte, winkte dem Markgrafen Beyfall, welcher sogleich den Saal verließ, um persönlich das zu widerrufen, was sein Gefühl für Ehre und Billigkeit so empfindlich beleidigte. Ob nicht vielleicht etwas von bitterm Gefühle der Unbil-

ligkeit, die er ſelbſt an Wernern begangen hatte, mit unterlief; ob nicht der Gedanke ihn vorzüglich beſchämte, den als einen Verbrecher vor ſich erſcheinen zu ſehen, dem er ſelbſt Rechtfertigung ſeiner Thaten ſchuldig war, dieß unternehmen wir nicht aus einander zu ſetzen: genug, Markgraf Eckard reiste ab, und Luitgarden war das Entzücken beſchieden, ſich in den Armen eines Vaters zu ſehen, in dem Augenblicke, da ſie es am wenigſten vermuthete, und da ihr doch ſein Troſt ſo nöthig war. — Der Markgraf umarmte ſeine Kinder, wie er Wernern und Luitgard mit väterlicher Inbrunſt nannte; er ſah Worte auf ihren Lippen, die er für Entſchuldigungen vergangener Dinge hielt, und erſtickte ſie durch die Verſicherung, daß er fühle, wie er derjenige ſey, der Entſchuldigung nöthig habe. Werner ſchwieg, und Luitgard zwang ſich, die Frage zurück zu halten, wie es aber immer möglich ſey, daß ein deutſcher Fürſt das einem andern gegebene Ritterwort um einer Krone willen brechen könne. — „Ich ſehe Vorwürfe in deinen Blicken," ſagte Eckard, „die dir die Ehrerbiethung auszuſprechen verbiethet, und ich muß ihnen zuvorkommen. Ja, Luitgard! ich geſtehe es, ich ſagte dich in den Jahren, welche noch faſt an deine Kindheit grenzten, dieſem Fürſten zu;

ne Geliebte ward; daß es nicht nur Hochverrath, daß es Verstoß wider Freundespflicht wäre, sie dem zu entreißen, den er mit der wärmsten Ergebenheit liebte; daß er Luitgarden den Thron, und dem Lande eine lange vermißte gute Kaiserinn entzog, wenn er auf seinen Ansprüchen beharrte. Entdeckungen von dieser Art konnten wohl nicht ohne die schmerzhaftesten Gefühle gemacht werden; Gefühle, die nur gar zu oft nahe dabey waren, die Kräfte seines Verstandes schwankend zu machen. — Werner war nach dem, was er nun wußte, keinen Augenblick zweifelhaft, was er zu thun habe, und es wäre nicht nöthig gewesen, daß sein und Otto's ehemahliger Lehrer, Gerbert, jetzt Papst Sylvester, einen Brief an ihn abließ, dessen Eingang zärtliche, väterliche Ermahnungen und Erinnerungen vergangener Zeiten, und das Ende Bedrohung mit dem Bannstrahle war, um ihn zu seiner Pflicht anzuweisen.

Die Erschütterung, die er durch das päpstliche Schreiben erfuhr, war gewaltig, und vollendete alles, was die schrecklichen Erfahrungen des heutigen Tages noch zu vollenden übrig gelassen hatten; das ist: sie versetzten ihn in einen Zustand, der beklagenswürdig war. Er versprach mit wenig Worten und dargebothener Hand den Fürsten, so zu handeln, daß sie und der Kaiser mit ihm zufrie-

den seyn könnten; er stellte ihnen frey, zu Luitgarden zu gehen, und sie mit sich zurück zu nehmen: aber aus Achtung für Graf Luthern, und aus Mitleid mit ihm selbst, wollte man ihm keinen Eingriff in seine Rechte thun, sondern überließ es ihm, seinem Charakter durch eine freywillige Handlung der Großmuth Ehre zu machen, und mit derselben, so gut er konnte, einen Flecken von seinem Rufe abzuwaschen, mit welchem ihn der Nahme, Fräuleinräuber, in dem Wahne der Übelbeachtenden brandmarkte.

XV.

Luitgard fühlt Liebe für Wernern, oder glaubt sie zu fühlen.

Luitgard hatte von den Gesandten, welche zu Walbeck angekommen waren, gehört, hatte Wünsche und Hoffnungen von ihrer Anwesenheit hergenommen, über die sie selbst nicht recht mit sich einig werden konnte, und doch keinen von ihnen gesehen. Man hielt es nicht für nöthig, mit Luitgarden hierüber zu sprechen, da man ihre Gesinnungen kannte, und der Änderung derselben mit der Änderung der Umstände gewiß zu seyn glaubte. Aus Werners eigenem Munde sollte sie die großen Dinge vernehmen, die ihr so lange verborgen geblieben waren. Sie hörte, was der unglückliche Jüngling mit zitternder, kaum

hörbarer Stimme vorbrachte, und gerieth in eine Bestürzung, die sich endlich in einen Strom von Thränen auflöste.

„Was sagen mir diese Zähren?" fragte Werner; „gestehen sie mir, daß Luitgard mich willig verlassen wird, um Kaiserinn zu werden?"

„O nein, Bruder! soll ich aufrichtig mit euch reden?"

„Habe ich Luitgarden je anders, als aufrichtig, gesehen?"

„Nun so nehmet das Geständniß hin, daß ich zwar in diesem Augenblicke mich noch schwach genug fühle, Erichen, wär' er treu und redlich, vor euch zu wählen; aber." —

„Nun? aber daß er bey gegenwärtiger Lage nichts von euch zu hoffen hätte?" —

„Das gewiß, Werner! Aber ich wollte mehr sagen!"

„Und was?"

„Daß ihr mir gegenwärtig, da Erich für mich verloren ist, unter allen Männern der liebste seyd, und daß ich mit Grauen vornehmlich daran denke, euch gegen Otto vertauschen zu müssen; gegen Otto, für den mir bey aller Freundschaft, die ich für ihn habe, so bald ich mir ihn als meinen Gemahl denke, ein besonderer Widerwille angeboren zu seyn scheint; gegen Otto, auf welchen Marie von Arragonien nähere Ansprüche hat; gegen Ot-

to, der in der Geſchichte mit ihr, wie mich dünkt, bey weitem nicht ſo handelte, um eine zweyte glückliche Ehe, wäre auch die erſte völlig gelöst, zu verdienen, um den ich ſchon ſo viel gelitten hatte, und mit dem ich noch mehr zu leiden fürchte."

Werner war über den Anfang von Luitgards Bekenntniſſe ſo außer ſich, daß er wahrſcheinlich den Schluß deſſelben kaum vernahm. Von Luitgard allen Männern, ſelbſt dem liebenswürdigen Otto vorgezogen zu werden, welch ein Glück! und welch Entſetzen, ſich von demſelben in dem nähmlichen Augenblicke zu überzeugen, da die unveränderliche Nothwendigkeit, ihr zu entſagen, auf ihn eindrang! — Luitgard, beſchämt und beſtürzt über das, was ſie in der Angſt ihres Herzens ſo freymüthig geſtanden hatte, verließ das Zimmer, ohne Werners Antwort zu erwarten; auch war er in einem Zuſtande, der ihn aller Antwort unfähig machte. Ach, Luitgard hätte von dieſen ihm gar zu günſtigen Geſinnungen ſchweigen ſollen! ſie hatte ihm durch Entdeckung derſelben einen Kampf mit Liebe und Pflicht bereitet, welcher ihm, da endlich die letzte ſiegte, am Morgen kaum ſo viel Kraft übrig ließ, das auszuführen, was er für unumgänglich nöthig hielt, und was er nach den Grundſätzen ſeiner Zeit, beſonders da päpſtliche Bannſtrahlen drohten, nicht

vermeiden konnte, ohne ſich und die, welche er liebte, auf Lebenszeit in unabſehliches Elend zu ſtürzen. — „Laß mich nur noch ein Mahl die unſterbliche Liebe zu deinen Füßen ſchwören, und dir dann auf ewig entſagen!“ rief er, als er ſich des andern Morgens von Albin in ihr Zimmer leiten ließ. „Du ſagteſt geſtern, auch du liebteſt mich; wiederhohle mir es noch ein Mahl, damit ich etwas habe, mich in den verzweiflungsvollen Stunden zu tröſten, die nun meiner warten.“

Luitgard beugte ſich zu ihm herab, und netzte, ſtatt aller Antwort, ſeine Stirn mit ihren Thränen. „Aber warum willſt du mich aufgeben,“ rief ſie, „da die Einwilligung meines Vaters, mein einziges Geſetz, auf unſerer Seite iſt?“

„Der Wille deines Vaters? Ha! wäre dieſer für mich! — Aber Eckard hat der Krone Wort und Treue geopfert; ſo muß ich ihr ja auch wohl meine Liebe zum Opfer ſchlachten!“

Luitgard ſtand wie vom Donner gerührt; und da Werner eben ſo leblos blieb, ſo gab die große Pauſe Albin Gelegenheit, ſich beyden zu Füßen zu werfen, und um günſtige Entſcheidung ſeines Schickſals zu bitten. „Ich habe euch beyde beleidigt,“ rief er; „aber Gott weiß, es geſchah aus Liebe zu meinem Herrn, und mich dünkt, nach dem, was ich ſehe, würdet ihr glücklich ſeyn, wenn meine

Anschläge gelungen wären. Aber das, was ich that, euch zu beglücken, führt vor der Welt den schrecklichen Nahmen Hochverrath: werdet ihr es über euer Herz bringen können, mich der Strafe dieses Verbrechens, das ich unwissend auf mich lud, Preis zu geben?"

„Fliehe, Albin!" schrie Luitgard, die sich am ersten erhohlte, indessen Werner noch immer in stummer Betäubung da stand; „fliehe, und nimm alles, was du in diesem Pallaste am kostbarsten findest, dir für deine übel verstandene Treue zu lohnen!" — „Ja, Albin! fliehe!" setzte Werner hinzu, „und thue, was dir das Fräulein sagt! ich kann nicht auf dich zürnen; dir habe ich wenigstens die seligsten Träume meines Lebens zu danken: daß sie nicht Wahrheit wurden, dieß war wahrhaftig nicht deine Schuld."

„Also fliehen soll ich? — Aber warum allein? — Steht nicht auch euch beyden der Weg zur Flucht offen? werden nicht die Schätze dieses Hauses auch euch vor Mangel schützen? und ist nicht die Welt groß, weit und schön genug, ein Paar Liebende zu verbergen, und entfernt von Reichthum und Größe glücklich zu machen?"

Werner und Luitgard sahen sich mit einem sonderbaren Blicke an, in welchem aber wohl schwerlich der Gedanke liegen konnte, das auszuführen, was Albin sagte; vielleicht von

einer Seite der Wunsch dazu, aber mehr gewiß nicht! Luitgard sah, daß ihre und Werners Lage einander gegen über immer peinlicher ward: sie reichte ihm weinend die Hand, und verschloß sich in ihr Cabinett, aus welchem sie nicht eher hervor ging, bis ein verdeckter Wagen sie aufnahm, sie den Weg zu führen, den ihr das Schicksal bezeichnete. Werner folgte ihr mit seinen Leuten zu Roß; Albin war nicht unter denselben; sein Herr hatte für seine glückliche und sichere Flucht gesorgt, weil er wohl sah, was für Verantwortung, im Falle er gefunden würde, auf ihn wartete.

XVI.

Vertheidigung gebrochener Zusage.

Man war beym Abzuge aus Walbeck zweifelhaft gewesen, wohin die Reise gehen sollte: ob zur Äbtissinn von Quedlinburg, welche eigentlich als Luitgards Hütherinn durch ihren Raub zuförderst beleidigt worden war, oder nach Aachen, wo der Kaiser damahls mit großer Pracht Hof hielt. Dem Fräulein war es gleich unleidlich, so bald demjenigen, den sie als ihren künftigen Gemahl ansehen mußte, entgegen geführt zu werden, und den redlichen Werner einer Demüthigung vor ihm auszusetzen: sie entschied für Magdeburg, wo sich die Prinzessinn Mathilde unter den um

der gegenwärtigen Sache willen verſammelten Fürſten befand. „Dort iſt," ſagte ſie, „wie ich höre, mein Vater; in ſeine Hände möchte ich am liebſten überliefert werden: auch wird vor ihm, dem die Natur auf mich die nächſten Rechte gab, meinem ſo genannten Entführer eine Demüthigung weniger ſchwer und ſchimpflich fallen, als vor einem andern." Luitgard ſagte Demüthigung; und Demüthigung war dem unſchuldigen Werner, der ſich nicht durch Auslieferung des eigentlichen Verbrechers ſchuldlos machen konnte und wollte, zuerkannt. Drey Meilen von Magdeburg kam ihm der einhällige Fürſtenſchluß entgegen, daß er mit ſeinem wieder zu erſtattenden Raube nicht anders, als in der Geſtalt eines Büßenden, könne angenommen werden.

Es war von je her der Brauch der Welt, dem Nachgebeuden immer ſchwerere Laſten aufzulegen. Hätte Graf Werner als ein entſchloſſener Verbrecher gehandelt, man würde vielleicht ihm Bedingungen zu machen verſtattet haben: ſo war es umgekehrt. Welch ein Gedanke für Luitgard, den Mann, der ſie nie wiſſentlich beleidigte, der unausgeſetzt treu und tadellos handelte, der Beſchimpfung ausgeſetzt zu ſehen, mit bloßem Haupte und Rücken, Lenden und Hals, mit einem Strick umgürtet, mit entblößten Füßen und zerriſſenen Kleidern als ein Schauſpiel vor Leuten

auftreten zu ſehen, welche unmöglich edel denken konnten, da ſie einem Ritter, deſſen Unſchuld ihnen größten Theils bekannt war, eine ſolche Erniedrigung zumuthen durften. — Werner war ſtarr vor Erſtaunen über den letzten kaum glaublichen Theil ſeiner ſchweren Pflicht, und Luitgard badete ſich in Thränen. Aber unter den Fürſten waren noch einige, die Rittertswerth und Ehre zu ſchätzen wußten; Markgraf Eckard von Meiſſen, der glorreiche Eroberer der Engelsburg, der kürzlich aus Italien von der Demüthigung des Creſcentius zurück gekommen war, befand ſich unter ihnen. „Ich," rief er, „ich bin der vorzüglich durch die Entführung meiner Tochter Beleidigte: der Kaiſer hat nur ein Recht an ſie, das ich ihm noch nicht gänzlich übertragen habe; und mir kommt es alſo zu, Werners Strafe zu erhöhen oder zu mildern, nach dem es der Gerechtigkeit gemäß iſt." Die Prinzeſſinn Mathilde, die Vorſitzerinn der erlauchten Verſammlung, unzufrieden mit dem unvorſichtig abgefaßten, und unvorſichtig ausgefertigten Urtheile, das beſonders die Grafen von Nordheim zu Urhebern hatte, winkte dem Markgrafen Beyfall, welcher ſogleich den Saal verließ, um perſönlich das zu widerrufen, was ſein Gefühl für Ehre und Billigkeit ſo empfindlich beleidigte. Ob nicht vielleicht etwas von bitterm Gefühle der Unbil-

ligkeit, die er ſelbſt an Wernern begangen hatte, mit unterlief; ob nicht der Gedanke ihn vorzüglich beſchämte, den als einen Verbrecher vor ſich erſcheinen zu ſehen, dem er ſelbſt Rechtfertigung ſeiner Thaten ſchuldig war, dieß unternehmen wir nicht aus einander zu ſetzen: genug, Markgraf Eckard reiste ab, und Luitgarden war das Entzücken beſchieden, ſich in den Armen eines Vaters zu ſehen, in dem Augenblicke, da ſie es am wenigſten vermuthete, und da ihr doch ſein Troſt ſo nöthig war. — Der Markgraf umarmte ſeine Kinder, wie er Wernern und Luitgard mit väterlicher Inbrunſt nannte; er ſah Worte auf ihren Lippen, die er für Entſchuldigungen vergangener Dinge hielt, und erſtickte ſie durch die Verſicherung, daß er fühle, wie er derjenige ſey, der Entſchuldigung nöthig habe. Werner ſchwieg, und Luitgard zwang ſich, die Frage zurück zu halten, wie es aber immer möglich ſey, daß ein deutſcher Fürſt das einem andern gegebene Ritterwort um einer Krone willen brechen könne. —, „Ich ſehe Vorwürfe in deinen Blicken," ſagte Eckard, „die dir die Ehrerbiethung auszuſprechen verbiethet, und ich muß ihnen zuvorkommen. Ja, Luitgard! ich geſtehe es, ich ſagte dich in den Jahren, welche noch faſt an deine Kindheit grenzten, dieſem Fürſten zu;

und ein ähnliches Wort macht dich jetzt zu der Braut des Kaisers."

Werner biß sich auf die Lippen, und Luitgard konnte sich des Ausrufs nicht enthalten: Gott! Gott! wie ist beydes mit einander zu vereinigen?" — „Ich will die vielen Bedingungen," fuhr der Markgraf fort, „die ich meinem ältern Versprechen an die Seite setzte, nicht erwähnen; ich würde keine Bedingungen gekannt haben, hätte ich das muthmaßen können, was ich jetzt mit Erstaunen sehe — daß ihr euch liebt! — Was hatte mir theurer seyn können, als das Glück meiner Kinder? Kein Kaiser hätte es stören sollen, längst längst — schon zu jenen Zeiten, da Otto Luitgarden weder kannte, noch an sie denken konnte, wäre sie Gräfinn von Bernburg geworden, hätte ich gewußt, was ich in diesem Augenblicke sehe, daß Vereinigung euch Glück gewesen wäre; aber sprecht selbst, Werner, sprich selbst, Luitgard! konnte ich je so etwas muthmaßen? Werner hat nie seit jenem Tage gegen mich von Liebe für meine Tochter gesprochen, oder mich an ehemahls gethane Zusage erinnert, selbst nicht am Tage der Eroberung von Pölda; ich mußte glauben, die ganze Sache sey nichts, als ein Einfall von Fräulein Waldburg, jener geschäftigen Nonne, die hier mit dem besten Herzen so viel Unheil gestiftet hat. Luitgard schien nicht al-

lein gegen Wernern gleichgültig zu seyn, sondern sie fesselte sich auch, wie ich von sicherer Hand weiß, mit der stärksten Leidenschaft an einen andern, dem ich sie unmöglich gönnen konnte. — Verzeihe mir, Luitgard! Graf Erich ist ein braver Mann, den ich unendlich schätze; aber zum Gemahl einer Markgräfinn von Meißen dachte ich ihn nicht zu machen: seine unbekannte Geburt macht ihn zu einer solchen Verbindung ganz unfähig. Diese mir mißfällige Liebe zu stören, dachte ich für dich auf einen würdigern Gemahl; Werner, den ich liebe, wie man sonst nur Kinder liebt, hätte deine Hand vor allen andern erhalten, wenn er sie gesucht hätte; aber sollte ich sie ihm anbiethen? sollte der Vater einer Luitgard anfragen, ob man noch an alte, ihm abgedrungene Zusagen denke, die vielleicht niemand mehr wichtig waren, als der zärtlichen Base, die ihren Neffen durch dieselben zu heben suchte? — Und war es mir zu verdenken, da die Kaiserinn Adelheid jetzt die Hand meiner Tochter für den größten Mann im Lande, für den edlen, den liebenswürdigen Otto, für den Kaiser suchte, daß ich ohne Bedenken ja sprach? — Ihr schweigt, Kinder? — Aus Überzeugung, oder aus Ehrfurcht? — Ich hoffe das Erste! — Sollte es indessen nicht seyn, so bitte ich euch, schont, schont eures Vaters, und setzt allem, was

ihr denken mögt, die Betrachtung entgegen, daß hier vielleicht viel zu bedauern, aber nun nichts mehr zu ändern ist; daß Widerspänstigkeit gegen das, was man wirklich Fügung des Schicksals nennen muß, euch, euren Vater, und das ganze Reich in endlose Unruhe stürzen, das Gegentheil aber uns alle beglücken muß."

Werner und Luitgard antworteten wenig auf die Rede des Markgrafen; indessen kam es doch nach einigen von beyden Seiten vergossenen Thränen dahin, daß beyde einen fürchterlichen Eid in die Hand ihres gemeinschaftlichen Vaters ablegten, sich hinfort wie Geschwister zu lieben, und jeden andern Gedanken aufzugeben.

Die Thränen des Grafen von Bernburg waren bittere Thränen gekränkter Liebe; Luitgard, so lieb ihr Werner war, weinte wahrscheinlich weniger, ihn verlassen, als Otto zu Theile werden zu müssen, der ihr, als Gemahl betrachtet, schlechterdings unausstehlich schien; hätte man nur diesen Theil ihres Schicksals ändern können, sie würde sich über den andern zufrieden gegeben haben: denn zwar war dieses völlig wahr, was sie Wernern einst versicherte, daß er ihr jetzt unter allen Männern der liebste sey; aber dieser Vorzug war noch lange nicht jene Leidenschaft, die durch gestörten Besitz empfindlich gekränkt

wird; nein, nur ein höherer Grad von Schwesterliebe, der sie mit dem Verhältnisse, in welchem sie gegenwärtig mit Wernern stand, völlig zufrieden machte, ohne ihr je ein innigeres wünschenswerth vorzustellen. — Eckard und seine Kinder waren ausgesöhnt, und völlig einverstanden. Von schimpflichen Büßungen war, seit er erschienen, gar nicht mehr die Rede; man dachte kaum mehr daran, daß irgend jemand es hätte wagen dürfen, eine solche Forderung an den unschuldigen Grafen von Bernburg zu thun. Der Markgraf hielt zwischen Werner und Luitgard seinen Einzug zu Magdeburg; er stellte sie dem großen Fürstenrathe vor, und erklärte, daß er mit allem, was in der Geschichte dieser beyden Entschuldigung zu verdienen schiene, so völlig ausgesöhnt sey, daß er nicht glaube, daß hier irgend jemand etwas zu tadeln haben würde.

Graf Siegfried von Nordheim wünschte achselzuckend, daß der Kaiser an den Abenteuern seiner Braut eben so wenig Tadelnswürdiges finden, und Graf Wernern eben so geneigt zu verzeihen seyn möchte, als sie alle auf des Markgrafen Zeugniß seyn müßten.

„Verzeihet, Graf Siegfried!" erwiederte Eckard; „ich habe dem Kaiser meine Rechte an meine Tochter noch nicht so feyerlich übertragen, daß sein Urtheil das Urtheil eines

Vaters überwiegen könne. Luitgard ist heute noch mein; und zurück zu treten ist ihm alle Mahl vergönnt, ohne daß ich oder sie uns beleidigt halten werden."

„Das wird er nicht," rief Mathilde, welche all die ganze Zeit über mit dem Fräulein im Ausdrucke der höchsten Freude und Zärtlichkeit gesprochen hatte; „das wird er nicht! ich bürge für ihn. Seine Leidenschaft für seine schöne Braut kann nur mit meiner Freundschaft für sie, seine Überzeugung von der wahren Beschaffenheit der Sache kann nur mit der meinigen verglichen werden."

Diesem Eingange folgte die feyerliche Erklärung Luitgards als bestimmte Braut des Kaisers; eine traurige Ceremonie für sie, und für den unglücklichen Werner fast unausstehlich. Überhaupt spielte er hier eine unangenehme Rolle. Die Augen vieler aus der Versammlung hafteten mit Schadenfreude, Mathildens Augen mit Mißfallen auf ihm. Mit Luitgarden war sie völlig ausgesöhnt; aber dem Ursacher der letzten verdrießlichen Händel, ungeachtet auch seine Unschuld am Tage lag, konnte sie keinen freundlichen Blick vergönnen. Der Markgraf sah die peinliche Lage des armen Jünglings; die Bläße auf seinen Wangen, ein Merkmahl nur halb vollendeter Genesung, machte ihm bange vor einem gewaltsamem Ausbruche seiner Leiden,

der ihm und Luitgarden hier hätte nachtheilig seyn können; und er nahm es über sich, ihn aus seiner Verlegenheit zu reißen. Er führte ihn unvermerkt aus der Versammlung, umarmte ihn, und rieth ihm, heute noch Magdeburg zu verlassen, und in den Armen seines Vaters, der hoffentlich bald zu Walbeck seyn würde, Trost über das Vergangene, und völlige Genesung zu suchen. „Hägt ihr noch einige Neigung für mich," setzte er hinzu, „und haben meine Worte einen Eindruck auf euch gemacht, so sucht mir Graf Luthers Herz zu gewinnen; ich habe ihm alles gesagt, was ich euch sagte: er konnte mir nichts entgegen setzen; dessen ungeachtet aber dünkt mich, ein heimlicher Unwille über unabänderliche Dinge keime in seinem Herzen, der einst für mich und ihn bittere Früchte tragen könnte; ich fürchte Graf Luthern nicht, aber ich liebe ihn, und wollte ungern seine und meine Freundschaft gestört sehen."

XVII.

Der Reichstag zu Aachen.

Der gegenwärtige Zeitraum war der glänzendste in dem ganzen Lebenslaufe Otto's des Dritten. Die Liebe der Stände und des ganzen Reichs war sein. In Norden ruhte das Schwert, das die dasigen aufrührischen Völ-

ker gedemüthigt hatte; in Italien war Friede, Friede durch Markgraf Eckards siegreiche Waffen. Der alte Unheilstifter, Crescentius, war nicht mehr; und in der Person Sylvesters des Zweyten saß auf dem römischen Stuhle ein Mann, der dem jungen Kaiser, seinem ehemahligen Schüler, mit ganzer Seele zugethan war, und alles beytrug, seine Größe und sein Glück zu vermehren. Auch am Hofe des orientalischen Kaisers, da man vor kurzem sich nicht gescheut hatte, dem Beherrscher des deutschen Reichs in seinen Gesandten mit Schimpf und Verachtung zu begegnen, war man zu gesundern Gedanken gekommen, und suchte unter der Hand das Verbrechen zu vergüten. Otto schien diese Bemühungen kaum zu merken, und begnügte sich damit, den treulosen Griechen sehen zu lassen, daß er sich furchtbar zu machen wisse. — Mit mehrerer Leutseligkeit nahm er die Freundschaftserbiethungen anderer Monarchen auf, von deren Abgesandten Aachen, wo Otto gegenwärtig Hof hielt, voll war. War es wohl zu verwundern, wenn ein junger Prinz, in der Blüthe von zwanzig Jahren, von so viel lachenden Aussichten schwindelnd gemacht, und zu Handlungen angetrieben wurde, die man seiner unvorsichtigen Jugend und dem Gefühle seiner Größe zwar wohl zu Gute halten konnte,

die aber nicht ermangelten, manches Herz, das ihm sonst aufrichtig gehuldigt hätte, von ihm abzulocken. — Unglücklicher Weise hatte Otto zu Aachen den alten Grafen Hoico den Reichen, den ersten Aufseher seiner Kinderjahre, im glänzenden Privatstande wieder gefunden. Hoico, ein Mann, der sich nur um der Ehre willen bequemen konnte, irgend ein Amt zu verwalten, hatte sich ehemahls zurück gezogen, so bald Bischof Willigis, dem er nicht untergeordnet seyn mochte, die Erziehung des jungen Königs übernahm: sein großes Vermögen setzte ihn in Stand, an jedem Orte, den er wählte, als ein Fürst zu leben; und so fand ihn Otto, als er jetzt nach Aachen kam. Hoico ermangelte nicht, sich seinem ehemahligen Schüler zu zeigen; und dieser, ohne dieß zu schwärmerischer Dankbarkeit gegen seine Lehrer geneigt, brauchte nur Hoico, einen freundlichen einnehmenden Alten, an dessen Bild sich tausend süße Erinnerungen aus seiner frühen Kindheit ketteten, zu sehen, um ihm gewogen zu werden, und ihn näher an sich zu ziehen, als nöthig gewesen wäre.

Hoico war eben kein böser Mann; aber er hatte Züge in seinem Charakter, die dem, der ihm zu viel zu vertrauen begann, nachtheilig werden konnten. Seine herrschende Neigung war Prachtliebe; und nach dieser

fand er gar viel an dem Hofstaate des jungen Kaisers zu tadeln. Er zeigte ihm, daß er, ein Privatmann, weit mehreren Aufwand machte, als Otto, der Beherrscher des deutschen Reichs. Hoico's Pallast war königlich; seine Dienerschaft, seine Tafel, seine Kleidung, alles, was ihn umgab, zeigte von einem weit größern Herrn, als er wirklich war; und Otto fühlte die Nothwendigkeit, die ihm vor die Augen gelegt wurde, im Glanze nicht unter dem zu seyn, der sich seinen Diener nannte. „Die Beherrscher der Erde," sagte Hoico, „haben außer den Äußerungen ihrer Macht und Milde noch zwey Mittel, sich der Gottheit ähnlich zu machen. Niemand hat den Herrn des Himmels je gesehen; ein undurchdringlicher Glanz verhüllt seine lichtvollen Wohnungen durch weises Zurückziehen von der gaffenden Menge; durch Pracht und blendenden Schimmer ahmen irdische Monarchen ihn nach. Der Fürst, den das Volk immer sieht, der sich ihm immer ohne die Abzeichen seiner Hoheit zeigt, wird ihm alltäglich; es ist geneigt, ihn für einen seines gleichen zu halten; und wächst auch durch diese Herablassung die Zuneigung, so leidet doch die Ehrfurcht unwiderbringlichen Schaden." Lehren von dieser Art fanden in dem Gemüthe des jungen stolzen Prinzen nur gar zu viel Eingang. Er begann sich

mit der scheuen Eifersucht eines morgenländischen Despoten auf seine Größe zurück zu ziehen; man sah ihn selten, und wenn er erschien, ganz in dem Glanze, ganz mit dem steifen Ceremoniell der alten römischen Kaiser. Keiner der Fürsten wurde mehr zu seiner Tafel zugelassen. Otto speiste allein, auf einem offenen, mit vielen Stufen erhöheten, von köstlichen Säulen unterstützten Saale, gleich als dürfte es niemand wagen, den Strahlen seiner Hoheit zu nahe zu kommen; traurige, einsame, freudenlose Mahle, bey welchen Glanz und Größe den Mangel vergnügten Umgangs sehr schlecht ersetzte! Man hatte wenig Freude daran, den Kaiser eine solche Rolle spielen zu sehen; und alle behaupteten, daß dieser Prunk, diese stolze majestätische Absonderung kaum den alten Helden Carl und Heinrich, deren eigene Faust ganze Königreiche gedemüthiget hatte, anständig gewesen seyn würde, und an einem Jünglinge, der alles, was er war, der Treue und dem Schwerte tapferer Fürsten zu danken hatte, die er nun nicht einmahl würdigte, an seiner Seite zu sitzen, schlechterdings unanstehlich wäre.

Eins hatte der junge mißleitige Prinz noch seinem Führer zu danken, welches ihn vollends ganz in der Achtung der Nachner herab setzte, und das ihm von der halben Welt

als Sacrilegium *) ausgedeutet wurde. Der Abgott des Volks war Carl der Große; sein Andenken ward verehrt, wie das Andenken eines Heiligen; und Aachen war stolz darauf, daß seine Gebeine in ihrem Schooße ruheten. Über seinem Grabe erhob sich eine vergoldete Ehrenpforte; aber den Eingang in dasselbe wußte niemand. Das Heiligthum war, wie man sich ausdrückte, zu groß und hehr, um irgend jemand den Zutritt zu verstatten, als dem großen Engel am Tage der Auferstehung. Graf Hoico, der einen goldenen Schlüssel zu den verborgensten Orten hatte, führte den jungen Kaiser eines Tages in die schauerliche Tiefe hinab. Otto hatte gewünscht, Aachen nicht zu verlassen, ohne das Merkwürdigste in der Stadt, die Stelle zu sehen, die die Asche des größten Mannes seiner und vieler folgenden Zeiten beschloß. — Sollte es Vorwitz gewesen seyn, was den jungen Prinzen in die düstere feyerliche Stille hinab zog, so bemeisterten sich doch seiner ganz andere Gefühle, als er sich in der Nähe des redenden Denkmahls der Nichtigkeit aller irdischen Größe befand. Welch ein Anblick Die Überbleibsel des alten Helden, vor dem sich die halbe Welt beugte, hier in einen

*) Kirchenraub drückt das nicht aus, wo hier die Rede ist.

gen Raum verschlossen; sie zwar mit aller traurigen Pracht des Grabes geschmückt zu sehen, aber doch überall den nagenden Zahn der Zeit, und die Spuren der Verwesung zu ahnden, die des heiligen Leichnams fast zwey ganze Jahrhunderte geschont hatte, und nun, Trotz aller gebrauchten Vorsicht, mit der nahen plötzlichen Zerstörung drohte. Otto, von einer Empfindung eingenommen, die sich schwer beschreiben läßt, hatte lange von fern gestanden, als getrauete er sich nicht zu nahen; endlich wagte er es, hinzu zu treten, und diese majestätische Gestalt, dieses ehrwürdige Gesicht näher zu betrachten. Er wagte es, eine Hand des Leichnams anzurühren, die in Asche zerfiel; er sank jetzt auf der schauerlichen Stelle nieder, und bethete lange für die Seele des hier Schlummernden, und für sein eigenes Wohl. Gedanken und Entschließungen gingen in seiner Seele auf, welche, hätten sie Dauer gehabt, den Lehren des Stolzes, die Hoico zu geben pflegte, wohl sehr das Gleichgewicht gehalten haben möchten. Otto erhob sich, und sah in Hoico's Hand eine Purpurbinde, und ein goldenes Kreuz, das die kaiserliche Leiche geschmückt hatte, und das Hoico ihr mit kühner Hand entwendete. „Es ist nicht billig," sagte er lächelnd zu dem jungen Prinzen, in dessen Augen noch Thränen der Andacht funkelten,

„es ist nicht billig, daß Otto diese Gruft ohne ein Andenken an einen der schönsten Augenblicke seines Lebens verlasse. Euer großer Vorgänger lohnt euch die Inbrunst eures Gebeths, von welchem ohne Zweifel er der Gegenstand war, mit diesen Kleinodien, die ihm nicht mehr nützen, und euch hingegen Zierde und Antrieb zu edlen Thaten seyn werden."

Otto nahm aus Hoico's Hand die Binde und das Kreuz mit der Demuth, als ob der große Carl sie ihm selbst darreichte. Hoico wollte noch weiter gehen; er streckte seine Hand nach der Krone aus, die den ehrwürdigen Scheitel des Leichnams deckte; aber Otto wehrte ihm. Furcht, die kühne Berührung möchte auch vielleicht hier Zerstörung dessen nach sich ziehen, was nur noch einen Anschein von Festigkeit hatte, oder Widerwille vor der fortgesetzten Beraubung des Todten bemeisterte ihn; auch überfiel ihn auf ein Mahl ein seltsamer Schauer, welcher ihm nicht erlaubte, länger hier zu verweilen. „Ruhe sanft!" rief er auf der obern Stufe, die er eilends erreichte, hinab; „bald liege ich vielleicht so niedrig, als du. Otto wird Carls Jahre nicht erreichen! Aber die früh verblühte Blume werde nirgends, als hier, der Raub gänzlicher Zerstörung!"

Otto war so voll von Todesgedanken, daß er Hoico und einigen andern Vertrauten

feyerlich erklärte, er verlange, er möge an einem Ort der Welt sterben, wo er wolle, nirgends, als in Carls des Großen Grabe, beygesetzt zu werden. Der Eindruck ernster, zur Demuth führender Gedanken war stark, aber nicht bleibend; und in den nächsten Tagen saß Otto schon wieder mit seinem gewöhnlichen Pomp auf seinem stolzen Throne; ein blendendes Schauspiel der gaffenden Menge. Carls des Großen goldenes Kreuz, und die Purpurbinde schmückte ihn, ohne daß ihn der unvertilgbare Moder auf dem ersten, und der erblichene Glanz der andern, Gedanken eingeflößt hätte, die hier fast unvermeidlich waren.

Fürsten können wenig thun, das nicht offenbar werde! Daß Otto in Carls des Großen Grabe gewesen war, hatte man schon nicht ohne Unwillen erfahren; und man denke sich, mit was für Empfindungen man ihn mit den geraubten Kleinodien prangen sah, die die Spur des Orts, woher sie kamen, zu deutlich trugen, um verkannt zu werden. — Meine Leser haben die ganze Grabesscene gesehen, und können urtheilen, ob Otto's Betragen bey derselben strengen Tadels würdig war; aber was die große Menge einmahl sträflich finden will, dem weiß sie durch hinzu gedichtete Umstände bald eine gehäßige Farbe anzustreichen; und der junge Kaiser, dem man im Grunde nichts Schuld geben kann-

te, als Stolz und jugendlichen Leichtsinn, mußte unter dem Vorwande, er habe die heilige Gruft Carls des Großen *) gewaltsam erbrochen, und sich der daselbst verwahrten Heiligthümer räuberisch bemächtigt, den heimlichen Haß des ganzen Volks tragen.

XVIII.

Goldene Fesseln.

Der Glanz, mit welchem der junge Kaiser sich zu Aachen zeigte, erforderte, daß seine erklärte Braut zu Magdeburg auch auf eine andere Art erschien, als ihre Bescheidenheit und die mäßigen Hoffnungen, die sie hägte, ihr bisher verstattet hatten. — Luitgard mußte sich einen lästigen Pomp gefallen lassen, der den heimlichen Gram, der an ihrem Herzen nagte, nur vermehrte. Römhild, welche nichts Größeres und Wünschenswertheres kannte, als diese Dinge, die Markgraf Eckards Tochter verachtete, suchte ihren Neid in weiter Entfernung zu verbergen. Sie verließ den Hof um desto schleuniger, weil Kunegundens Vermählung mit dem Herzoge von Bayern immer näher heran rückte. Dieß war das Grab aller ihrer Hoffnungen! Römhild, die schöne, die angebethete Römhild mußte eine

*) Ditmar. 357. Noppius Aachner Chronik. Schadens Padernborniſche Annalen.

Luitgard Kaiserinn, mußte sich von der stillen mattäugigen Kunegunde verdrängt sehen, und durch das ungeänderte, immer gleich freundliche und vertrauliche Betragen des Herzogs, mit dessen Liebe sie sich so lange geschmeichelt hatte, überzeugt werden, daß er nie mehr und nie weniger für sie gefühlt hatte, als jetzt, und daß sie eine abscheuliche Thörinn gewesen war, ihr wahres Verhältniß gegen ihn nicht längst zu merken. Ihre einzige Hoffnung, da jetzt auch der Graf von Mutina und mehrere ihrer Anbether sich vermählt hatten, stand nun allein auf Erich dem Unbekannten, der ihr nicht so unbekannt war, als sich selbst und aller Welt, und mit welchem sie allerdings noch hoffen konnte, ein glänzendes Glück zu machen, wenn es ihr gelang, ihn ganz zu fesseln. Zoe, die für Erichen, den sie liebte, kein größeres Glück kannte, als sich durch Römhilds Hand des Kleinods zu bemächtigen, das ihm zu Aufklärung der Geheimnisse seiner Herkunft so nöthig war, nährte Römhilds Absichten auf ihn, und gab ihr an die Hand, ihn aufzusuchen, wo er auch zu finden seyn möchte; denn seit der Entwicklung von Luitgards Schicksale hatte er heimlich den kaiserlichen Hof verlassen, weil er sich unfähig fühlte, die Auftritte auszuhalten, welchen man daselbst nächstens entgegen sah.

Die Prinzessinn Mathilde hatte beschlossen, den Bitten des jungen Kaisers nachzugeben, und ihm seine schöne Braut gen Aachen zuzuführen. Die Kaiserinn Adelheid hatte, ungeachtet sie die Schwachheiten des höhern Alters und die Folgen eines Lebens voll Mühseligkeiten zu fühlen begann, versprochen, aus Italien nach der so genannten Kaiserstadt zu kommen, und Zeuginn des Bündnisses zu seyn, welches doch endlich, nach tausend überstandenen Hindernissen, die beyden Personen, die ihr auf der Welt die liebsten waren, vereinigen sollte. — Luitgard vermochte kaum die innerliche Beängstigung zu verbergen, welche bey der nahen Aussicht, Kaiserinn zu werden, ihr Herz beklemmte. Sie kam nach Aachen, und die gegenwärtige Verfassung Otto's diente gar nicht dazu, ihn ihrem Herzen näher zu bringen. Sie hätte den edlen bescheidenen Otto, den sie zu Quedlinburg kennen lernte, so lieb er ihr als Freund war, als Gemahl schwerlich dulden können; wie viel weniger den schwülstigen Kaiser, den Hofco's Lehren in das steifste morgenländische Ceremoniell hinein zwängten! — Man beging einen unverbesserlichen Fehler, Luitgarden ihren erhabenen Bräutigam öffentlich vorzustellen. Otto's Herz wallte vor heißer Liebe gegen sie; er hätte sich gern zu ihren Füßen gestürzt, um die Zusage, sie wolle sein Eigenthum seyn,

aus ihrem eigenen Munde zu hören; aber die jetzt gewöhnlichen Formalitäten wollten, daß er sich bey ihrer Erscheinung nur ein wenig von seinem Thron erhob, und sie auf eine Art willkommen hieß, welche nicht viel mehr sagen wollte, als das herab geneigte Zepter des Königs Ahasverus, das Esther küssen mußte. Luitgards Kummer ward hierdurch nicht gemindert, ihr Herz ihrem Bräutigam nicht gewogener gemacht. Zwar die erste Privatunterhaltung mit ihm war so, daß sie alles Zurückstoßende des Empfangs übrig vergüten konnte; aber wollte denn Luitgard Vergütung dieser Art? Sie liebte den Kaiser nicht, und sein Stolz und seine Herablassung waren ihr also beyde gleich widrig. Mathilde, die einen tiefen Blick in ihr Herz thun mußte, da sie unabläßig um sie war, stellte ihr ihre Befremdung vor, daß sie die Freundschaft, die sie einst für Otto gezeigt habe, so gar nicht in Liebe verwandeln könne: die gute Dame, mit dem Gange menschlicher Zuneigungen ganz unbekannt, wußte nicht, daß es Gegenstände gibt, die, je näher sie uns gebracht werden, je mehr von ihrem Gefälligen verlieren, und daß uns dieser vielleicht ganz wohl als Freund gefallen kann, der uns als unzertrennlicher Gesellschafter unausstehlich seyn würde. Marie von Arragonien lauschte bey allem gegen Ot-

to gefühlten Widerwillen immer im Hintergrunde, und gab Luitgards Wünschen, nur wenigstens jetzt noch nicht mit ihm verbunden zu werden, das Übergewicht. Tausend Mahl hatte man ihr gesagt und erwiesen, diese Prinzessinn könne keinen Anspruch mehr auf Otto haben, da sie sich durch freywilliges Klostergelübde selbst von ihm getrennt hätte; sie glaubte es auch, oder zwang sich, es zu glauben: dessen ungeachtet aber blieb die klagende Marie das beständige Traumbild ihrer Nächte. „Willst du mir den rauben, den deine Hand mir zu erhalten suchte?" hörte sie die unglückliche Königinn seufzen. — „Ach Luitgard! all deine Verwendung für mich war Falschheit! nur das Leben wolltest du mir gönnen, nicht meinen Otto! siehe das ists, was mir von dir ahndete! siehe, jetzt kommen alle deine Tücken an den Tag, und ich sehe, daß du es warst, die mich in den Kerker hinab stieß, in welchem ich schmachte, und wohin ich mich — seltsame Erdichtung! — selbst gestürzt haben soll!"

Luitgard hatte so sehnlich Aufschub der kaiserlichen Heirath gewünscht; und Aufschub brachte das Schicksal herbey, obgleich auf weit andere Art, als ihr lieb gewesen wäre; ach, nur allzu wahr ists, daß sich die Vorsicht oft solcher Mittel zu Erfüllung unserer ungestümen Wünsche bedient, welche alle unsere

Freude über die Erreichung unſers Endzwecks in Wermuth verkehren! — Kannte die bekümmerte Luitgard in ihrer gegenwärtigen angſtvollen Lage noch etwas, das ihr Freude machte, ſo war es die Hoffnung auf die bevor ſtehende Ankunft der Kaiſerinn Adelheid. Unausſprechlich hatte Luitgard dieſe Dame von je her geliebt. Lange, lange, durch verwickelte Schickſale in Deutſchland, ſo wie jene in Italien feſt gehalten, hatte ſie dieſe unvergleichliche Fürſtinn nicht geſehen; Ihr Herz klopfte ihr mit Ungeduld entgegen, ſchon war die ſehnlich Erwartete an den Grenzen von Deutſchland angelangt, und wurde nur noch durch eine geringe Unpäßlichkeit aufgehalten. Luitgard bath, zu erlauben, daß ſie ihr entgegen reiſen, und ſie einhohlen dürfte; aber Graf Hoico meinte, diejenige, welche ſo gut als regierende Kaiſerinn anzuſehen ſey, dürfe dieſen für ihre Größe bedenklichen Schritt nicht wagen. Luitgard weinte, daß ihre Hoheit ihr das Vergnügen rauben ſollte, diejenige zu umarmen, welche ihr noch allein dieſelbe angenehm machen konnte; ſo viel war gewiß, daß ſie ſich in den Augenblicken am erſten mit dem Nahmen von Otto's Gemahlinn ausſöhnte, da ſie ſich das Recht dachte, Adelheid Mutter zu nennen, welches ihr derſelbe erwarb.

Auf Mathildens Verwendung ſchien es

endlich doch, als wollte man den Wünschen der kaiserlichen Braut nachgeben, und die Reise verstatten, aber nicht anders, als mit Ablegung dieses stolzen Titels unter der bloßen Benennung einer Markgräfinn von Meißen. Herzlich gern willigte Luitgard in eine Sache, die so ganz nach ihrem Geschmacke war; aber auch denn, als alles berichtigt schien, gab es noch so viele Kleinigkeiten zu überlegen, daß — das traurigste, was erfolgen konnte, geschah, und die Nachricht nach Aachen kam, die Kaiserinn sey nach einem dreytägigen Krankenlager zu Bertisburg verschieden; eine Zeitung, die Luitgards Herz noch tiefer, traf als Otto's, ungeachtet auch dieser trauerte, seine ehrwürdige Großmutter nicht wenigstens noch ein Mahl gesehen zu haben; eine Sache, wozu ihm selbst der Gedanke gefehlt hatte, da niemand sich aus Adelheids Unpäßlichkeit große Gefahr denken konnte.

Olympie war unter den Frauen Adelheids, die ihren Leichnam nach Aachen begleiteten. Luitgard fühlte beym Anblicke dieser alten Bekannten mitten in ihrem Kummer einen Strahl von Freude. Die künftige Kaiserinn hatte schon so viel von dem lästigen Wohlstande ihres Ranges begreifen müssen, daß sie wußte, es zieme ihr hier nicht, ihren Empfindungen freyen Lauf zu lassen. Gern wäre sie

in Olympiens Arme gesunken; aber sie mußte sich Zwang anlegen; doch hielt sie die nächste Privatunterhaltung mit dieser Dame schadlos; sie ward unter Luitgards Frauenzimmer aufgenommen, und ihr Umgang gewährte dem bekümmerten Fräulein in der Folge tausendfachen Trost, war oft nach langen, in Verstellung und steifer Hofetikette zugebrachten Tagen ihre einzige Beruhigung. Sonderbar genug, daß Otto's glücklich gepriesene Braut kein anderes Labsal kennen sollte, als die Umarmung einer alten kränklichen Frau.

XIX.

Pflicht vertritt die Stelle der Liebe.

Adelheids von Luitgard, Mathilden und Otto so herzlich, (wie Graf Hoico meinte, fast über die Gebühr) beweinter Tod, war das erste Hinderniß, welches sich der Vollziehung der kaiserlichen Vermählung entgegen setzte; ihm folgten andere. Die tiefe Trauer, welche es dem Beherrscher des deutschen Reichs nicht erlaubte, an Freudenfeste zu denken, befreyte ihn dennoch nicht von Verdrießlichkeiten. Uneinigkeiten rissen unter seinen Fürsten ein; unter den weltlichen dergleichen beyzulegen, brauchte es oft nur des kaiserlichen Wortes, oder eines guten Speers und geschliffenen Schwertes; die geistlichen haßten und rechteten unversöhn-

lich. Selbſt der fromme Biſchof Willigis ließ ſich von der geiſtlichen Zankſucht hinreißen; zwiſchen ihm und Bernward von Hildesheim war die Abtey, wo Otto's Schweſter, Sophie, Meiſterinn war, das Kloſter zu Gandersheim, ein Gegenſtand unaufhörlichen Zwiſts. Das Recht war auf Willigis Seite; die Prinzeſſinn Sophie und Graf Hoico, ein alter Haſſer des Müllerſohns, wie Willigis immer von ihm genannt ward, waren für Bernward. Sophie, um ihren Bruder, den Kaiſer, völlig zu gewinnen, zog den Herzog von Bayern unter Verſprechung anderweitiger Dienſte in ihren Vortheil, und die Gerechtſame des guten Biſchofs von Mayuz waren ſo gut, als verloren. Dieſen Streich hatte ſich der alte Willigis von ſeinem ehemahligen Schüler nicht verſehen. Luitgard, die ihn kindlich liebte, ſprach für ihn, und erfuhr hier zum erſten Mahle, daß auch ſie bey Otto vergeblich bitten könne. Sophie haßte und neidete Luitgarden, und wußte ihr ziemlich das Gleichgewicht zu halten; Urſache genug für Markgraf Eckards Tochter zu traurigen Ahndungen für die Zukunft. — „Ich werde Kaiſerinn ſeyn," ſagte ſie zu Olympien, welcher ſie ihr ganzes Herz entdeckte, „ohne das Einzige zu beſitzen, was mir dieſen Nahmen lieb machen könnte; die Gewalt, Bedrängten zu helfen. Ich werde täglich hö-

ren müſſen, daß Otto mich anbethet, und gleichwohl täglich erfahren, daß eine Schweſter mehr Gewalt über ihn hat, als ich." —

Willigis Sache wurde durch den ſehr lebhaft geäußerten Unwillen des Volks gerochen. Urſachen, Otto zu haſſen, und ſchlecht von ihm zu denken, waren ſchon vorhanden, weiter war nichts nöthig, als Beleidigung des frommen Weiſen, den das Volk anbethete, um den Aufſtand faſt bis zum Ausbruche zu bringen. Die Räthe des Kaiſers, beſonders Hoico und Graf Hugo von Toscana, riethen, dem Ungewitter eine Zeit lang zu weichen, und Italien wieder zu ſehen, wozu ſich auch bald noch anderweitige Urſachen zeigten. — Otto, ſchon durch ſeine Geburt, da ſeine Großmutter eine Italiänerinn, ſeine Mutter eine Griechinn war, nur ein halber Deutſcher, an ausländiſche Sitten gewöhnt, von ausländiſchen Räthen umringt, hatte nichts mehr nöthig, um einen vollkommenen Widerwillen gegen die Germanier zu bekommen, als daß er ſich überzeugte, die Liebe, welche ſie anfänglich gegen ihn bezeigten, ſey verſchwunden. Die geheime Gährung in Aachen trieb ihn nach dem ihm ſo ſehr lieben Italien, und er machte gar kein Geheimniß daraus, daß er geſonnen ſey, eine jener ſtolzen Städte, wahrſcheinlich Rom, zum künftigen Sitz ſeiner Hoheit zu machen. — „Er ziehe hin," ſagten die Deut-

ſchen, „und verſuche, ob in den daſigen Marmorpalläſten germaniſche Treue wohnt! er ziehe hin, um den Reſt ſeines kurzen Lebens in italiäniſchen Wollüſten zu verzehren! denn kurz iſt das Leben desjenigen, der ſich den Römern vertraut, ohne ſich ihnen vorher furchtbar gemacht zu haben."

Luitgard liebte Otto nicht, wie wir ſchon oft geſagt haben; aber ſie ehrte ihn als den ihr beſtimmten Gemahl, und fühlte die Pflicht, für ſein Wohl zu wachen. Sie hatte vor kurzem eine Fehlbitte bey ihm gethan; doch wagte ſie es, noch ein Mahl zu bitten; ſie bath nicht für einen Fremden, bath nicht für ſich, bath für Otto's eigene Wohlfahrt. Sie wiederhohlte, was Markgraf Eckard dem Kaiſer ſchon vergebens vorgeſtellt hatte, wiederhohlte mit allem Zauber, den Schönheit und Liebe ihren Worten geben konnte, die Warnung vor Gefahren, die Otto in Italien drohten. Adelheid, dieſe von ihren Landsleuten angebethete Fürſtinn, war todt; unter welchem Schutz wollte ſich ihr Enkel unter die heimtückiſchen Römer wagen? Kriegsheer und Statsklugheit konnten ihm nicht helfen, wo heimliche Tücke lauerten. Otto hörte ſeine holde Verlobte mit innigem Vergnügen; aber er fühlte nicht das ganze Verdienſtliche, das in ihren ſüßen Bitten lag: er wähnte, Liebe und Wunſch, ihn bey ſich zu behalten, regierte

ihre Worte, da sie doch, bey aller pflichtmäßigen Überwindung, deutlich empfand, daß ihr besser weit entfernt von Otto, als dicht neben ihm war, und daß sie wirklich hier wider ihre eigene Ruhe handelte. Wär der Kaiser in Deutschland geblieben; die Vermählung, vor welcher sich Luitgard, bey ihren unabläßigen Fantasien von der arragonischen Marie, entsetzte, hätte in wenig Wochen zu Stande kommen müssen. Otto's Reise gab ihr Aufschub, und doch bath sie um das Gegentheil. Sein und des Reichs Wohl lag ihr am Herzen, und sie wollte es in keinem Theile tugendhafter Selbstüberwindung an sich fehlen lassen.

So wohl auch Luitgards Bitten von Otto aufgenommen, so zärtlich sie beantwortet wurden, so waren sie doch — vergeblich. Er bethete seine Verlobte an; aber offenbar vermochten die Vorstellungen Anderer weit mehr über ihn, als die ihrigen. Luitgard that noch eine Bitte, die ihr gewiß nicht weniger Überwindung, als die erste, kostete: „Laßt mich mit euch ziehen, mein Kaiser!" sagte sie, „damit ich für euer Leben wache. Mir, als eurer bestimmten Gattinn, ziemt solches zu thun. Meine Hand soll euch eure Speisen bereiten; mein Mund soll eure Becher credenzen, damit nicht römisches Gift —"

„Meine Theure!" lächelte Otto; „ihr sprecht

wie eine Germanierinn. Eure Landsleute haſſen das unſchuldige Italien, und dichten ihm tauſend Laſter an, welche Chimären ſind. Die Römer haben keine Urſache ihren Otto zu verderben, der ſie liebt, der ihnen die Zeiten des Auguſtus wieder bringen wird."

„Und darf alſo Luitgard ihrem Herrn folgen?"

„Nein, Geliebte! Otto muß ſeiner Kaiſerinn erſt eine würdige Wohnung bereiten, ehe er ſie mit der ihr geziemenden Pracht in den ſchönſten Theil ihrer Herrſchaften einhohlt. Wahrhaftig, liebe Luitgard! ihr habt ſo große Eile, euer Vaterland zu verlaſſen, daß man glauben ſollte, ihr beſorgtet von ihm, was ihr mich von Italien fürchten machen wollt. — Saget nicht! meine Abweſenheit wird kurz ſeyn: und gnügt euch der Schutz meiner Baſe, Mathilde, nicht; baut ihr auf ihre Kränklichkeit Beſorgniſſe ihres nahen Todes; ſo denkt doch an meine und eure Schweſter, die Prinzeſſinnen Sophie und Adelheit, die erſte, Domina des Kloſters, das euch von euren zarteſten Jahren an ſo lieb war, die zweyte, Mathildens Nachfolgerinn in der geiſtlichen Würde; beydes Perſonen, die euch ſchon durch ihren Stand Zutrauen einflößen müſſen, wenn ſie euch auch nicht als die nächſten Anverwandtinnen eures Otto lieb ſeyn ſollten."

Luitgard ſeufzte tief. Zwar hatte ſie in

der That nicht daran gedacht, daß ihr bey dem einſamen Zurückbleiben in Deutſchland Gefahr drohen könnte; aber die Möglichkeit von Mathildens Tode, die man ihr in den Sinn brachte, und die Prinzeſſinnen, Otto's Schweſtern, an die man ſie verwies, verurſachten ihr einen heimlichen Schauer; ſie wußte, was ſie ſich zu den Letzten zu verſehen hatte, wußte, daß ſie in der erſten alles verlieren würde.

XX.

Italiäniſche Händel.

Man bilde ſich den Abſchied beyder Verlobten nach der vorher gehenden Scene! Was bey Otto die Liebe that, das that bey Luitgarden Pflicht und Beſorgniß für das Wohl ihres Freundes, wie ſie Otto am liebſten nannte. Thränen floſſen auf beyden Seiten, auf Seiten des Kaiſers heiße, leidenſchaftliche und — bald verſiegende, auf Luitgards ſolche, wie ſie ernſtere Gefühle einer tugendhaften Perſon auspreſſen; ſolche, die nur vertrocknen, um Thaten, oder wo dieſe nicht möglich ſind, frommen Gebethen für das Wohl des Scheidenden Platz zu machen. O glücklich, glücklich würde Otto mit einer ſolchen Seele geweſen ſeyn! den Mangel an Liebe würde er bey ihr nicht empfunden haben, da Grundſätze ihre Stelle vertraten; und

vielleicht hätte die Zeit das, was Luitgard angebornen Widerwillen vor engerer Verbindung mit Otto nannte, endlich getilgt; vielleicht wäre sie, wenn nur erst jene Schreckbilder von der verdrängten Marie weggefallen wären, ihm mehr geworden, als sie je bey der leidenschaftlichsten Zuneigung hätte werden können.

Otto reiste, und noch ehe er die Grenzen von Italien berührte, kam ihm schon das Gerücht von Dingen entgegen, die zwar die Nothwendigkeit seiner Gegenwart in Italien bestätigten, aber ihm zugleich den Anfang der Vorhersagung zeigten, welche ihm die Germanier mit auf den Weg gegeben hatten. Die Stimme des Aufruhrs war es, was ihn bewillkommte. Die Tiburtiner, ein von Otto und seinen Vätern besonders begünstigtes Volk, anstatt dem Kommenden entgegen zu jauchzen, verschlossen ihre Thore vor ihm, und trotzten auf ihre Mauern, wenn er Miene machen sollte, sich durch Gewalt einen Eingang zu verschaffen. Niemand wußte, was die Ursache ihres unerklärlichen Betragens war. Otto war gefällig genug, nach ihren Forderungen zu fragen, und ihnen, dafern dieselben nicht gerade zu unbillig wären, Befriedigung zu versprechen. — Sie verlangten nichts Geringeres als, völlige Unabhängigkeit, sie, die unter den Ottonen kaum

gefühlt hatten, ob sie einem Herrn unterthan waren. —

Otto's Zorn war gerecht, und die Folgen so, wie sich erwarten ließ. Das Heer, das er aus Germanien mit sich gebracht hatte, war ansehnlich; er fühlte sich den Feinden völlig gewachsen. Zwar sein alter Rathgeber in Kriegsthaten, Markgraf Eckard, war nicht gegenwärtig; aber Otto war auch fähig, selbst zu handeln, und die ungemein schwere Belagerung und doch nach Verhältniß schnelle Einnahme von Tibur gehört so gewiß ganz allein auf seine Rechnung, als es lächerlich wäre, ihn mit andern zum Helden zu machen, da er noch ein Kind war, und, zum Beyspiele, zu sagen, er habe sich in seinem sechsten Jahre den Franzosen furchtbar gemacht, in seinem neunten die Obotriten gedemüthigt, und im zehnten Päpste nach eigener Willkür ein- und abgesetzt, Dinge, die seinen Fürsten, und nicht ihm zukamen, und bey welchen er, ungeachtet des Nahmens, Mirabilia mundi, keinen weitern Antheil hatte, als die Ehre ja zu sagen. — Der ein und zwanzigjährige Otto fing eben jetzt an, ein Held zu werden. Die Eroberung von Tivoli war eine von seinen ersten ihm ganz eigenthümlich zugehörigen Waffenproben; eine Probe, welche ihm um so viel mehr Ehre machte, da Ernst, Muth, und Tapferkeit sich

bey derſelben mit unglaublicher Milde vereinigten.

Hatte je ein Eroberer auf ſeine Beſiegten Urſache zu zürnen, ſo hatte ſie Otto gegen die Tiburtiner. Sie waren jetzt in ſeiner Hand; das Gelindeſte, was ihm widerfahren konnte, war Zerſtörung der ſtolzen Mauern, auf welche ſie trotzten; aber Otto dachte mitten im gerechten Zorne an Gnade: er hätte ſie den Zitternden ſogleich und ohne Bedingung ertheilt; hätte Rückſicht auf das Anſehen, das er behaupten mußte, es nicht verhindert. Er ſuchte Vermittler, er, der Überwinder ſuchte ſie, da die Überwundenen ſtille ſaßen, und das Anſehen hatten, eher ſterben als bitten zu wollen. Auf ſeine heimliche Veranſtaltung zogen Papſt Sylveſter und Biſchof Bernward von Hildesheim in die Stadt, mahlten den Tiburtinern ihre Gefahr mit lebendigen Farben, und erbothen ſich zu Fürbitte und Unterhandlung. Die Beredtſamkeit der Biſchöfe öffnete den Verblendeten die Augen; ihre Vorbitte ward angenommen; Otto willigte öffentlich in die Begnadigung der Rebellen, und dankte insgeheim den weiſen Unterhändlern, daß ſie ihn von der ſchweren Nothwendigkeit, Gerechtigkeit zu üben, gerettet hatten. Doppelt ſüß und feſtlich ſchallte ihm die Stimme der Unterwerfung, und der von neuem geleiſtete Eid der Treue, da er ſelbſt

am beſten wußte, wie edel er bey der ganzen Sache gehandelt hatte.

Was einige der weiſeſten Fürſten Otto's, was beſonders Graf Hugo von Tuſcien gleich Anfangs geäußert hatte, Muthmaßung, daß unter der Empörung von Tivoli mehr verborgen liege, als man glauben wollte, das zeigte ſich bald. — Die Römer waren diejenigen, welche den Tiburtinern die erſte Anreizung zum Aufruhre gegeben hatten; ſie ſollten den Anfang zu Händeln machen, welchen die Römer den Nachdruck geben, und dann mit andern vereint ſtreben wollten, den italiäniſchen Provinzen das Joch der deutſchen Kaiſer gänzlich vom Halſe zu reißen. — Der Anſchlag war in der erſten Anlage verunglückt; die Tiburtiner waren jetzt mehr, als je, Otto's Eigenthum, waren ſein durch Antrieb von Furcht und Dankbarkeit; aber darum ließ man den Muth doch nicht ſinken: was man mit Gewalt nicht ausrichtete, konnte ja durch Liſt gelingen.

Mit dem alten Creſcentius waren nicht alle Unheilſtifter von Rom ausgeſtorben. Gregor und Benilo, wovon der erſte nach dem päpſtlichen Stuhle, der andere nach der Krone von Italien lüſtern war, nützten Sylveſters Abweſenheit (der, wie wir geſehen haben, dem Kaiſer entgegen gezogen war, und ſchon das göttliche Amt eines Friedensſtifters

verwaltet hatte); sie nützten, sage ich, seine Abwesenheit, und trafen Vorkehrungen in Rom, die Otto's ungezweifelten Untergang nach sich ziehen mußten, da sie ihn ganz unvorbereitet trafen.

Otto hörte auf seinem ganzen fortgesetzten Zuge nach Rom nichts, als Zurufungen des Beyfalls und der Liebe: sie waren unverstellt; denn das einfältige unverdorbene Volk des Landes liebte ihn wegen seiner Holdseligkeit und Milde, und nur von den Großen wurde er gehaßt. Zu Rom kam man ihm mit den ausschweifendsten Freudenbezeugungen entgegen, und hohlte ihn gleichsam im Triumphe ein: einige schmeichelnde heimtückische Römer riethen ihm, sich mit den Trophäen von Tivoli bey seinem Einzuge zu schmücken; ein Rath, der mit so bösem Herzen gegeben, als von dem, der ihn erhielt, aufrichtig verworfen ward. Welcher Unsinn, in der Hauptstadt Italiens über Italiäner zu triumphiren! „Ein Vater," sagte Otto, „trägt die traurigen Siege über seine reuenden Kinder nicht zur Schau;" und er entschlüpfte durch diese Erklärung einer der gefährlichsten Schlingen, die ihm gelegt werden konnten. — Es gelang Otto's Feinden nicht, ihm durch eine übermüthige That den großen Haufen zuwider zu machen, der ihm auch hier jauchzend entgegen ging, und ihn Kaiser, und Vater,

und Wiederbringer der auguſtiniſchen Zeiten nannte; aber Otto war darum der Gefahr noch nicht entgangen. Man wußte durch heimliche Ohrenbläſer die Freude des Volks ernſtlich zu mindern, dann in Mißtrauen zu verwandeln. Des andern Tages fand Otto's kriegeriſches Gefolge, das er eine Tagereiſe zurück gelaſſen hatte, Roms Thore verſchloſſen, und am dritten ſah er ſelbſt ſich in ſeinem Pallaſte belagert. — O Otto! dachteſt du bey dieſen ſchrecklichen Überraſchungen, dieſen unerhörten Fehlſchlagungen deiner ſüßeſten Wünſche an deine Germanier, und an die fromme Luitgard? — Geſtern ein angebeteter Triumphator, heute ein Gefangener; eine Änderung faſt zu ſchrecklich, als ſich anders, als im Traume, denken zu laſſen! Die Frechheit der Belagerer ging ſo weit, die vorderſten Wachen, mit welchen Otto ſeine Sicherheit vertheidigte, niederzuhauen, und nur ſein Muth, ſeine unglaubliche Gegenwart des Geiſtes konnte Mittel ausfündig machen, ſich in einem unbefeſtigten Hauſe wenigſtens auf die nächſten vier oder fünf Tage vor Gewaltthat ſicher zu ſtellen. — Der Kaiſer befand ſich ganz allein mit dem niederern Theile ſeines Hofs und ſeiner Kriegsbedienten in dieſer ſchrecklichen Verlegenheit. Seine Fürſten waren theils zu Tivoli, theils in andern Gegenden zurück geblieben, um dort alles in

Ordnung zu erhalten, und jeden neuen Aufstand zu verhüthen. Der alte Hoico lag krank in einer der ersten italiänischen Grenzstädte, und selbst Graf Hugo von Tuscien, und Herzog Henrich von Bayern, sonst, wo Markgraf Eckard fehlte, Otto's untrennbare Begleiter, waren durch List (wie er und sie meinten, nur auf wenige Stunden) von ihm getrennt worden. — Der Zweck bey diesen Cabalen lag am Tage: man hatte den jungen Kaiser hier im Verdacht, er wisse schlechterdings nicht, sich selbst genug zu seyn, und man habe alles gethan, wenn man die Helden, welche mit ihren Schwertern für sein Leben wachten, von ihm zu entfernen, und ihn allein zu bekommen suchte. Wie sehr man sich hierin geirrt hatte, daß bewies seine fast unglaubliche Vertheidigung mit einer Hand voll Volks in einem Pallaste, der wahrlich nicht zur Festung gemacht war. Lange konnte dieses indessen nicht dauern, wie Otto selbst fühlen mußte. Es war hier nöthig, auf Unterhandlung zu denken, oder in den nächsten Tagen ein willkürlicher Raub unerbittlicher Feinde zu seyn. Noch wußte Otto nicht einmahl, was man von ihm verlange. Sich hierin aufzuklären, und Mittel zum Vergleiche zu finden, sollte das Werk einer Gesandtschaft an die Belagerer seyn; — man würdigte ihn kaum, ihm eine Antwort zurück sagen zu lassen; die Hart-

nächtigkeit seiner Feinde, und die Beschaffenheit seiner Abgeschickten hatten vielleicht gleichen Antheil hieran: freylich waren einige Kammerherren oder Hauptleute der geputzten Leibschar nicht die Personen, welche den stolzen Römern Ehrfurcht einflößen, oder Antworten abnöthigen konnten; indessen war der verlassene Otto dahin gebracht, sich zur Unterhandlung und zur Vertheidigung solcher Werkzeuge zu bedienen, welche zu ihrem Endzweck gerade so gut paßten, wie der vergoldete Degen eines Knaben zu eines Riesen Erlegung. Otto hatte indessen durch weisen Gebrauch seiner schlechten Mittel schon viel gewonnen, indem er Zeit gewann. Er hatte Freunde, von denen er wußte, sie würden ihn nicht verlassen, und unter diesen Freunden befanden sich zum Glücke auch Italiäner, welche mit deutscher Treue die Schlauigkeit ihres eigenen Vaterlands verbanden, und wohl wußten, durch was für Mittel ihren Landsleuten beyzukommen sey.

Man hatte den Herzog von Bayern und den Grafen von Tuscien von dem Kaiser entfernt, nicht bloß ihm ihre Hülfe auf einige Zeit zu entfremden, sondern sie ihm gänzlich abtrünnig zu machen; keine Versprechungen wurden gespart, dieses zu bewirken; man schmeichelte dem Grafen von Toscana mit der italiänischen Krone, und dem Herzoge rief

man die Ansprüche seiner Väter auf den deutschen Reichsstuhl ins Gedächtniß; und betheuerte, alles daran zu setzen, sie geltend zu machen, wenn er von Otto abtreten, und zu denen, welche ihn stürzen wollten, übergehen würde. Was der Herzog geantwortet haben würde, wissen wir nicht; Graf Hugo hinderte schnelle Erwiederung, und bath um eine zweystündige Bedenkzeit, welche er nützte, seinem Gefährten zu zeigen, daß hier dem Kaiser durch nichts zu helfen sey, als durch Verstellung. Der Herzog, seine innern Gesinnungen gegen Otto mochten nun beschaffen seyn, wie sie wollten, fühlte sich ungeübt in der italiänischen Kunst, die ihm Hugo vorschlug, bath ihn, die Führung der ganzen Sache zu übernehmen, und sich auf ihn alle Mahl als auf den Einwilligenden zu beziehen, und so geschah es denn, daß die Hinterlistigen durch ihre eigenen Waffen bekämpft, und durch einen, der die Kunst auf Schrauben gestellter Worte so gut verstand, als sie, so völlig getäuscht wurden, daß die beyden heimlichen Freunde Otto's des fünften Tages ihren offenen Einzug zu Rom halten durften, und nun freyes Feld hatten, alles zu thun, was sie zu Befreyung des bedrängten Kaisers ausgesonnen hatten. Das Hauptsächlichste und Wirksamste war schon geschehen, ehe sie Roms Mauern sahen. Ein Wink war ih-

ren klugen und treuen Dienern genug, und seit dem Tage, da ihnen Otto's Gefahr gewiß ward, gingen Bothen ohne Ruhe nach Germanien, die deutschen Fürsten zur Hülfe ihres Kaisers herbey zu rufen. Der zweyte Schritt, den vornehmlich der beym römischen Volke allgemein beliebte Hugo that, war, sich einen heimlichen Anhang zu machen, der bald so stark wurde, daß Otto's beyde getreue Freunde auf ihre verborgene Macht trotzen, und den Römern zu verstehen geben konnten, wie es mit ihrem Verfahren gegen einen unschuldigen und edlen Prinzen eine mißliche Sache sey, und wie sie den Tadel der ganzen Welt auf sich laden würden, wenn sie nicht Mäßigung gebrauchten. „Uns selbst," sagte der Graf von Tuscien, „uns selbst, ihr wißt es, liegt, nach den Versprechungen, die ihr uns gethan habt, und die wir euch nicht erlassen, so viel daran, als euch, daß Otto nicht lange bleibe, der er ist; aber laßt uns behuthsam zu Werke gehen, damit wir den Beyfall der Rechtschaffenen behalten. Was nützt die schimpfliche Belagerung in seiner Wohnung, welche offenbar auf nichts abzielt, als auf persönliche Beleidigung? Entlaßt ihn seiner seltsamen Haft; setzt ihn unter dem Scheine der Reue wieder in seine Rechte ein, und Ursache zu gerechter Klage über einen so jungen, feurigen Herrn muß sich bald finden, die uns

mit Ehren dasjenige ausführen läßt, was mir jetzt nicht anders, als zu eigener Beschimpfung, fortsetzen könnten, da ihn sein muthiges und edles Betragen zu Tivoli zum Abgotte des Volks macht. — Graf Hugo's Vorschläge fanden nicht viel Eingang: man würde ihnen ziemlich ernstlich widersprochen haben hätte er es nicht merken lassen, daß es ihm nicht an Macht fehle, das, was er sagte, zu unterstützen. Man begnügte sich also, Otto's gänzliche Freylassung zu verwerfen, indessen man sich nicht entbrechen konnte, Unterhandlung mit ihm zu verstatten. — Die Sache zog sich in die Länge. Ottens Einschränkung ward gemildert, aber nicht aufgehoben. Der Herzog von Bayern und Graf Hugo besuchten ihn ganz fleißig; aber da man wegen der letzten Äußerung mißtrauisch auf sie geworden war; da man ihnen bey ihren Verhandlungen alle Mahl strenge Aufmerker zugesellte; da Otto selbst nicht recht wußte, was er von ihnen zu halten hatte, und über dieß seine Einschränkung nicht so lästig zu finden schien, als man hätte denken sollen, so kam nichts zu Stande, und des Kaisers Freunde überzeugten sich mehr und mehr, daß nur offene Gewalt den völligen Ausschlag geben könne. Graf Hugo's römischer Anhang war allein hierzu nicht stark genug: man mußte die Ankunft der deutschen Hülfe erwarten,

die sich schneller zeigte, als man denken und hoffen konnte. An dem Tage, da Markgraf Eckard mit seinen Kriegern, deren Schwerter die Römer kannten und geprüft hatten, sichtbar ward, brachen seine Freunde innerhalb der Stadt mit ihren wahren Gesinnungen hervor, und erklärten sich ganz für Otto. Sie gewannen vor der Hand nichts, als daß der Kaiser die bisherige enge Huth um seinen Pallast von neuem in förmliche Belagerung verwandelt sah, und daß man ihnen rieth, Rom zu verlassen, wenn sie in ihren Pallästen nicht das Nähmliche erfahren wollten. Der Herzog von Bayern gehorchte dem Winke; aber der Graf von Tocsana sagte lächelnd, er wollte bleiben, damit er nicht, wenn er alle, die ihm und der bessern Sache anhingen, mit sich nähme, Rom entvölkere. Der Herzog von Bayern kam zu Markgraf Eckarden, und gab ihm eine Relation von des Kaisers Lage, welche keinesweges fürchterlich war, und die seine Befreyung in kurzer Zeit hoffen ließ: er sagte nichts Falsches, aber — man glaubte ihm nicht ganz; der gute Prinz war bey all seiner Frömmigkeit und Redlichkeit, die er haben mochte, im Verdachte, es nie ganz aufrichtig mit den Ottonen zu meinen, weil er in der That Ansprüche hatte, die auf den Untergang ihres Hauses gegründet waren. So hält die Welt oft einen für strafbar,

weil große ihr unbegreifliche Tugend dazu gehörte, es nicht zu seyn. — Ob der Herzog diese Heldentugend besaß, wollen wir nicht entscheiden; auch fand Markgraf Eckard und verschiedene andere wohl nichts in ihren eigenen Herzen, das ihnen die Treue eines Andern verdächtig machen konnte: deß ungeachtet trauten sie Herzog Henrichen nicht, weil es gewöhnlich war, ihm nicht zu trauen. Der Markgraf saß am Abende dieses Tages nachdenkend in seinem Zelte, wie er verschiedenes, das ihm im Sinne lag, zu des Kaisers Besten am sichersten und schleunigsten ausführen wollte, als zwey junge, ihm wohl bekannte Krieger zu ihm eintraten, und ihn beschworen, ihnen Freyheit zu geben, diese Nacht nebst hundert Gewählten etwas zu unternehmen, welches im Falle des Mißlingens niemand schaden würde, als ihnen, das aber im Gegentheile der ganzen Sache den besten Ausschlag bringen müsse. „Ihr vermeßt euch viel, meine Söhne!" lächelte der alte Held; „doch ich kenne die kühnen Hoffnungen und glücklichen Unternehmungen der Jugend: auch ich war einst jung, und mein erster Anführer auf der Heldenbahn, der tapfre Hermann Billing*), pflegte mir bey meinen Wagnissen

*) Herzog zu Sachsen, Otto's des Ersten Busenfreund.

viel nachzusehen. Ich will einmahl handeln, wie er. Ziehet hin, und das Glück, das mich immer begleitete, sey mit euch!"

XXI.

Ein Stratagem.

Der Kaiser befand sich nun weit längere Zeit in seiner Einschränkung, als er in den ersten Tagen geglaubt hätte, es aushalten zu können. Die Verwendung seiner Freunde hatte heftigeres Eindringen auf ihn verhindert, und überhaupt seine Lage sehr erträglich gemacht; auch fehlte es ihm nicht an heimlichen Tröstungen, die niemand bekannt waren, als ihm selbst, und die es ihm fast leid machten, seine Festung, wie er seinen Pallast immer scherzweise nannte, nun bald verlassen zu müssen. Daß seine Befreyung und die gänzliche Wiederherstellung seiner Rechte nahe sey, dieß konnte er mit Gewißheit hoffen: er hatte ja heute noch das Heer der treuen Germanier, und Markgraf Eckards wohl bekannte Panniere von dem höchsten Giebel seines Hauses, dem es freylich an Thürmen fehlte, erblickt. Es war Nacht, und er saß mehr in süßen als schwermüthigen Träumereyen, in Erwartung eines gewissen Etwas, das ihm vermuthlich bekannter war, als uns, auf seinem einsamen Zimmer. Fern vernommenes Waffengetös schreckte ihn auf

ein Mahl auf; er flog an die Thür seines Gemachs, wo ihm seine Leute mit dem Vermelden entgegen stürzten, wie es Zeit sey, die Waffen zu ergreifen, indem der Feind einen Versuch auf die Zugänge des Hauses mache, der, weil man ihn nicht vermuthet habe, mehr Gefahr drohe, als irgend einer von seinen Vorgängen. — Schnell stand Otto in voller Rüstung da, und sammelte um sich seine Leute, die all diese Zeit über unter seiner Anführung gelernt hatten, Helden zu seyn. Sieg oder Tod war ihre Losung, und wahrhaftig, sie hatten dieses Mahl mehr Wahrscheinlichkeit, das Letzte, als das Erste zu erwarten: denn im Hinabeilen zeigte sich ihnen der ganze innere Hof mit Gewapneten erfüllt. Blitzschnell mußte hier alles zugegangen seyn; denn Angriff und Übermeisterung war beynahe Ein Gedanke. Könnten Helden der Bestürzung Raum geben, so hätte Otto hier die größte Veranlassung dazu gehabt. Die Menge und das schnelle Eindringen der Feinde war nicht das einzige, was ihn überraschen mußte, sondern auch der Anblick fremder Waffen, welche der Mond sichtbar machte die er, wäre das Licht nicht so zweifelhaft gewesen, augenblicklich für Deutsche erkannt haben würde, und die ihm wenigstens das wüste Geschrey, das hier in ganz andern, als römischen Accenten; ertönte, hätte entdecken sollen. Otto wußte nicht,

ob er seinen Ohren trauen sollte; denn jetzt vernahm er deutlich die Worte: „Leget die Waffen nieder, denn wir sind Freunde!" — Noch trauete er nicht; er stürzte sich mit bloßem Schwerte in den dichtesten Haufen, und ermahnte die Seinen, ihm nachzuhauen; aber man fiel ihnen in die Arme, und die verneute Versicherung, daß es hier nicht auf Kampf, sondern auf schleunige Flucht ankomme, machte, daß die Waffen sanken. — „Flucht?" rief Otto, indem zwey Ritter mit der Frage auf ihn eindrangen, ob er der Kaiser sey. — „Das bin ich," schrie Otto, „und darum werde ich nie fliehen!" — „So muß man euch entführen," erwiederte der eine indem er des Kaisers Schwert ihm aus der Hand wand, und es in seine Scheide stieß. „Überlasset eure Arme uns! zwey Schwerter sind genug, den Dritten zu vertheidigen." — „Seyd ihr wirklich Freunde?" rief er von neuem. — „Das sind wir," war die Antwort; „und ehe eine Viertelstunde vergeht, hat unser Schwert uns den Weg nach Markgraf Eckards Lager zurück gebracht, den es uns herführte" — „Durchschlagen ist nicht Flucht!" rief Otto, der sein Schwert von neuem entblößte; „und glückt dieses, so sind wir Gefährten!" Hoch schwang er den blinkenden Stahl bey diesen Worten über dem Haupte, und rief seinen Leuten, ihm zu folgen, und das Nähmliche

zu thun. Mit ihren Befreyern vermiſcht, ſtürzten ſie wie eine Fluth durch das offene Thor, welches ſchon eine Menge Feinde eingelaſſen hatte, die ihnen den Abzug ſchwer genug machten; aber gleicher Heldenmuth beſeelte alle, die für Otto ſtritten, und er mit ſeinen beyden Begleitern, die dicht an ſeiner Seite blieben, machte den Nachfolgenden eine furchtbare blutige Bahn, die ſchnell zur Freyheit führte. An Wunden fehlte es auch ihnen nicht; nur Otto blieb ganz unverletzt, weil ſeine Schutzengel ſich wider ſeinen Willen überall für ihn zur Mauer machten. — Die kühne That der deutſchen Jünglinge, das Thor zu erobern, das Otto's Pallaſte am nächſten lag, ſich durch die beſtürzten Krieger, die denſelben umſchloſſen hielten, durchzuſchlagen, und ihn noch ein Mahl fechtend davon zu bringen, war geglückt, geglückt durch die Schnelligkeit und Eintracht, mit welcher man zu Werke ging. Ehe man in der Stadt noch wußte, was vorgehe, war es ſchon geſchehen, und Otto und die Seinen ſahen Roms Mauern, und die, welche ſie aus denſelben verfolgten, um ſie wieder einzuhohlen, weit hinter ſich. — Sicherheit winkte ihnen auf der andern Seite; denn ganz nahe waren die Vorpoſten des hülfreichen deutſchen Heers, das der Markgraf commandirte. — „Laßt uns hier Athem ſchöpfen!" rief

Otto, indem er den Helm von sich warf, und das glühende Gesicht im Mondschein kühlte. „Und ihr, meine Retter, zeigt mir, wem ich Leben und Freyheit zu danken habe.“ — Die Ritter öffneten die Visiere, und Otto sah sich zwischen seinen beyden liebsten Jugendfreunden, Erich und Werner. „Wie?“ schrie er; „gerettet? und eben durch diejenigen, welchen ich das Liebste raubte?“ — Die Ritter, welche bey der ganzen That sicher nicht an Luitgarden gedacht hatten, verstanden Otto's Worte wohl. Ihre Augen senkten sich schwermuthsvoll zur Erde, und sie schwiegen. — Ach! diese Verbitterung ihrer Freude hatten sie nicht erwartet. Sie wußten nicht, daß Otto ihre Leidenschaft für diejenige kannte, die das Schicksal zur Kaiserinn bestimmt hatte. Auch kannte Otto wirklich all diese Dinge nicht in ihrem ganzen Umfange (denn was erfahren denn Monarchen ganz der Wahrheit gemäß?) sonst wäre er wohl zu edel gewesen, Erichen die Liebhaberinn, und Wernern die Verlobte zu entreißen.

XXII.

Drey seltne Nebenbuhler.

Ein trauriger Gedanke in unsere Freude eingestreut, trübt den ganzen lautern Strom, und verwandelt unser Labsal in Wermuth. — Otto hätte die Erinnerung an Luitgard in

Erich und Werner nicht wecken sollen: sie war zwar nicht im Stande, Reue über die edle eben vollbrachte That hervor zu bringen; aber sie brachte sie um den Lohn, den sonst jede gute Handlung mit sich bringt, um das volle Gefühl der Selbstzufriedenheit. Für Otto, den Kaiser, Otto, den alten angebetheten Freund ihrer frühen Jugendjahre, hatten sie ihr Leben aufgeopfert; warum mußte er es ihnen tu; den Sinn bringen, daß dieser Otto zugleich Luitgards künftiger Gemahl war? — Stille schweigend ritten alle drey dem Lager zu; denn auch dem Kaiser fehlte es bey der Freude über die Befreyung nicht an herznagenden Betrachtungen, bis endlich sein trübes Nachdenken sich in Danksagungen, und das übrige in frohes Bewußtseyn auflöste, daß sie heute mehr gethan hatten, als sie sich bey kühler Überlegung selbst zugetrauet haben würden. Für einen guten Fürsten, für einen Freund sein Leben zu wagen, das ist nichts; aber sich für einen glücklichen Nebenbuhler aufopfern, welche Großmuth kann sich wohl höher aufschwingen! — Das hatte der Markgraf nicht vermuthet, als er dem jungen Grafen von Bernburg und Erich dem Unbekannten Erlaubniß zu einer kleinen nächtlichen Streiferey gab, daß sie unternehmen und durchsetzen würden, worauf hier alles ankam. Er hielt es für einen Traum, als der Kaiser

ischen seinen beyden Freunden zu ihm ins
lt trat, wo er unter Gedanken mit Anord-
ngen für den künftigen Tag fast den Mor-
n wachend heran gebracht hatte. Otto stürz-
sich seinem Vater, wie er den Markgrafen
liebsten nannte, in die Arme, und die-
, noch ohne Glauben für das, was sich
nen Sinnen darstellte, wußte nicht, was er
en, wie er den Befreyten bewillkommen,
r wie er seinen Befreyern seine Zufrieden-
t bezeigen sollte.

Der Kaiser erfuhr, daß der Herzog von
yern im Lager sey; und da er sich aus dem,
s er hier von seinem bisherigen Verhalten
nahm, seine Redlichkeit abstrahirte, so
lt er es für Pflicht, ihm, seinem so nahen
rwandten, seine Ankunft sogleich kund
n, und ihn zu sich einladen zu lassen. Aus
s Herzogs Gezelte breitete sich die frohe
itung durch das ganze Lager aus, und
erall ertönte, daß die Erde bebte, und die
ne Stadt es vernahm, der Nahme des be-
yten Kaisers; auch ließen sich die Vor-
hmsten des Heers nicht abhalten, in das
lt zu dringen, um denjenigen mit eigenen
gen zu sehen, mit dessen Anwesenheit man
ien schmeichelte, und ihn ihrer Freude und
er Treue zu versichern. „Sind das die
rmanier,„ rief Otto, „von denen ich floh,
t mich dem falschen Italien zu vertrauen?

O Deutschland! O Luitgard! ich hätte dich nicht verlassen sollen!" — „Nein, nein, Kaiser!" erwiederte Eckard; „das hättet ihr nicht! Deutschland ist durch euch seines Herrn, Luitgard jeder Stütze beraubt. Ihr Verlobter ist fern; ihre Schützerinn Mathilde ist nicht mehr; auch ihr Vater mußte sie verlassen, und dahin eilen, wohin Pflicht und Neigung ihn riefen." — „O Luitgard! Luitgard!" schrie Otto mit gerungenen Händen, „für mich die Quelle ewiger Vorwürfe, ewiger Thränen!" — Otto mochte zu diesem seltsamen Ausrufe Veranlassung haben, welche er wollte, so fühlte er doch bald die Nothwendigkeit, sich hier zu fassen; er nahm eine andere Miene an, und that dem Markgrafen einige Fragen über den Tod der Äbtissinn von Quedlinburg. Das Ende dieser edlen Dame hatte wenig Merkwürdiges. Ihr Herz war durch den Tod ihrer vortrefflichen Mutter, der Kaiserinn Adelheid, bereits gebrochen; ihr Absterben kam weder ihr, noch irgend jemand unerwartet. Ihr war ihre Auflösung erwünscht; aber o wie viel zu früh erfolgte sie für die, welche sie liebten, und ihres Schutzes bedurften! wie früh für die beklagenswürdige Luitgard!

XXIII.

Zenobia.

Der gerettete Otto ward den Römern furchtbar. In der Stadt behauptete der tapfre und weise Graf von Toscana seine Rechte; außerhalb gaben die sich täglich mehrenden deutschen Heere der Sache den Nachdruck. Weltliche und geistliche Fürsten, so sagt die Geschichte, eilten auf den ersten Ruf von ihres Kaisers Gefahr mit zahlreichen Völkern über die Alpen ihm zu Hülfe, und bewiesen ihm, daß in deutschen Herzen Treue wohne, und daß, im Augenblicke der Noth jeder Gedanke an kleine Mißverständnisse vergessen sey. Otto fühlte das Edle dieses Betragens, und schwor, den Germaniern immer, den Italiänern nie wieder zu trauen. Er hatte bald Gelegenheit, einen Beweis hiervon abzulegen. Die Römer demüthigten sich vor ihm; sie brachten ihm die Schlüssel ihrer Thore und der Engelsburg, und luden ihn zur Rückkehr in ihre Mauern ein. Otto nahm dieses auf, wie es die Staatsklugheit erforderte; aber kaum konnte er sich bey aller Sicherheit, die man ihm gab, zu einem kurzen Besuche entschließen; er verließ gleich nach dem ersten Nachtlager die Stadt von neuem, ließ die Engelsburg in der Gewalt des Grafen von Thuscien, traf sonst einige Vorkehrungen der

Vorsichtigkeit, und erklärte auf wiederhohltes Bitten der Gedemüthigten ihnen seine Verzeihung doch durch beständigen Aufenthalt in ihren Mauern zu beweisen, nur so viel, daß die Luft ihrer Stadt ihm Beklemmung mache, und daß er versuchen wolle, ob freyere Gegenden seiner Gesundheit zuträglicher wären. — Man verstand sehr wohl, was der Kaiser sagen wollte, und war froh, neue Ursache zum Unwillen wider denjenigen zu haben, mit dem man es nie redlich meinen konnte; ein Unwille, der noch dadurch vermehrt wurde, daß man sah, wie das Herz des Papsts so ganz an ihm hing, der seinen ehemahligen Schüler nie verlassen konnte, ihm auch jetzt aus der Stadt folgte, und sich verlauten ließ, wie er gesonnen wäre, ihn bis nach Deutschland zu begleiten.

Außerhalb Roms jenseit der Tyber lag zu den damahligen Zeiten ein wohl befestigter Thurm, wegen seiner unabsehlichen Höhe vor Alters der Himmel genannt, damahls bekannter unter dem Nahmen des Thurms des Crescentius. Der Unüberwindlichkeit dieser Feste, welche geheimen Zusammenhang mit der Engelsburg und andern Gegenden Roms hatte, dankte jener alte Tyrann den größten Theil seiner dauernden Macht, die oft, wenn man ihn ganz gedemüthigt glaubte, sich wie eine unter glühender Asche verborgene Flam-

me ſchnell wieder himmelan erhob, und mit verneuter Wuth um ſich fraß. Creſcentius unterlag nicht eher völlig der ſtrafenden Gerechtigkeit, bis jener Thurm und die Engelsburg beyde zugleich in den Händen ſeiner Feinde waren; dann aber war ihm jeder Ausweg benommen, und jene furchtbare Feſte ward ſein Kerker und der Schauplatz ſeines Todes, welcher zwar für den Unterdrücker des Volks, den hartnäckigen Feind der Kaiſer, den grauſamen Mörder, Verjager und Verſtümmler mancher Päpſte und anderer Unſchuldigen nicht zu ſchrecklich ſeyn mochte, den aber die Sage denen, die ſie angenehm zu unterhalten wünſcht, zu ſchildern ſich ſcheut.

Creſcentius ward ein Opfer gerechter Rache, und niemand bedauerte ihn, ſelbſt ſeine Gemahlinn nicht, die durch ſeinen Tod ihren Quäler und Kerkermeiſter verlor. Sie war eine ſchöne junge Griechinn, welche Creſcenz in den letzten Jahren ſeines Lebens, als er die Störung der Vermählung Otto's mit der griechiſchen Prinzeſſinn glücklich zu Stande brachte, zum Lohne erhielt. Zenobia war durch das Glück der Waffen eine Sclavinn geworden; aber ihre Herkunft war fürſtlich, und ihre Erziehung mit der Prinzeſſinn Helene hatte ſie ihre Feſſeln ganz vergeſſen gemacht, als ihre Verſchenkung an den alten Creſcenz ihr ihre Dienſtbarkeit wieder in den Sinn brachte

Sie ward seine Gemahlinn, weil sie mußte, und fühlte mehrere Jahre lang alle Schrecknisse einer Verbindung mit solch einem Gatten. Sein Tod befreyte sie, und man sagte, daß sie die Süßigkeiten dieser Freyheit mit vollen Zügen genösse. — Ihre Klugheit hatte ihr Macht und Reichthum versichert, und sie wohnte zu Rom in ruhigem unbestrittenem Ansehen, welches durch ihre Schönheit, die ie größere Hälfte der römischen Großen zu Anbethern hatte, unerschütterlich ward. Sie lebte die meiste Zeit auf jener Feste außerhalb der Stadt, die wir dem Leser unter dem Nahmen des Thurms des Crescentius bekannt gemacht haben, und der es bey ihrer rauhen Außenseite nicht an innern Reiz und Bequemlichkeit fehlte, einer üppigen Fürstinn zur Wohnung zu dienen. — Markgraf Eckard kannte den Werth jenes alten Steinhaufens, den er oft den Augapfel Roms zu nennen pflegte; aber seine schöne Bewohnerinn kannte er nicht; Umgang der Damen war, seit die Markgräfinn Luitgard todt war, und Hatteburgis seinen Wünschen nicht entsprach, nicht mehr die Sache des alten Helden. Er suchte dieß schöne verführerische Geschlecht nicht; aber es schien jetzt fast, daß es ihn suchen wollte. — An dem Tage, da der Kaiser sich entschloß, das treulose Rom wieder zu sehen, erschien die Fürstinn Zenobia im Lager; sie ver-

langte Markgraf Eckarden zu sprechen. — „Ich komme," sagte sie, „jetzt, da alles dem großen Otto huldigt, auch ihm meine Unterthänigkeit zu bezeigen; Zenobia denkt anders, als die heimtückischen Italiäner; sie ist eine Griechinn; ihre Gelübde sind Wahrheit. Ihr habt übel gethan, Markgraf Eckard, euren Kaiser auch nur einen Tag lang seinen Feinden anzuvertrauen: doch hier ist die Vergütung eures Fehlers; hier ist der Schlüssel meiner Burg, und mit ihm der Zugang zu den verborgensten und festesten Gegenden der verrätherischen Stadt. Kehrt Otto nicht zurück, so wißt ihr die Mittel, ihn wieder in eure Gewalt zu bringen: entgehet er den Schlingen, die ihm gelegt werden, so bleibt die Festung dessen ungeachtet sein; wem wollte ich sie lieber gönnen, als dem, welchem sich billig alles zu Füßen legen muß!"

Zenobia sprach mit Entzücken, und Eckard hörte ihr mit nicht viel minderer Bewegung zu. Der unnennbare Reiz, in welchem die schöne Zauberinn vor ihm stand, war es nicht, was ihn einnahm: seinen für Weiberschönheit stumpf gewordenen Augen war derselbe kaum merkbar; aber ihre Worte bezauberten ihn.

Die alte Feste, zu welcher er jetzt den Schlüssel in Händen hatte, war, seit er über

die Alpen gekommen war, der heißeste Gegenstand seiner Wünsche gewesen. Sie vor allen andern zu erobern, war der Anschlag jener Nacht, in welcher Otto frey ward, und es hatte ihn tausend Mahl gereuet, daß nun nach wieder her gestelltem Einverständnisse mit den Römern gewaltsame Einnahme dieses ihm unschätzbaren Kleinods unmöglich, und gutwillige Übergabe höchst unwahrscheinlich war. Bey der Demüthigung des Crescentius hatte er erfahren, daß man ohne diesen Thurm, selbst als voller Meister der Engelsburg, nichts besaß, und daß Otto's Macht über Rom schwankend seyn würde, so lange dieser in fremden Händen wäre. — Welch Entzücken, welche Überraschung, sich ohne Schwertschlag, ohne Unterhandlung, ohne Bitte Meister seines Wunsches zu sehen! Er dankte Zenobien mit strömender Beredtsamkeit, erhob ihre Großmuth und ihren Verstand himmelan, und redete von der grenzenlosen Dankbarkeit des Kaisers. — Zenobia lächelte über das jugendliche Feuer des Greises, wovon sie vielleicht mehr auf ihre selbst das Alter schmelzende Schönheit rechnete, als hier nöthig war. „Ist meine Gabe euch lieb, und dem Kaiser dankenswerth," sagte sie, „so erwarte ich Beweise. Die Thoren meiner Burg stehen euch offen; ihr könnt so viel Mannschaft hinein werfen, als euch

zur Vertheidigung nöthig dünkt: meine wenigen Leute sollen sogleich abziehen; denn ich vertraue mich ganz eurem Schutze. Auch werdet ihr nicht vergessen, den Kaiser, wenn er glücklich aus Rom wieder kommen sollte, zur Einnahme der Zimmer zu bereden, die ich für ihn bereiten lasse. Ihr könnt selbst ermessen, daß er hier im freyen Lager, und in den benachbarten schlecht befestigten Städten so unsicher lebt, als in dem verrätherischen Rom mitten unter seinen Feinden, und daß nur meine Mauern seinem theuern Leben den gehörigen Schutz geben können."

XXIV.

Alte Bekanntschaft.

Das Erste, was Otto vernahm, als er mit Papst Sylvestern ins Lager kam, war Zenobiens Besuch und ihr Gewerbe, das bey weitem nicht den Eindruck auf ihn machte, als Markgraf Eckard gewähnt hatte. Der Kaiser schien mehr erstaunt und bestürzt, als erfreut zu seyn. Die Besitznehmung von Zenobiens Burg auszuschlagen, würde Thorheit gewesen seyn; auch hatte der geschäftige Markgraf schon dafür gesorgt, daß hier nichts mehr zu thun übrig war: aber wider den Vorschlag, für seine eigene Person Sicherheit in jenen Mauern zu suchen, hatte Otto

deſto mehr Einwendungen. Er ſtimmte, wenn ja Entfernung aus dem Lager ſeyn müſſe, auf Paterno: und als die Sicherheit dieſes Orts einmüthig bezweifelt wurde; als Markgraf Eckard, der Herzog von Bayern, nebſt allen andern Fürſten, als zuletzt auch Otto's Buſenfreunde, Werner und Erich, mit Bitten in ihn drangen, die Zuflucht in der ſichern Feſte nicht auszuſchlagen, ſo that er juſt das, was man nicht einwilligen, ſondern ſich gefallen laſſen nennen mochte. — Werner und Erich, welche mit ihm in Rom geweſen waren, begleiteten ihn auch jetzt nach der Feſte. „Habt ihr die Fürſtinn Zenobia geſehen?" fragte er nach einer langen Pauſe. Sie antworteten nein, und dieſes war das ganze Geſpräch auf dem Wege vom Lager bis unter die tiefen finſtern Thore des Thurms, deſſen ewige Mauern hier mitten im Tage Nacht machten. — Hier ward der Kaiſer von der ſchönen Eignerinn des Schloſſes empfangen. Der Glanz von funfzig Fackeln umleuchtete ſie, und erhöhte ihre nicht ſparſam mit Juwelen geſchmückten, und durch die verführeriſchſte Tracht gehobenen Reize bis zum Blendenden. Otto und ſie ſtanden einander gegen über, mit einer Miene, welche eher das Wiederfinden alter Bekanntſchaft, als das Erſtaunen der Neuheit andeutete; auch gingen Worte aus Zenobiens

de, welche, wären sie beachtet wor-
seltsamen Wahn hätten erzeugen kön-
„So ganz war ich vergessen?" flüsterte
bia, indem sie des widerstrebenden Otto
umfaßte, „so ganz, daß halber Zwang
Andenken erneuern mußte?" — Otto
e sich zu ihr hinab, und sagte ihr eini-
se Worte; sie erhob sich erröthend, und
te jetzt erst das vor, was vermuthlich
lich zu der eben verlassenen demüthi-
Stellung gehörte, die Bitte um Schutz.
Schutz?" antwortete Otto mit möglich-
kürze. „Schutz geben uns eure festen
rn! wir fühlen die Verbindlichkeit, die
ns auflegt, und würden danken, wenn
Dank der Großmuth lästig wäre." —
t jeder Dank ist lästig, mein Kaiser!"
derte Zenobia mit halb lauter Stimme,
f Otto nichts erwiederte, sondern die
des Markgrafen von Meissen und die
erzogs von Bayern ergriff, sie ihr vor-
en. — „Wo Otto sich befindet, da ist
der willkommen," versetzte sie, indem
Fürsten alle, und zuletzt Werner und
mit unnachahmlicher Huld begrüßte.
versicherte Wernern heimlich, er habe
uitgarden nichts Schöneres, als Zeno-
gesehen. „Sie ist schön, ich gestehe es
versichrte der Graf von Bernburg eben
se; „aber nur keine Vergleichung mit

Luitgard! Beyde scheinen mir Wesen ganz verschiedener Gattung zu seyn."

Über der Tafel, zu welcher die Fürsten nun geführt wurden, und die mit wahrer morgenländischer Verschwendung zubereitet war, machten der niedere Theil von Otto's Gefolge (gemeiniglich die richtigsten und schlauesten Beobachter) die Anmerkung, das gegenseitige Betragen des Kaisers und der Fürstinn sey außerordentlich: er, der höflichste und galanteste Prinz seiner Zeit, vergesse fast ganz, was er einer Dame von ihrem Stande und ihrer Großmuth schuldig sey, indeß sie sich weit mehr herab lasse, als weiblicher Stolz sonst gegen den größten Monarchen zu thun pflegte. Auch war es wahr: Otto's Augen vermieden den ihrigen zu begegnen; seine Worte richteten sich nie unmittelbar an sie, indeß ihre Blicke unabläßig auf ihm ruhten, und sie nimmer müde ward, ihn ins Gespräch zu ziehen. Erich und Werner, die dieses endlich auch gewahr wurden, und nichts Anders, als etwas Außerordentliches, hierunter muthmaßen konnten, verlangten nach der Stunde der Einsamkeit, mit ihrem erhabenen Freunde, der gegen sie nie Kaiser war, hierüber vertraulich zu sprechen; aber unglücklicher Weise mußten ihnen ihre Zimmer sehr weit von Otto's angewiesen werden, und sie bekamen ihn nicht eher, als des

Morgens, im Zirkel des ganzen Hofs wieder zu sehen. — Otto's Betragen gegen Zenobien war in der Folge etwas anders, wiewohl immer noch zwangvoll, und als trüge er Scheu, das ganz zu äußern, was er gegen sie im Herzen häge; aber man bekam sie auch selten gegen einander zu sehen: die Fürstinn hatte es nur des ersten Tages für Pflicht gehalten, öffentlich die Wirthinn zu machen, und war an den übrigen nur selten sichtbar, ob auch nicht für Otto, davon hätten höchstens nur die Kammerbedienten, die zunächst um seine Person waren, Nachricht geben können. — Der Vortheil, der dem Kaiser durch den Besitz dieser Feste zuwuchs, war groß: in Rom fehlte es nicht an heimlichen Gährungen, deren Ausbruch der Graf von Thuscien auf der Engelsburg nur darum immer glücklich verhindern konnte, weil er vermittelst des Thurms des Crescentius mit den Kaiserlichen außerhalb der Stadt in ununterbrochenem Einverständnisse stand; mittler Weile nahmen die andern Fürsten der Zeit wohl wahr, das Land rund umher in Otto's Gehorsam zu erhalten, und seine Macht fest zu gründen. — Otto, welcher in den ersten Tagen die Feste lieber sogleich verlassen hätte, um die Kriegsgeschäfte außerhalb mit seinen Helden zu theilen, sprach jetzt nicht mehr von Entfernung; er verließ Zenobien

Burg nie anders, als im äußersten Nothfalle, und alle Mahl nur auf kurze Zeit; es schien ihm peinlich zu seyn, daß Markgraf Eckard ernstlich von Unterbrechung der Ruhe, und persönlicher Fortsetzung dessen zu sprechen begann, was Andere für Otto angefangen hatten. Endlich mußte er nachgeben, und der Entschluß, die Feste zu verlassen, kam einst in Zenobiens Gegenwart zur Reife. Otto hatte sein stammelndes Ja mit einem verstohlnen Blicke auf die Fürstinn gegeben, und diese erbleichte, und verließ ohne Wortsprechen den Saal.

„Mein Kaiser," sagte der Herzog von Bayern, den der Wein aus Chios, welcher hier fleißig getrunken wurde, ein wenig froh machte; „mich dünkt, die Zärtlichkeit des heiligen Vaters wird euch in der Folge von großem Nutzen seyn."

„Wie versteht ihr das, mein Vetter?" fragte Otto, der wie aus einem tiefen Traume erwachte.

„Die Freundschaft des Papsts gibt bequeme Dispensationen."

„Herzog, ihr sprecht in Räthseln!"

„Ihr liebt in Deutschland so zärtlich, und werdet in Rom so leidenschaftlich geliebt, daß es die Noth erfordern wird, dem deutschen Reiche zwey Kaiserinnen zu geben. — Auf! Herr Markgraf! es gilt euch! es leben un-

sere künftigen Kaiserinnen, Luitgard und Zenobia!"

„Vetter!" rief der Kaiser; „es ist unartig, den Nahmen züchtiger Frauen in Männergesellschaft zu nennen!"

„O die schöne Luitgard von Meissen ist wohl sehr ehrbar; ob aber die Römerinnen —"

„Haltet ein! wir sind jetzt in dem Hause einer Römerinn, welche unsere volle Achtung verdient."

„Und unsere Dankbarkeit auch! wir sind glücklich, daß ihr die Erweisung allein über euch genommen habt."

Zorn flammte auf Otto's Stirne. Markgraf Eckard, der seiner ganz mächtig war, und eine Antwort verhüthen wollte, welche Folgen hätte haben können, bath flüsternd, eines Mannes zu schonen, der offenbar nicht wisse, was er spreche. „Er muß weichen oder ich! schrie Otto, der aufstand, um das Zimmer zu verlassen, „und ich verlange, daß er mir nicht wieder vor die Augen komme!" — „Armer Markgraf!" rief der Herzog, als Eckard von der Begleitung des Kaisers zurück kam; „ihr liebt den Mann so väterlich, der es nicht redlich mit euch meint? Luitgard und Zenobia, sagte ich? Zenobia und Luitgard wird es wohl heißen müssen! Die Römerinn wird der blöden Deutschen den Rang leicht abdringen, und ihr werdet euch der Ehre,

der Schwiegervater eines Kaisers zu heißen, nicht sehr zu freuen haben." — „Ich rechte nicht mit einem Trunkenen," erwiederte Eckard, welcher sein Schwert ergriff, das Zimmer zu verlassen, indeß der Herzog, indem er aufsprang, um sich des seinigen zu bemächtigen, die Tücke des Chierweins gewahr ward, und taumelnd zu Boden sank. — Es war wohl das erste und das letzte Mahl in seinem Leben, daß der fromme Herzog Heinrich vom Weine berückt wurde; Verzeihung für ihn, meine Leser! er kannte nur die Kräfte der vaterländischen Trauben, und konnte also von dem fremden Getränke leicht getäuscht werden. Ach leider hatte er in seinem ersten und einzigen Rausche mehr Unheil gestiftet, als mancher tägliche Zecher sein ganzes Leben hindurch, und es war kein Wunder, wenn er sich in der Folge, bloß um diese Sünde zu büßen, Kasteyungen auflegte, welche der Nachwelt unglaublich dünken. Nachdem das erste Entsetzen über diese seltsame Störung der Lust vorbey war, und man sich beredete, daß die schnelle Entfernung der drey höchsten Personen in der Gesellschaft nichts zu bedeuten habe, begannen die goldenen Becher von neuem ihren Zirkeltanz, und einer von den anwesenden Fürsten, ein naher Verwandter Zenobiens, nahm den Faden des Gespräches wieder auf, wo er vorhin abgerissen worden

war. Die Verlobung des Kaisers mit Markgraf Eckards Tochter war kein Geheimniß, obgleich hier in Italien wenig davon gesprochen wurde; jedermann sah in ihr die künftige Kaiserinn, und keiner trug Bedenken, dem fragenden Griechen völlige Befriedigung zu geben. Es ward viel von Luitgard und Otto's Leidenschaft für sie gesprochen; alle Anwesenden erhoben sie als die schönste, edelste und beste Fürstinn der Welt; alle schworen, daß sie keine andere, als sie, Kaiserinn zu sehen wünschten, und viele gingen so weit, den Ausländerinnen zu fluchen, die bisher den Thron besessen, und Deutschland nichts zugebracht hätten, als Uneinigkeit und fremde Sitten, bis einige der Verständigen, welche wohl einsahen, daß man hier mit Sicherheit weder auf Griechinnen noch auf Italiänerinnen schmähen könnte, der Sache ein Ende machten, indem sie schleunigen Aufbruch veranlaßten.

XXV.

Arme Luitgard!

„Du schwiegst so geflissentlich, da jedermann von Luitgarden sprach!" sagte Werner zu Erich, als sie allein waren.

„Und deine Thränen fielen in den Kelch, als du auf ihr Wohl trankst," erwiederte Erich; „ihren Nahmen zu nennen, wie die

Sitte es forderte, hatteſt du weder Muth noch Stimme!"

„Erich! ihr Nahme iſt heilig, und mir, mir Unglücklichen beſonders gebührte es nicht, ihn zu nennen."

„Du unglücklich? du, ihr Verlobter? Was bin denn ich?"

„Dich liebte ſie; für mich fühlte ſie nie etwas, als Freundſchaft!"

„Ach was nützen uns die Vorzüge, die einer vor den andern hat! Ein Dritter wird das edelſte Kleinod der Welt beſitzen, ohne es ſchätzen zu können! — Werner! was dachteſt du heute von den Reden eines Trunkenen?"

„Ich entſetzte mich, Wahrheit darin zu ahnden!"

„Wahrheit mag genug darin liegen! Otto's Kämmerlinge ſchweigen nicht von Zenobiens nächtlichen Beſuchen."

„Himmel! und ſolch ein Mann Luitgards künftiger Gemahl!"

„Werner, deine Begriffe von Männertreue ſind zu jungfräulich! — Ich könnte Otto verzeihen, könnte viel von ſeiner Gefälligkeit für das ſchönſte Weib Italiens auf Gelegenheit, Staatsklugheit und andere Dinge rechnen; aber Zenobien einſt Kaiſerinn, Luitgard verſtoßen zu ſehen, ſie, die einer von uns, hätte er ſie erlangt, wie eine Göttinn

verehrt, der er Kronen erobert haben würde, hätte sie ihm das Glück versagt, diese — diese! — o Werner wär' ich nur hierin gewiß!" — — —

„Otto wird uns nicht zu Vertrauten machen; du siehst seine Entfernung von uns, seit diese Zauberinn ihn bethört hat." —

„Kennst du diesen Zeitpunct? — O Werner! diese Liebe ist alt; der Thurm des Crescentius ist nicht ihr erster Geburtsort!"

„Laß uns alle Kräfte anstrengen, Otto zu seiner Pflicht zurück zu bringen. Unglückliche Liebe machte uns wieder zu Freunden, da Eifersucht uns ehemahls trennte. Laß uns gemeinschaftlich zu Luitgards Bestem wirken! Unsere Vorstellungen müssen Otto überreden, uns nicht um den Preis zu betriegen, gegen welchen wir ihm unsere Leidenschaft opferten. Wir gönnten Luitgarden die Krone, gönnten ihr den Besitz eines Herzens, das wir für gut und edel hielten; wie kann Otto ihr beydes entreißen, und es einer Zenobia geben, ohne sie und uns tödtlich zu beleidigen?"

„Du hast Recht, Werner! — aber Vorstellungen? — denke an deine eigenen Erfahrungen, und frage dich, ob Liebe Vorstellung hört. — Nein, mein Freund! schnelle, ungefragte Entfernung muß Zenobien in ihren Hoffnungen täuschen, und Luitgards Glück erhalten; Markgraf Eckard, der selbst

an den hiesigen Geschichten wenig Gefallen haben kann, sollte, dächt' ich, hierzu mitwirken, und Ursache herbey bringen können, die den betrogenen Otto schnell den Armen jener Circe entreißen."

So redeten die beyden Freunde von Dingen, welche nach und nach begannen in jedermanns Mund zu kommen; Zenobien war wahrscheinlich an der Hülle des Geheimnisses weniger gelegen, als dem sittsamern bloß verführten Otto, der sich seiner schimpflichen Fesseln schämte. Bloß durch sie konnte es auskommen, daß sein Einverständniß mit ihr wirklich älter war, als man sich wahrscheinlich machen konnte, daß es seine erste Entstehung der Einsamkeit in dem belagerten römischen Pallaste zu danken hatte. Dorthin, wie an hundert andere Orte, gingen verborgene Wege aus dem Thurme des Crescentius. Zenobia kannte und liebte den schönen Otto schon bey Lebzeiten ihres Gemahls; aber noch mehr, als ihn, liebte sie seine Krone. Sie wußte, wo sie ihn finden konnte, und eilte ihn aufzusuchen. Liebe, und die Sucht, Kaiserinn zu werden, trieb sie zu den bedenklichsten Schritten, die ihr bey den schlauen griechischen Verführungskünsten, die sie ganz inne hatte, nur gar zu gut glückten. — Einst in der Stille der Nacht, als Otto in seinem belagerten Pallaste wachend und sorgenvoll auf seinem Bette lag,

öffnete sich der Boden, und eine glänzende Göttinn stieg herauf, ihm Linderung seines Kummers zu bringen. Zenobia wars, wie man denken kann, nicht durch Liebe, nur durch Mitleid gegen einen bedrängten Fürsten herbey gezogen. Sie fing ihr erstes Gespräch damit an, daß sie ihm seine Gefahr größer mahlte, als sie war, und endigte mit dem Geschenke der Freyheit, das sie ihm vermittelst der Flucht durch unterirdische Wege in ihrer Feste anboth. Otto war zu bestürzt über die Erscheinung, um schnell entscheiden zu können. Die gefällige Retterinn hatte keine Eile; die künftige Nacht sah sie wieder mit neuen Vorschlägen, und da Otto die Flucht und Freyheit durch Gunst eines Weibes etwas Beschimpfendes zu finden fortfuhr, und so war die Dame herab lassend genug, sich nach seinem Wahne zu bequemen. Bloß ihm die langweilige Einsamkeit zu kürzen, erschien sie jetzt; jene Vorschläge wurden beyseit gesetzt, und der Thurm des Crescentius blieb nur auf den ärgsten Fall zur Zuflucht aufgehoben. Zenobia lehrte dem Kaiser schnelles Verschwinden durch verborgene Fallthüren, und den Pfad durch düstere verschlungene Wege; Kunstgriffe, die er, der allein durch das Schwert oder ehrliche Unterhandlung frey werden wollte, sich nur aus Gefälligkeit von ihr lehren ließ. Otto ward nach und nach

sehr gefällig gegen die schöne Zenobia; aus Gefälligkeit ward Sehnsucht, aus Sehnsucht Liebe. Ob Otto je so schwach oder so treulos war, Zenobien die Krone*) zu versprechen, das wissen wir nicht; aber so viel ist gewiß, daß einem solchen Versprechen die Reue dicht hintennach folgte. Otto war zwar durch Leidenschaft bethört, aber seiner Pflicht gegen seine edle Verlobte noch nicht ganz abtrünnig geworden. Erich und Werner trafen ihn in der Stunde der Befreyung aus seinem belagerten Pallaste, mitten in den süßesten Erwartungen der Liebe, und doch konnte nach geendeter Heldenflucht die bloße Erinnerung an Luitgarden ihn dermaßen erschüttern, daß er sich vornahm, Zenobien gänzlich zu entsagen, und nicht mehr an sie gedacht haben würde, hätte sie nicht ihr Netz von neuem aufgespannt, und Mittel gefunden, ihn in demselben zu fangen. Niemand wußte, was es mit der friedlichen freywilligen Übergabe des Thurms eigentlich für eine Bewandtniß hatte, als er; alle seine Fürsten, selbst der weise Markgraf von Meissen, unwissend, daß er hier wider sich selbst handelte, riethen ihm zum Aufenthalte in einem Schlosse, dessen Gefahren sie nicht kannten.

*) Ditmar behauptet es.

Otto widerſtrebte, gab nach, ſuchte ſich von Zenobien los zu reißen, ward von neuem gefangen, und befand ſich jetzt feſter, als je, in ihren Stricken.

XXVI.

Der Scheidetrunk.

Der Herzog von Bayern ſuchte am nächſten Morgen Verzeihung wegen deſſen, was er im halben Rauſche geſagt hatte. Otto ſcheute Erklärungen über dieſe Dinge, und ließ ihn bitten, ſich nach Deutſchland zurück zu begeben, weil die feurigen Weine Italiens ſeiner Vernunft und Frömmigkeit Gefahr drohten. Die Zurückweiſung war bitter, und wurde nicht von allen Freunden Otto's der Staatsklugheit gemäß gehalten; aber der Herzog ließ ſich dieſelbe ſehr wohl gefallen, zog ſeine Völker zuſammen, und trat ohne ſonderlichen Kummer den Rückweg über die Alpen an. Ohne Kummer? — mit Ahndung hoher Freude und künftiger Größe hätte ich ſagen ſollen. Henrich war klug genug, einzuſehen, daß ein jungerzwey und zwanzigjähriger Fürſt, welcher begann, ſich in ſolchen Stricken zu verwickeln, ihm nicht lange die Thronfolge würde beſtreiten können, zu welcher offenbar das Recht auf ſeiner Seite war. Um ein Unterpfand des bald zu erwartenden Kaiſerthums mit ſich zu nehmen, betrog er Biſchof Heri-

berten von Cöln im Vorbeygehen noch um die heilige Lanze (*, das vornehmste der Reichsinsignien, welches in seiner Verwahrung war, und zog mit seiner kostbaren Beute eilig davon bis an die Grenzen von Deutschland, wo er sich lagerte, um bey jedem Vorfalle gleich zum Handeln bereit zu seyn.

Zwischen Otto und Zenobien war es in jener Nacht, da der griechische Wein Herzogs Heinrichs Zunge so geschwätzig machte, zu hartem Wortwechsel gekommen. Zenobia hatte Luitgards Nahmen noch nicht gehört, oder stellte sich, ihn nie gehört zu haben; sie erfuhr durch ihren Vetter alles, was beym Trunke nach ihrem Abschiede vorgefallen war, und rechtete mit ihrem Geliebten darüber. Otto war nicht zaghaft genug seine Liebe für Markgraf Eckards Tochter und die frühere Verbindung mit ihr zu läugnen; es kam zu Erklärungen, welche Zenobien aufs äußerste mißfielen. Vorwürfe, Bitten, Thränen, Drohungen folgten hintennach. Die letzten verdarben alles; Otto war nicht der Mann, der sich drohen ließ, und er, der sich oft im Taumel der Leidenschaft gesagt hatte, Zenobia sey

*) Wie einige wollen Caroli M. bekannter goldener Stab, nach andern der eigentliche Speer S. Longini, und nach den sichersten Urkunden, die Lanze Constantins des Großen, welche durch einige Nägel vom Kreuze Christi ihren Werth erhielt. S. Luitbrand.

tausend Mahl schöner als Luitgard, und ihre feurige Liebe beglücke ihn weit mehr, als die kalte Ergebung des deutschen Fräuleins, er fand es nicht schwer, Zenobien offenherzig zu gestehen, daß sie Luitgarden nachstehen müsse, daß jene die Krone haben müsse und werde, und es nun an sie ankomme, zu beweisen, ob sie in ihm Otto oder den Kaiser geliebt hätte. Zenobia antwortete mit attischem Witz, der die Wunde, die ihr Ungestüm geschlagen hatte, noch tiefer machte, und man schied in vollem Unwillen. Vielleicht sah sie in den nächsten Tagen den Fehler ein, den sie begangen hatte, und wußte durch den Zauber der Liebe ihn zu vergüten: aber Otto völlig zu gewinnen blieb ihr zu wenig Zeit übrig; denn der Augenblick war vor der Thür, der ihn auf ein Mahl aus ihren Banden lösen sollte.

Erich und Werner beobachteten ihren königlichen Freund unaufhörlich; sie sahen seine Bestrebungen, sich von jener Zauberinn los zu machen, und die Verneuerung seiner Fesseln. Sie seufzten nach Befreyung für ihn; sie machten Plane zu derselben: aber ehe noch einer zur Ausführung kommen konnte, brachte das Schicksal die wirksamste Veranlassung herbey, Otto's schnelle Entfernung unvermeidlich zu machen.

Von Markgraf Eckard, welcher sich zu Pa-

terno beym Heere befand, kam die schreckliche Zeitung vom Raube der heiligen Lanze. Wer den Werth dieses Kleinods kannte, und Otto liebte, der fühlte bey dieser Trauerpost nur einige Grade weniger Entsetzen, als beym gänzlichen Verluste des Kaiserthums. Das Eine könnte leicht das Andere nach sich ziehen, sagten die Verständigsten, und alle bestanden darauf, daß der Kaiser unverzüglich in eigner Person aufseyn müsse, den köstlichen Raub wieder einzubringen, oder wenigstens dem Volke zu zeigen, daß er wisse, was er verloren habe, und sein Blut nicht schonen würde, sich hier als Kaiser zu zeigen. Erich und Werner waren die dringendsten, Otto sogleich, wo möglich, ohn' Abschied von Zenobien, zu entfernen: bey dem Ersten war es bloß Begierde, Otto schnell von den Banden seiner Zauberinn zu befreyen, was ihn so ungestüm machte; bey Wernern untermischtes Gefühl von dem Werth der heiligen Reliquie: denn Erich war in Glaubenssachen offenbar weit leichtsinniger, als der fromme Graf von Bernburg.

Zenobia wußte nicht, was sie von dem schrecklichen Aufruhre in ihrem Schlosse denken sollte, und nahm sich die Mühe, selbst in den Rittersaal zu treten, wo die bestürzten Helden alle versammelt waren, um hierüber Auskunft zu haben. Man stürzte ihr entge-

gen, und rief, die heilige Lanze ſey geraubt. Die unwiſſende Griechinn hatte keinen Begriff von ſolchen Dingen, und redete ſehr leichtſinnig wider dieſes Kleinod, wider das deutſche Reich und ſeinen Kaiſer, deſſen Wohl von ſolchen Kleinigkeiten abhing. — „O," rief ſie; „armer Otto! wie bedaure ich euch! es iſt ein elendes Ding um eure Hoheit! lieber wollte ich in Conſtantinopel Sclavinn, als deutſche Kaiſerinn ſeyn!" Otto's Auge häftete ſich bey dieſen mit der muthwilligſten Art ausgeſprochenen Worten auf die reizende Sprecherinn: „O Zenobia!" ſprach er mit leiſer Stimme, indem er ſie an ein Fenſter führte; „mein Abſchied iſt euch Scherz: wo iſt eure Liebe?"

„Ich liebe euch mehr, als jemahls, Otto," ſagte ſie, „ſeit dem ich weiß, daß es um die Krone, die ihr mir verſagtet, ſo ein jämmerliches, wankendes Ding iſt. Behaltet ſie! gebt ſie eurer Luitgard! ich werde ſie ihr nicht beneiden: mir bleibe nur die Erinnerung der frohen Tage, die wir zuſammen genoſſen, und von welchen ich euch wirklich noch ein Andenken ſchuldig bin! — Man bereite uns den Morgentrunk," rief ſie hierauf, „und bringe für mich und den Kaiſer einen beſondern Becher von dem Waſſer der Vergeſſenheit der Kaiſerinn Irene! Ihr müßt euch nicht an dieſen ſeltſamen Nahmen ſtoßen, „ſetzte ſie hinzu;

„dieſes Waſſer iſt ſo gut, als der köſtlichſte Wein, und ſeine Wirkung hat nie betrogen!"

Otto, tödtlich bekümmert, ſeine Dame, die er in dieſem Augenblicke leidenſchaftlicher liebte, als je, beym Abſchiede ſo froh zu ſehen, machte ihr tauſend zärtliche Vorwürfe, die ſie alle lachend beantwortete. Mittler Weile traten die Sclaven mit dem Morgentrunk in goldenen Pocalen herein, welche rund herum gereicht, und, wie Zenobia geboth, aufs Wohl der Kaiſerinn Luitgard geleert wurden.

„Und mir," ſagte ſie, indem ſie einer jungen Mohrinn die ihr dargereichte alabaſterne Schale aus der Hand nahm, „mir dieſer Trunk, der Trunk der Vergeſſenheit! Soll ich trinken, um meines Otto nie wieder zu gedenken?"

„O mir! mir!" ſchrie Otto; „mir dieſen köſtlichen Saft! euch zu vergeſſen wird mir nöthig ſeyn, um ruhig zu werden: mein Andenken herrſche ewig in eurer Seele!" Otto trank von Zenobien ungehindert, und ein ſeltſamer Blick aus ihren viel ſagenden Augen ſchien ihm jeden Tropfen zuzuzählen.

„Es iſt geſchehen!" ſagte ſie; „ihr habt nun was ihr wünſcht: auch die Schale ſey euer; ſchon manche haben aus derſelben Vergeſſenheit getrunken; ſie iſt durch Erbſchaft an mich gekommen. So oft ihr ſie anſeht — dieß werdet ihr wohl ſo oft nicht thun — erinnere euch

ein flüchtiger Gedanke, was ihr an Zenobien verbrent habt."

„Ewiges, ewiges Andenken euch, Trotz alle dem Muthwillen, mit welchem ihr mich heute tödtet!" schrie jetzt Otto, welcher sah, daß seine Ritter nach und nach den Saal verließen, gleich als wollten sie ihm noch ein Mahl Raum geben, Zenobiens Knie zu umarmen. —

„O das ist zu viel!" schrie sie, indem Thränen in ihre Augen traten; „bald möchte mich eure Demuth zur Reue bewegen! Doch Reue ist nun zu spät! Lebt wohl! lebt wohl! auf nimmer Wiedersehen!"

Zenobia riß sich los, und flog davon: der Kaiser ging langsam nach den fertig stehenden Pferden, um den Rittern die Schwachheit zu verbergen, die auch seine Augen mit Thränen netzte.

XXVII.

Die Roswithen zu Gandersheim.

Indessen verbrachte Luitgard ihr Leben in Deutschland in tiefer Trauer. Schlag auf Schlag trafen sie die Streiche des Schicksals Sie weinte an Mathildens Gruft, als die schreckliche Zeitung von Otto's gefährlicher Lage in Rom ihr Ohr erreichte. Markgraf Eckard, der nach langen Kriegsthaten einst Ruhe in seinem Schlosse zu Meissen gesucht, und seine

Gemahlinn durch Jahre und Leiden gebeſſert wieder gefunden hatte, ſo, daß er ſich frohere Tage, als je zuvor, in ihrem Umgange verſprach, Markgraf Eckard, ſage ich, ſann darauf, Luitgarden, des Widerſpruchs der Stände ungeachtet, wieder in das väterliche Haus zu ziehen, wo ſie glücklich geweſen ſeyn würde im Umgange des liebevollſten Vaters, und von Hatteburgen, welche mit tiefer Ehrfurcht gegen des Kaiſers Braut erfüllt war, nichts von den ehemahligen Auftritten zu beſorgen geweſen ſeyn würde.

Der Markgraf hatte Urſache, ſie nach Mathildens Tode ungern zu Quedlinburg zu laſſen, ungeachtet die neue Äbtiſſinn, die Prinzeſſinn Adelheid, und ihre Schweſter Sophie, die Domina von Gandersheim, ſich freundſchaftlicher gegen ſie erzeugten, als ſie je gegen diejenige gethan hatten, welcher ſie die Hand ihres Bruders mißgönnten. Eckard war ein alter Hofmann, und auch Luitgard hatte die Welt geſehen; eben die gegenwärtige Freundlichkeit der Prinzeſſinnen machte ihnen Unruhe, und über dieſes — waren Sophie und Adelheid Theophaniens Töchter.

In der vollen Erwartung, ruhigere Tage auf dem Schloſſe zu Meiſſen im Arme ihres Vaters zu finden, erhielt Luitgard den Beſuch des Markgrafen; aber er erſchien nicht, ſie abzuhohlen, nicht ſie über die traurigen

Aussichten in Italien zu trösten, nein, ihr den Abschiedskuß zu geben, weil die Bedrängnisse des Kaisers seine Gegenwart in andern Gegenden nothwendig machten. Luitgard hatte dieses vermuthen können und müssen; sie ergab sich darein, wie sie sich in alles zu ergeben pflegte. Eckard empfahl seine Tochter und Otto's Braut den Ständen und den Prinzessinnen, und schied. — Luitgards einziger Trost war nun noch Olympiens Umgang; aber ach, welche schwankende Stütze hatte sie an dieser gut meinenden Dame! Die Dünste des Gardathurms, welche Olympie in ihren früheren Jahren aus Treue gegen die verstorbene Kaiserinn Adelheid eingesogen hatte, hatten ihr ganzes Leben zu einem immerwährenden Zusammenhange von Kränklichkeit und mangelhafter Wiedergenesung gemacht. Hohes Alter vermehrte jetzt diese Beschwerden, und Luitgard mußte bald beym Sterbebette einer zweyten Mutter weinen. — Der letzte Verlust, den wir leiden, ist meistens der schmerzlichste: Luitgard hatte nach Olympien hier nichts mehr zu verlieren; denn der einzige Gegenstand ihrer Zärtlichkeit, ihr Vater, und die einige Stütze ihres Glücks, ihr Verlobter, waren abwesend. Wenig fehlte, daß sie sich gänzlicher Muthlosigkeit überlassen hätte, und das Zureden der Prinzessinnen, welche kamen, sie nicht so wohl zu trösten, als zu er-

mahnen, sie möchte ihren Kummer in Gott geweihter Einsamkeit verschließen, fand vielen Eingang. Luitgard fühlte, daß sie nirgends die Wiederkunft ihres erhabenen Bräutigams mit mehr Anstand, als in einem Kloster, abwarten könnte, und doch endlich durch die Häuchelworte ihre zweydeutigen Freundinnen getäuscht, ließ sie sich bereden, Gandersheim zu ihrem Aufenthalte zu wählen, wo sie doch wenigstens etwas hatte, was ihr lieb war; wo sie doch wenigstens Gerbergens Grab hatte, und den Umgang von Fräulein Waldburg, der sie, vermöge ihres guten engelgleichen Herzens, immer ihre Freundschaft ließ, ungeachtet sie so viel Verwirrungen in ihr Schicksal gebracht hatte. Die Stände willigten sehr gern in den Entschluß ihrer künftigen Kaiserinn, die Zeit der Abwesenheit ihres Verlobten vor den Altären mit Beten und Fasten zuzubringen; man fand denselben ungemein fromm und anständig, und die allgemeine Achtung gegen Markgraf Eckards Tochter erhielt durch diesen Zug neuen Zuwachs. Eine kaiserliche Braut vertraut sich einem Kloster allerdings mit mehreren Abzeichen ihrer Größe, als ein gemeines Fräulein, und man war bereit, ihr ein zahlreiches Gefolge zuzugeben, und ihre Lage daselbst ihrem Stande so gemäß zu machen, als *sie wollte*. Luitgard, des lastenden Geräusch

herzlich müde, fand dieſen Vorſchlag wider ihren chriſtlichen Endzweck, und man war bey dem erneuten italiäniſchen Aufwande im deutſchen Reiche ſo auf die Sparſamkeit bedacht, daß man Luitgards Beſcheidenheit nicht allzuviele Weigerungen entgegen ſetzte, und ſie ſo glanzlos, als ſie ſelbſt wollte, die Mauern von Gandersheim beziehen ließ, woſelbſt ſie jederman ſehr wohl aufgehoben glaubte, weil ſie ſich unter der Huth der Schweſter ihres künftigen Gemahls befand. Sicher war ſie daſelbſt auf alle Art; denn wer hätte je ihrer Tugend einen Flecken anhängen können, wo die Augen einer argdenklichen und neidiſchen Schwägerinn ſie bewachten? oder wer hätte ſie beleidigen ſollen, da die Wichtigkeit ihrer Perſon durchaus anerkannt, und Otto's leidenſchaftliche Liebe für ſie jedermann bewußt war? Er würde ſtrenge Rechenſchaft gefordert haben, wenn ſie bey ſeiner Wiederkunft geklagt hätte. Aber es gibt Perſonen, welche einmahl im Rufe ſind, daß ſie niemahls klagen, und leicht verzeihen, und die man alſo deſto ungeſtrafter beleidigen zu können glaubt; auch muß man ja nicht eben unſern Leib, Leben und Freyheit kränken, uns unglücklich zu machen. es gibt andere feinere Mittel, gehaßte Perſonen zu quälen, welche näher zum Herzen dringen, als der vorgeſagten keins. —

Zu Gaudersheim herrschte gegenwärtig ein ganz unausstehlicher Ton, dem sich Luitgard, die sich dieses Kloster so dachte, wie es zu weiland Gerbergens Zeiten war, gar nicht vorstellen konnte. Diese wirklich weise und tief wissende Prinzessinn hatte durch den Eindruck, den ihre Lehren machten, und die Nachfolge, die ihr Beyspiel fand, das Stift in den Ruf gebracht, daß es die frömmsten und gelehrtesten Nonnen der ganzen Christenheit erzöge; Helena von Roßow, welche wir in dem ersten Theile dieses Buchs oft erwähnt haben, und die der Nachwelt unter dem Nahmen Roswithe noch sehr wohl bekannt ist, hatte den Ruf ihrer Wissenschaften bis an Sanct Peters heiligen Stuhl getragen, und durch Schriften, die sie dem Papste zu Füßen legte, sich den Lorberkranz, und ihrem Kloster ansehnliche Indulgenzen erworben. Gerberge war längst todt; auch Roswithe hatte das Zeitliche vor einiger Zeit gesegnet; Frömmigkeit und wahre Gelehrsamkeit war mit ihnen zu Grabe gegangen, und Bigotterie und Pedanterey, in ihr Gewand gehüllt, trieben ihr Unwesen in den heiligen Mauern. Die Prinzessinn Sophie, ob sie gleich außerhalb ihrem Kloster das weltliche Leben gar nicht haßte, ließ sich doch in demselben gern wegen ihrer Andacht rühmen, und die zweyte Gerberge nennen; was ihr

an den heimlich gethanen guten Werken dieſer Heiligen abging, das erſetzte ſie durch öffentliche Strenge und Kaſteyungen, für welche ſie ſich nebſt ihren Favoritinnen in der Stille recht gut ſchadlos zu halten wußte. Das ganze Kloſter ſah ſich genöthigt, das Erſte nachzuahmen, ohne ſich durch das Andere tröſten zu können, und dieſes gab der ganzen Schweſterſchaft ein freudenloſes zwangvolles Anſehen, das ſchon beym erſten Anblicke zurück ſchreckte. Ach ganz anders war es zu Gerbergens Zeiten, da alles die heitere Freude des Chriſtenthums athmete, und Bußübungen und all die ſchwereren Nonnenpflichten nicht zur Schau getragen wurden, nur in der Stille geheimer Zellen wohnten. Urſache an noch beynahe größerer Trübſal war die Pedanterey. Statt einer Roswithe hauſten jetzt hier mehrere, welche von Morgen bis in die Nacht ſchrieben, und ihre Werke declamirten, ohne nur die Hälfte von Roswithens Geiſt zu haben. Sie laſen einander ihre Hirngeburten vor, bewunderten einander, neideten und tadelten einander bald öffentlich, bald hinter dem Rücken, und ließen dann den jüngern, beſſern, und ungelehrten Theil der Schweſtern, die hier gezwungen zuhören und loben mußten, ihren Unmuth und ihre ſchwarze Galle ſchmecken. — Luitgard war wenig Tage im Kloſter, ſo kannte ſie ſchon ſein gan-

zes gehäſſiges Inneres, und — bereute, hier die ehemahligen glücklichen Tage geſucht zu haben. Sie war zu hoch, daß man ſie beleidigen oder unterjochen durfte; aber ſie hatte dafür das Unglück, daß ſich jede Partey um ihren Beyfall bewarb, und daß die frömmelnden ihr den ganzen Tag vorwinſelten, die gelehrten vordeclamirten, um ſie auf die eine oder die andere Seite überzuziehen. Bey unendlich mehr wahrer Gottesfurcht, als im ganzen Kloſter wohnte, und unendlich mehr Wiſſenſchaft, als alle Roswithen zuſammen beſaßen, verachtete ſie es, das Eine oder das Andere zur Schau zu tragen, und ſich alſo zu einer oder der andern Secte zu zählen. Sie hörte alles gelaſſen an, ſo lange ihre Geduld zureichte, und zog ſich dann zurück, um allein für die unglücklichſte und verachtetſte Nonne im ganzen Kloſter, für Fräulein Waldburg zu leben.

Wir müßten uns ſehr irren, wenn irgend jemand unter unſern Leſern Graf Werners Baſe ſonderlich gewogen wäre; aber gewiß iſts, ſie ward für das Unheil, das ſie in der Gutheit und Einfalt ihres frommen Herzens geſtiftet hatte, faſt zu ſtrenge beſtraft. Die Äbtiſſinn hatte bey dem letzten Abenteuer, an welchem ſie Theil hatte, die Weiſung erhalten, ihre Freyheit ein wenig einzuſchränken; und zu ſo etwas durfte man hier nur einen

Wink haben, um alles Maß zu überschreiten. Waldburg lebte jetzt hier als eine halbe Gefangene, ausgeschlossen selbst von den sehr geringen Tröstungen, welche Sophiens Geiz dem niedern Theile der Nonnen verstattete.

So fand sie Luitgard; sie war nach ihren zarten Bedenklichkeiten gleich geneigt, sich die Urheberinn ihres Elends zu nennen, und mit dem Mitleide, das sie beseelte, die regste Thätigkeit, ihr zu helfen, zu verbinden; aber sie sah bald bey all den tiefen Complimenten, die man ihr machte, daß — sie hier nichts zu sagen habe. Die Regel des heiligen Benedicts, und die der heiligen Clare, waren unübersteigliche Hindernisse, die man all ihren Vorbitten entgegen setzte, und Luitgarden blieb zur Tröstung ihrer Freundinn nichts mehr übrig, als ihr Elend mit ihr zu theilen, ihr kleines düsteres Behältniß durch ihre Gegenwart zu erhellen, ihr die klägliche Kost durch Mitgenuß genießbar vorzustellen, und jede ihrer sauern Arbeiten zur Hälfte zu übernehmen, damit doch wenigstens am Abende einige freye Stunden übrig blieben, in welchen man sich durch Erinnerung des Vergangenen, oder Hoffnung der Zukunft erquicken konnte. — So befand sich also Luitgard mitten in der Hoffnung künftiger Größe auf ein Mahl viel weiter zurück gesetzt, als sie in ihren ersten Jugendjahren in diesem Kloster

gelebt hatte; ihre damahligen Arbeiten, ihre Nachtwachen, ihre Entziehungen und Beraubungen der nothwendigen Bequemlichkeiten, die sie mit Waldburg theilte, waren mehr das Werk freyes Willens, als jetzt, und also leichter. Zwar nöthigte sie auch jetzt niemand zu dem, was sie that; es war sogar nöthig, um strengem Tadel zu entgehen, es sorgfältig zu verbergen: aber wie hätte sie denken müssen, wenn sie es unterlassen hätte?

XXVIII.

Sinnreiche Qualen.

Die Stunde, welche Luitgard ihrer unglücklichen Freundinn nicht schenken konnte, mußte sie größtentheils in der Gesellschaft der Prinzessinn Sophie zubringen, die es zur Respectssache machte, die künftige Kaiserinn fleißig zu unterhalten, ihre Unterhaltungen hatten denn einen ganz eigenen Ton, der wahrhaftig nicht gemacht war, ein bekümmertes Herz zu trösten: und der auch wahrscheinlich gar nicht hierauf abzielte. Vergangene widrige Dinge ihr ins Gedächtniß zu bringen, verdeckten Tadel an ihrer gegenwärtigen Aufführung zu wagen, und trübe Aussichten in die Zukunft zu eröffnen, dieß war es ungefähr, auf was eine jede derselben hinaus lief; uns sey erlaubt, dem Leser eines dieser Gespräche auszuheben, weil es in der That durch

vermehrten Kummer, und Verneuung alter Fantasien in Luitgards Seele Epoche machte.

„O meine Schwester!" rief die Domina eines Tages nach der ersten Umarmung; „wie trübe sind eure Augen, wie gesunken eure Wangen! - ich besorge, der Kaiser wird euch nicht mehr kennen, wenn er zurück kommt! Ich bitte, sorgt für eure Reize! ihr wißt wohl, sie sind der Ursprung eures Glücks! — Aber sagt, was konnte euch in kurzer Zeit so schrecklich zurück bringen?"

„Schlaflose Nächte, Prinzessinn!"

„Prinzessinn? — Nennt mich doch Schwester! ihr wißt ja, daß ich euch eure Ehrenbenennung nicht zurück geben kann, da ihr nicht die Tochter eines Königs seyd."

Luitgard schwieg, wie sie in solchen Fällen immer pflegte.

„Also schlaflose Nächte, sagt ihr? Sehnsucht nach Otto ists doch nicht, was sie schlaflos macht? Die Liebe auf eurer Seite war ja nie so stark."

„Ich liebe den Kaiser, und bethe für ihn, wie es meine Pflicht will!"

„Und diese Liebe, und dieß Gebeth stört euren Schlummer, und macht eure Schönheit verwelken? Sagt doch lieber, der Umgang mit der trübseligen Waldburg! Wissen möcht' ich, was euch an sie fesselt!"

„Alte Freundschaft!"

„Und Erinnerungen an Graf Wernern, ihren Neffen? — O Luitgard, Luitgard! ſteht es mit eurem Herzen ſo, ſo bedaure ich euch! — Mich dünkt, bey ſolchen Geſinnungen werdet ihr weder glücklich ſeyn, noch glücklich machen!"

„Meine Pflicht war alle Mahl mein Glück, und die Geſinnungen, deren ich mir bewußt bin, ſind ſo, daß ich hoffe, Otto wird nicht unglücklich bey mir ſeyn."

„Ich ſage eben nicht, daß die Schuld an euch liegen wird; aber der Kaiſer iſt unter einem unglücklichen Geſtirne für die Liebe geboren! Denkt an die Geſchichten mit Marien von Arragonien!"

„O daß ich nicht ſo viel an ſie dächte!"

„Dieſe Unglückliche ſchmachtet in ihrem Kloſter ihr Leben hinweg, muß verſtoßen ſeyn, muß eine andere ihren Thron beſteigen ſehen! — O Schweſter! Schweſter! ich möchte nicht an eurer Stelle ſeyn; eine Krone, an welcher ſo viele Thränen haften, iſt ein kläglicher Schmuck!"

„O wollte Gott! wollte Gott!" —

„Ihr könntet ſie ihr überlaſſen? — So liebt ihr Otto, um dieſes zu wünſchen?"

Luitgard weinte.

„Und doch faſt könnte ich euch euren Wunſch nicht verdenken. Ihr ſeyd großmüthig, und *Mariens* Leiden ſind groß."

„Habt ihr Nachricht von der unglücklichen Königinn?"

„Kennt ihr ihre Hand?"

„Ich selbst habe sie die Feder führen gelehrt; sie schreibt fehlerhaft und kenntlich."

„Nun so leset, und urtheilt aus dem Gefühle eures eigenen Stolzes, wie tief gedemüthigt eine Fürstinn seyn muß, um bey einer andern um Mitleid zu flehen. Prüfet euch, sollte euch einst bey dem wankelmüthigen Otto Mariens Schicksal bevor stehen, ob ihr das Herz dieser Königinn zu mir fassen könntet."

Luitgard konnte vor Thränen kaum die Hand Mariens auf dem dargereichten Blatte erkennen, welches Folgendes enthielt.

„Ich liege in einem Abgrunde, in welchen ich mich selbst gestürzt haben soll. Lächerlich! vom Throne in einen Abgrund! Nein, ich stürzte mich nicht; ich ward gestürzt! so tief, daß Rettung nun unmöglich ist! Otto, sagt man, wird sich wieder vermählen! kann er das, so lange Marie von Arragonien noch lebt, und ihm nicht entsagt hat? — O Prinzessinn! ich wende mich an euch um Hülfe; ich bitte euch, nennt dem Kaiser wenigstens meinen Nahmen an seinem Vermählungstage; und wird — wie mir sehr glaublich ist — wird Luitgard seine Gemahlinn, so nennt ihn auch ihr; lehrt beyde mitten in ihrer Freude

an eine Unschuldige denken, welche durch Hinterlist, durch Gewalt, durch Verrätherey, Gott weiß, durch was alles, den Thron mit den abscheulichen Ketten des Klosters vertauschen mußte: dieß ist alles, was ich wünsche; denn mein Leben wird kurz seyn."

„Ihr könnt das Blatt behalten," sagte die Prinzessinn, als sie sah, daß Luitgard in einer Bewegung war, welche sich nur durch Thränen ausdrücken konnte. „Schwerlich könnt ihr diese Zeilen nach ihrem ganzen Gewichte in diesem Augenblicke beherzigen; und gleichwohl gehen sie, wie ihr seht, weit mehr euch, als mich, an."

„Und was meint ihr, das mir nach denselben zu thun obliegt?"

„Das sage euch euer Gewissen!"

„Findet ihr Mariens Rettung und Wiedereinsetzung auf den Thron möglich?"

„Wünschtet ihr sie?"

„O Gott! ob ich die Rettung einer Unschuldigen wünschte!"

„Ihre Rettung, ja, ich glaube euch! — aber das Übrige?"

„Der Kaiser entscheide! Gebiethet er, so wird die Braut der Gemahlinn weichen!"

„Und herzlich gern weichen, wie ich vermuthe, um Gräfinn von Bernburg zu werden."

„Prinzessinn! ich schwöre euch zu Gott, daß Werner von Bernburg — —"

„O ich bitte euch, nichts hiervon! — In Waldburgs Schriften hat man eine Verschreibung an ihn gefunden, welche euch jeder andern Verbindung unfähig macht, und die dem Kaiser, wenn sie ihm vorgezeigt wird, auf ein Mahl die Augen öffnen muß."

„Sie ward gegeben im Augenblicke der schrecklichsten Angst, ehe ich noch eine Muthmaßung hatte, Otto könnte an mich denken: auch sind ihm diese Dinge nicht ganz fremd; die Äbtissinn von Quedlinburg, ach, die mir ewig unvergeßliche Mathilde hat ihm hiervon so viel gesagt, als nöthig war, um ihm Werners Opfer annehmenswürdig zu machen, und mich, wegen vergangener Dinge, für jede Zukunft außer Schuld zu setzen."

Sophie fühlte, daß sie zu weit gegangen war. „Meine Schwester!" sagte sie nach einer Pause von beträchtlicher Länge; „ihr würdet irren, wenn ihr glaubtet, daß ich euch ungern mit diesem Nahmen nenne, und die Krone beneide, oder es für möglich und wünschenswerth halte, Marien wieder Königinn zu sehen. Nur euer Gewissen, euer Gewissen bedenkt in allen Stücken! mein heiliger Stand will es, daß ich hierauf dringe, und euch nichts verhehle, was euch Anlaß zur Prüfung geben kann."

Sophie sprach in so fern Wahrheit, daß sie keinesweges auf Mariens Seite hing; sie

gönnte ihrem Bruder, den sie zeitlebens zu beherrschen, und durch ihn das Zepter über das ganze deutsche Reich zu führen wünschte, eigentlich niemand, und freylich Luitgarden am wenigsten, welcher sie, dafern sie nicht im Stande war, sie von ihrer Stelle zu drängen, mindestens das armselige Glück, Kaiserinn zu heißen, auf alle Art verbittern wollte.

XXIX.

Neue Zeitungen.

Tausend Dolche im Herzen verließ Luitgard ihre grausame Quälerinn! Die Verbindung mit einem Manne, den sie nicht liebte, obgleich sie dem, was ihr die Pflicht gegen ihn so geboth, willig, wie jeder Vorschrift der Tugend, Gehör gab, brauchte ihr nicht erst aus einem solchen Lichte gezeigt, Marie von Arragonien, ohne dieß ihr beständiges Gedankenbild, brauchte ihr nicht mit so lebendigen Farben vorgestellt zu werden, um ihre Ruhe zu stören: elend war sie schon vorher durch tausend schwarze Fantasien; und nun ward sie es im höchsten Grade. Die verstoßene Königinn schlich ihr wachend auf jedem Schritte nach, und saß auch nächtlich an ihrem Lager. Die Stimme ihrer Verzweiflung, ihr klagendes Flehen zerfleischte ihr Herz. „Wie kann, wie kann ich dir helfen?“

ſchrie die bebende Luitgard oft überlaut mit gerungenen Händen, und ſchweigend verſchwand der Schatten, als geſtänd' er ſelbſt ein, daß Hülfe hier unmöglich, wenigſtens nicht in Luitgards Macht ſey. — Waldburg war die einzige Vertraute der unglücklichen Dame in ihren Leiden. Vor der Prinzeſſinn verhehlte ſich Luitgard aus einem unwiderſtehlichen Triebe, ihrer Schadenfreude keine Nahrung zu geben, und erregte dadurch in ihr den Gedanken, daß man bald auf neue Mittel denken müſſe, ihre Ruhe zu ſtören, da die vorigen nur halb gewirkt zu haben ſchienen. Gelegenheit hierzu fand ſich bald, wie es denn den Böſen ſo ſelten, als den Guten, an Gelegenheit fehlt, ihrem immer regen Triebe zu folgen. Hat der erſte nichts für ſeine unſelige Thätigkeit, ſo bringt ihm wenigſtens der Zufall etwa irgend ein unſchuldiges Geſchöpf, das er kränken, etwas Gutes, dem er Hinderniſſe in den Weg legen, oder etwas Böſes, das er befördern kann, entgegen, und der Tugendhafte übt ſich indeſſen mindeſtens durch die ſtille Ertragung eines Leidens, oder durch Plane zu künftigen guten Handlungen.

Es war ungefähr um die Zeit, da die letzt erwähnten italiäniſchen Händel zu Ende waren, da der Herzog von Bayern ſchon die deutſchen Grenzen erreicht hatte, und Otto

die Folgen von Zenobiens Scheidetrunk empfand, als Luitgard eines Mahls früher, als gewöhnlich, in Waldburgs Zelle trat. — „Euer Geſicht iſt heiter, meine Kaiſerinn!" ſagte die Nonne, indem ſie ſie umarmte.

„Nennt mich nicht mit dieſem Nahmen, Liebe! ihr wißt, wie er mein Herz durchbohrt."

„O daß ihr ihn ſchon führtet! nächſt dem, Gräfinn von Bernburg, kann er mein Glück am beſten bewirken!" —

„Waldburg! Quälerinn! nichts von dieſen Dingen!"

„Wieder zu unſerm Geſpräche, Luitgard! ihr ſeyd heiter, und ich denke, ihr habt ruhig geſchlafen."

„Die ganze Nacht durchwacht, wie gewöhnlich; aber der Morgen brachte mir Schlummer, und einen Traum, o Waldburg! einen Traum!"

„Den ihr mir erzählen müßt!"

„Meine unſchuldige Peinigerinn, Marie, ſtand vor mir, nicht wie ſie mir immer erſcheint, mit der Miene der Verzweiflung, mit der kranken Kloſterfarbe, der Vorbothinn des Todes: nein, lächelnd und blühend, wie ich ſie zuerſt*) in Adelheids Zimmer ſah, als Römhilds Abweſenheit ſie ihrer ſelbſt würdig handeln, und ſie Schritte zu ihrem Glücke

*) S. 27. Kap. des erſten Theils.

thun machte, welche ſie nur gar zu bald zurück nahm."

„Und was ſagte ſie zu euch?"

„Otto ſtand an ihrer Seite. Siehſt du ihn? ſprach ſie. — O Luitgard! er iſt nun bald mein, mein auf ewig: Freue dich unſers Glücks! du haſt das Herz darnach, es zu können, wenn es dich auch einige Thränen koſten ſollte."

„Und dieß iſt der Traum, der euch ſo mächtig beglückte? Geſetzt nun, er träfe zu, würde es euch ſo leicht werden, Marien die Krone zu laſſen, und die Verſchmähte zu ſeyn?"

„Waldburg! ihr wißt, wie mein Herz gegen Otto ſteht, wißt, wie meine Begriffe von zeitlicher Glückſeligkeit beſchaffen ſind!"

„Zwar wenn euer Traum wahr redete, ſo möchte mein Neffe wohl noch etwas zu hoffen haben."

Es war Luitgard läſtig, die Nonne bey jeder Veranlaſſung auf Wernern übergehen zu ſehen. Seiner hier zu erwähnen, dünkte ihr vollends ganz unſchicklich, und ſie ſchwieg.

„Sagt mir," fuhr Waldburg fort, „was ihr überhaupt aus dem ganzen Traume macht."

„Nichts, Fräulein! Träume können mich ſchrecken oder erfreuen; einer oder der andere möchte mir auch vielleicht ausgegangen ſeyn, wie der im goldenen Thurme zu Pölda, der mir meinen Vater im Blute zeigte, welchen

ich auch noch am nähmlichen Tage ſchwer verwundet antraf. Sonſt achte ich bey Träumen auf nichts, als auf den Eindruck des gegenwärtigen Augenblicks. Mein heutiges Schlummerbild hat mich erquickt, und ich danke Gott auch für dieſes Labſal, das mich vielleicht zu neuen Leiden ſtarken ſoll: im Ganzen überlaſſe ich es, wenn hier je Deutung Statt finden ſoll, ſeiner Vorſicht, worin ſie beſtehe; mir war ja immer wohl bey dieſer Ergebung!"

Die Fräulein hatten ihr Traumgeſpräch noch nicht zu Ende gebracht, als die Bitte von der Prinzeſſinn an Luitgard gelangte, ſie möchte ſich zu ihr verfügen, weil Beſuch von alten Bekannten, und Bothſchaft aus Italien vorhanden ſey. Luitgard flog, dem Rufe zu gehorchen; ihre heutige Stimmung ließ ſich nichts, als Gutes, vermuthen. Sie ſah nichts Geringerm, als Briefen von Markgraf Eckarden, oder gar ſeiner eigenen Erſcheinung entgegen. Wie hätte ſie auch einen Niedrigern, als ihn, erwarten können, da es wider den Wohlſtand lief, welchen die Äbtiſſinn von Gandersheim ſehr gut kannte, die Verlobte des Kaiſers zur Aufnahme anderer Perſonen herbey rufen zu laſſen, welche eigentlich zu ihr hätten kommen ſollen. — Das Glück mußte wohl nie im Ernſte Markgraf Eckards Tochter zur Kaiſerinn beſtimmt haben, weil ſie ſich ſo gar nicht nicht in die Rückſichten und

Bedenklichkeiten ihres hohen Standes finden konnte. Mit getäuschter Hoffnung sah sie zwar, daß hier nicht Markgraf Eckard, sondern die ehemahlige Prinzessinn von Lothringen, die gegenwärtige Herzoginn von Bayern, war; aber um ihrentwillen hierher gerufen worden zu seyn, das war ihr weder befremdend, noch beleidigend: sie sah in ihr nicht die Dame, welche einen Grad niedriger stand, als sie, sondern nur die alte Freundinn, welcher sie, da sie nie in ihrem Herzen Falschheit gefunden hatte, sich mit Freuden in die Arme warf. Kunegunde erwiederte ihre Liebkosungen herzlich; aber in ihren Blicken lag Verlegenheit, und ein seltsames Mitleid oder Bedauern, welches Luitgarden bange machte, die Zeitung, welche sie bringe, könne nicht die beste seyn. Luitgard dachte augenblicklich an ihren Vater, und fühlte eben so schnell, daß es der Wohlstand erfordere, nicht zuerst nach ihm, sondern nach dem Kaiser zu fragen; eine Frage, die sie jetzt unmöglich, sie wußte selbst nicht warum, über die Lippen bringen konnte. — Es gab indessen einen Mittelweg.

„Ist eure italiänische Reise glücklich gewesen?" fragte sie; „und was brachte euch so bald zurück?"

„Krankheit verhinderte mich, meinen Gemahl zu begleiten, welchen Gott nun schon meinen Armen wieder geschenkt hat."

„Wie? der Herzog von Bayern iſt ſchon zurück? und ohne Markgraf Eckard? und ohne den Kaiſer?"

Kunegunde ſchwieg und erröthete; wie ſollte ſie dieſes beantworten, ohne Otto's Zwiſt mit dem Herzoge, die Entführung der heiligen Lanze, des Herzogs wahrſcheinliche Anſchläge und Hoffnungen zu erwähnen, welche der Braut des Kaiſers mitzutheilen in der That ein ſeltſames Geſchäft war.

„Ich hoffe, es ſteht gut in Rom?" fragte Luitgard."

„Wohl! Der Kaiſer iſt ſeiner Einſchränkung entnommen, und die Römer ſind gedemüthiget!"

„Gott ſey gelobt! — Wann wird er wiederkehren?"

Kunegunde ſchwieg hier abermahls, und blickte mit ſichtlicher Verlegenheit die Äbtiſſinn an. Luitgards Erſcheinung war überhaupt gar nicht das, was ſie gewünſcht zu haben ſchien; und wenn Sophie gehofft hatte, dem Fräulein durch Kunegundens Mund unangenehme Dinge vor die Ohren zu bringen, ſo hatte ſie ſich ganz an die Unrechte gewendet. Die Herzoginn von Bayern war nicht von denen, welche gern verwunden; und die Äbtiſſinn konnte mit all ihrer Kunſt nicht ein Wort von demjenigen auf die Bahn bringen, womit ſie Luitgarden bekannt zu machen vor

Verlangen braunte, von Otto's Intrike mit der schönen Zenobia, welche der Herzog von Bayern eben ganz warm aus Italien überbracht, und seiner Gemahlinn aufgetragen hatte, sie Sophien, seiner alten Freundinn, mitzutheilen. — Ob hierunter auch etwas mit von andern Dingen begriffen war, die man sonst nicht gern einer Schwester in Rücksicht ihres Bruders entdeckt, das ist der Nachwelt so unbekannt, als wie der wahre Stand, den die Herzen der Schwestern Otto's gegen den Herzog von Bayern hatten: höchst unwahrscheinlich ists, daß sie bey Lebzeiten ihres Bruders irgend etwas gethan oder gebilligt haben könnten, was zu Beeinträchtigung seiner Rechte hätte abzielen können; aber so viel ist gewiß, daß sie nach seinem Tode augenblicklich auf die Seite des Herzogs von Bayern traten, und durch ihren Einfluß wahrscheinlich das Meiste beytrugen, ihm die Kaiserwürde zu sichern. — Was die weichherzige Kunegunde, allen Anreizungen Sophiens zum Trotz, sich nicht überwinden konnte, Luitgarden mitzutheilen, die Geschichten von Zenobien, das erfuhr diese in der nächsten Stunde der Einsamkeit mit der Äbtissinn von ihr selbst in vollem Umfange. Sophie war eine frohe und beredte Überbringerinn böser Zeitungen, und sie ließ es bey ihrer Erzählung der Begebenheiten aus dem Thurme

des Crescentius an keinem Stachel fehlen, der das Herz der unglücklichen Verlobten Otto's auf das empfindlichste verwunden konnte. — Eigentliche Eifersucht, die echte Tochter der Liebe, konnte wohl in Luitgards Busen nicht Statt finden; aber ganz gleichgültig konnten ihr doch auch die Dinge, die sie hier vernahm, nicht bleiben, hätte sie auch nur beleidigter Stolz empfindlich gegen dieselben gemacht: doch hier war noch mehr, als Stolz, im Spiele; Luitgards ganzes zeitliches Glück hing wenig vor den Augen der Welt davon ab, daß sie das blieb, wozu sie Ottens Liebe gemacht hatte, seine gewählte, nun bald bestätigte Gemahlinn, Theilnehmerinn seiner Krone: Mariens ältern Rechten zu weichen, dieß fühlte sie, würde ihr nicht schwer geworden seyn; aber von einer Zenobia verdrängt zu werden, Otto's Herz wenigstens mit ihr theilen zu müssen, dieß beleidigte ihren Stolz, ihr zartes Gefühl, ihre Tugendliebe auf ein Mahl so empfindlich, als Sophie es nur wünschen konnte; doch war sie klug und glücklich genug, ihrer Hasserinn doch wenigstens die Hälfte ihres Triumphs zu verbergen. Sie stellte sich von den italiänischen Neuigkeiten nichts zu glauben, vertheidigte Otto, so gut sie konnte, und erklärte am Ende mit einiger Empfindlichkeit und einem Gefühle ihrer Würde, das die bescheidene Seele selten zeigt,

daß sie gehofft hätte, man würde Dinge von dieser Art eher vor ihr zu verhehlen, als dadurch dem Kaiser in ihrer mühsam errungenen Neigung zu schaden suchen. — Sophie war getroffen; und gewiß, um bessere Tage zu haben, hätte Luitgard öfters so sprechen sollen. Sie büßte indessen für die Gewalt, die sie sich angethan hatte, in der Einsamkeit ihres Zimmers. Ihre Thränen flossen jetzt über andere Gegenstände, als sonst. „Ach!" seufzte sie; „welch Geschick ist das meinige! Erich hatte meine ganze Leidenschaft; er war derselben unwürdig, und ich ließ meine Wahl auf den gutmüthigen Werner lenken: er verdiente meine vollkommene Liebe, und auch ihm mußte ich entsagen, um einem Leichtsinnigen, vielleicht einem Lasterhaften zu Theile zu werden, welchem die, welche mich glücklich gemacht haben könnten, weichen mußten, weil — er König war, und der nun das Opfer, das sie und ich ihm brachten, um einer Unwürdigen willen hinweg wirft!"

Luitgards Leiden ward dadurch erschwert, daß sie sich scheute, es mit Waldburg zu theilen: sie hätte lieber der ganzen Welt das verborgen, was Otto zum Schimpfe gereichte. Die Nonne würde vielleicht bey der heutigen Zusammenkunft etwas Außerordentliches auf dem Gesichte ihrer Freundinn entdeckt haben, wenn nicht sie selbst ihr außerordentliche Din-

ge zu melden gehabt hätte. Die ganze Gegend war voll von dem Gerüchte von dem Tode Mariens von Arragonien; auch im Kloſter ſprach jedermann davon; nur Luitgarden ſuchte man dieſe Sache, Gott weiß warum, zu verhehlen; aber wie konnte ihr etwas verborgen bleiben, was Waldburg wußte? Beym Eintritte in ihre Zelle erfuhr ſie alles, und dieſes um ſo viel eher, weil Waldburg ſich eine Art von Linderung und Troſt in dieſer Zeitung für Luitgard dachte, die ſie ſich ſelbſt nicht wohl aus einander zu ſetzen wußte. —

Luitgard wurde von dieſer Poſt, da es nicht an Beſtätigung fehlte, gewaltſam ergriffen. — „Marie todt?“ ſchrie ſie, indem ſie ſich nachdenkend auf einen Stuhl warf; „alſo der Brief, der mich ſo mächtig erſchütterte, wahrſcheinlich die letzte Anſtrengung eines gebrochenen Herzens? — Und dann mein Traum, mein ſeltſamer Traum — Otto's Geſchichten in Italien — O welches Ganze wird die Zukunft aus dieſen verwickelten Dingen machen! — O Otto! Otto! die Vorſicht wache über dich, und alle guten Engel werden deine Begleiter!“

XXX.

Strenge Buße eines Fehltritts.

In dem Augenblicke, da Luitgard in Deutſchland Wünſche, Beſorgniſſe und Ahndungen,

die in Dämmerung gehüllt sie umschwebten, mit einer Geberde laut werden ließ, die die stille Waldburg in Erstaunen setzte, und einen Schauer durch ihre Gebeine goß, befand sich Otto in Italien in einem Zustande, welcher alles wahr machte, was ein kundegebender Schutzgeist, von ihr ganz oder halb verstanden, in hellen oder dunkeln Bildern vor ihrem innern Auge übergehen ließ. — Schon auf der ersten Ruhestelle nach dem Abschiede aus der Burg des Crescentius hatte der unglückliche Kaiser sein Herz von einer Angst, von einem heimlichen Wehe befallen gefühlt, das er, noch ganz für Zenobien verblendet, für den Schmerz der Trennung nahm. Nur nach und nach mußte er sich überzeugen, daß diese Schmerzen nicht geistig, sondern ganz körperlich waren; halb krank unternahm er die Fortsetzung des Wegs, und mußte des Abends in einer höchst unbequemen Gegend mit seinem Gefolge liegen bleiben. Das Übel vermehrte sich von Stunde zu Stunde. Der Pater Leodegar, sein Arzt, fand ihn in einem fürchterlichen Zustande. Glühende Hitze flammte auf seinem Gesichte, und seine Eingeweide zerwühlten unnennbare Schmerzen. Leodegar sprach das entsetzliche Wort, Vergiftung, und machte dadurch das Blut aller Umstehenden zu Eis. „Noch ist Hülfe möglich," setzte er nach einigen, in schrecklichem Still-

ſchweigen zugebrachten Minuten hinzu; „noch iſt ſie möglich, aber — ſchwer!" — Otto war allgemein geliebt; man ſtelle ſich die Erſchütterung vor, die die Kenntniß von ſeinem Zuſtande verurſachen mußte! Einen blühenden Jüngling von zwey und zwanzig Jahren, einen Helden mitten unter ſeinen Siegen, einen König mitten unter ſeinen Kronen, ihn, der geſtern noch auf das höchſte Glück, das höchſte Lebensziel der Menſchheit rechnen konnte, auf ein Mahl am Rande des Grabes zu ſehen, welch ein Anblick auch für das gleichgültigſte Herz! wie viel mehr für die Tauſende, die ihn bis zur Abgötterey liebten! Der höchſte Grad des Schmerzens zeigte ſich in den drey Perſonen, die ihm die liebſten waren, und äußerte ſich bey jedem auf verſchiedene Art. Markgraf Eckard, den ſonſt nichts erſchütterte, ſtand wie vom Donner gerührt, ein Bild des ſtummen thatloſen Entſetzens. Der feurige Erich, der auf ein Mahl den ganzen Zuſammenhang der Sachen richtig überſchaute, nannte den Rahmen Zenobia, und flog, im Heere alles zu verſammeln, was ſich zur Rache der ſchwärzeſten Unthat aufnehmen ließ. „Ein Gifttrunk jener Zauberinn," ſchrie er, „raubt euch euren Herrn! auf! der Furie zu vergelten, wie ſie verdient!" — Indeſſen Erich, ohne auf Ordre oder Erlaubniß zu warten, zum Sturm gegen die

alte Feste anging, welche die kluge Giftmischerinn augenblicklich nach der That verlassen hatte, zerfloß der sanftherzige Werner an dem Lager seines königlichen Freundes in Thränen, und theilte mit Leodegar die Sorge für ein Leben, mit dessen Rettung er sich noch immer schmeichelte. Es gelang der Kunst des Arztes, das Gift in die äußern Theile des Körpers zu treiben, und Otto's Seele, die schon auf dem Wege nach einer andern Welt war, zurück zu rufen. Auf wie lange, getraute er sich nicht zu sagen; aber auch Augenblicke waren Otto's Freunden theuer, und sie glaubten ihn schon gerettet, da er nur sich aus dem dumpfen Hinbrüten, in welchem er mehrere Stunden gelegen hatte, erhohlte, und mit einigem Bewußtseyn um sich her sah. — Otto's Körper bedeckte sich nach einigen Stunden mit scheußlichen Blattern, die von der Bösartigkeit des genossenen Giftes zeigten, und doch den klugen Leodegar mit Lebenshoffnung für seinen theuern Herrn erfüllten. „Laßt uns Gott danken," sagte er, „wenn wir sein Leben auf Kosten der äußerlichen Stärke und Schönheit seiner Person retten! die Wirkung dieses Höllentrankes bis auf die kleinsten Spuren zu tilgen, ist über menschliche Kräfte."

Erich, der des andern Tages von seinem rächenden Zuge zurück kam, fand seinen lö-

niglichen Freund auf das äußerste entstellt, und matt bis zum Tode, aber besonnen genug, die Relation seines Rächers zu hören, und ihm zu seinem Siege Glück zu wünschen. „Daß meine Mörderinn deinem Grimm entflohen ist," sagte er, „ist mir Beruhigung! Erich ist ein wüthender Löwe im Augenblicke des Zorns; und Zenobia — ist ein Weib! — Die Schlüssel zu jener Mordhöhle, die du erobert hast, gib meinem Vater, dem Markgrafen; er ist, wenn ich sterbe, nach meinem Willen Kaiser, und Luitgards glücklicher Gemahl sein Nachfolger. O Erich! o Werner! euch habe ich ein Kleinod entrissen, das ich nicht zu schätzen wußte. Ihr seyd Luitgards Hand würdiger, als ich! Euch hinterlasse ich sie; ihr Ausspruch entscheide, welcher von euch ihr ihren Otto ersetzen soll!"

Der Kaiser besserte sich in den nächsten Tagen, und völlige Rettung, ach freylich eine theuere, mit Schönheit und Stärke erkaufte Rettung, wäre vielleicht zu Stande gekommen, hätte nicht der Zufall Leodegars Kunst vereitelt. Ein nächtlicher Überfall der wieder aufgeregten Feinde machte, während die Helden für ihren Herrn fochten, die Flucht des Kranken nöthig: man brachte ihn mit der möglichsten Behuthsamkeit nach Paterno; aber was war Behuthsamkeit bey einer Cur, wo fast alles auf Ruhe und unveränderten Auf-

enthalt ankam! Leodegar, welcher wußte, was hier auf dem Spiele ſtand, wich nicht eher, bis er die Hand des Feindes beynahe im Nacken fühlte; es war hier offenbar allein auf die Perſon des Kaiſers abgeſehen; indeſſen die drey Helden ſich in einer andern Gegend zur eiſernen Mauer für ihn machten, brach man hinterwärts in das Krankenzimmer, aus welchem der Kaiſer und ſein Arzt eine halbe Stunde vorher mit Mühe entkommen waren. — Die Helden waren Sieger, und ſahen ihren geliebten Herrn zu Paterno wieder, aber o Gott, wie verändert! Zwar ganz von jenem ſcheußlichen Ausſatze rein, ganz wieder der blühende Otto, aber — ohne Hoffnung verloren. Leodegars Kunſt hatte ihr Ziel erreicht; ſtumm und verzweifelnd ſtand er an dem Lager ſeines Herrn, und knirſchte über diejenigen, welche ihm einen ſeiner ſchönſten Siege über Krankheit und Tod entriſſen hatten. — „Ich werde ſterben," ſagte Otto mit ſchwacher Stimme, indem er die Hand ſeinen drey Freunden entgegen ſtreckte. „Es bleibt bey meinem Vermächtniß: Eckarden das Kaiſerthum; einem von euch meine Luitgard und die Nachfolge im Reiche." — Er wollte mehr ſagen, aber die zunehmende Schwäche verboth es. Eine halbe Stunde vor ſeinem Tode ließ er ſich noch die alabaſterne Schale reichen, aus welcher Zenobia ihm Tod und Vergeſſenheit zu-

trank. „Luitgarden zum Andenken ihres Otto!" ſagte er, indem er Eckarden das grauenvolle Gefäß hinreichte. Sein Verſtand fing bald darauf an gänzlich zu ſchwanken, und er verſchied unter Fantaſien, in welchen er Luitgard und Zenobien mit Marien von Arragonien wunderlich durch einander miſchte: überhaupt war dieſe unglückliche Königinn während ſeiner Krankheit, die nicht volle vierzehn Tage dauerte, öfter ſein Gedanke, ihr Nahme öfter in ſeinem Munde geweſen, als je.

XXXI.

Die Tochter in des Vaters Armen.

Otto's Körper ward von Leodegars Hand mehrere Jahrhunderte der Verweſung entriſſen. Seinen Wunſch, zu Aachen im Grabe Carls des Großen beygeſetzt zu werden, hatte der Kaiſer nicht allein gegen Hoico, der vor kurzer Zeit geſtorben war, ſondern auch gegen Eckard und Andere geäußert, und es verſteht ſich, daß man demſelben nachkam, obgleich die von den Römern überall beſetzten Päſſe die Abführung ſehr ſchwer machten. Das Schwert der drey Helden, das Otto beym Leben ſo manchen Sieg erfechten half, wußte ihm auch im Tode Bahn zu machen. —

An den Grenzen von Italien theilten ſie ſich. Werner und Erich vollendeten nebſt den an-

dern Fürſten des Kaiſers Leichenbegleitung; aber Eckard, von einiger Unpäßlichkeit befallen, mußte auf Anſuchen des Heers, das ihn ſchon Kaiſer nannte, hier ſtille liegen bleiben, und ſich der Heilmittel Leodegars bedienen, damit in ihm die Hoffnung des Reichs nicht ſo ſchnell zu Grunde gehe. — Mittler Weile hatte das Gerücht die Nachricht von Otto's kläglichem Tode längſt durch alle deutſchen Provinzen verbreitet; zu Gandersheim hörte man nicht zuletzt davon; und daß Luitgard die erſte war, welche die Schreckenspoſt ohne alle Vorbereitung erhielt, das läßt ſich von den guten Anſtalten der Abtiſſinn vermuthen. Um ihr den Todesſtreich deſto gewiſſer zu verſetzen, verdoppelte man ihn, und ließ nicht allein Otto, ſondern auch Eckard dahin ſeyn; Eckarden, Luitgards einzige Stütze; die in ihm das Letzte verlor, was ſie glaubte verlieren zu können; die nach ihm ganz verlaſſen war! Luitgard fühlte ihr Elend ganz, und ſank auf das Bette der Schmerzen darnieder. Waldburg war ihre einzige Wärterinn; denn ſo bald man Luitgard nicht mehr als kaiſerliche Braut, nicht mehr als die Tochter des erſten deutſchen Helden zu ſcheuen brauchte, ſo ward die größte Vernachläſſigung in Anſehung ihrer ſichtbar, und diejenigen, die auch nach dem Gerüchte von den Händeln mit Zenobien, welche ſchon ihrem Anſehen einen gewaltigen

Stoß gaben, noch einige Achtung gegen sie bezeugten, schienen sie jetzt kaum mehr zu kennen. Die Äbtissinn von Gandersheim war mit der von Quedlinburg nach Aachen zur kaiserlichen Beerdigung gereist, wo der Herzog von Bayern, der die Fürsten, die mit der Leiche des Kaisers nach Deutschland kamen, schon vorläufig köstlich bewirthet, und auf seine Seite gebracht hatte, die große Rolle spielte, und sich in aller Absicht als Kronerbe betrug. Die Krone, nach welcher er strebte, konnte eigentlich nicht geerbt werden, und der Umstand, daß er der letzte Abkömmling Heinrichs des Ersten war, konnte ihm also nicht viel helfen; aber er hatte dafür gesorgt, sich der Wahlstimmen zu bemächtigen, und war also ziemlich sicher. Auf seiner Seite waren nebst den mehresten weltlichen Fürsten alle geistlichen, die unter seiner andächtigen Regierung nebst allen Mönchen und Nonnen einem himmlischen Leben entgegen sahen; auch redeten und warben mächtig für ihn seine Basen, die Äbtissinnen Sophie und Adelheid, die ihm wahrscheinlich auf gegenwärtigen Fall ihr Wort schon längst versprochen hatten. Sein furchtbarster, damahls noch einziger Gegner war Markgraf Eckard, der von dem Heere schon durchgängig Kaiser genannt wurde, und das Recht zur Wahl in seiner Macht, in seinem

Schwerte, und in ſeinem königlichen Herzen trug.

Mit tief gebengter Seele in trauriger Stille kamen Graf Erich der Unbekannte, und Werner von Bernburg vom Begräbniſſe ihres königlichen Freundes zurück, und wendeten ſich, ſo wollt' es der Befehl Markgraf Eckards, nach Gandersheim, um dort Luitgarden anzuſprechen, und ſie im Nahmen ihres Vaters nach Meiſſen abzufordern; aber ſie kamen vergebens. Von Markgraf Eckards Leben wollte man hier nichts hören, und einem Paar jungen Rittern in ihrem eigenen Nahmen ein Fräulein abfolgen zu laſſen, ſchien bedenklich. Wohlſtand und Billigkeit hätte freylich erfordert, Luitgarden etwas von der Nachfrage nach ihr zu ſagen; aber in dem geſunkenen Anſehen, in welchem ſie lebte, war es etwas Gewöhnliches, weder das Eine noch das Andere gegen ſie in Acht zu nehmen.

Luitgard wurde in ihrer Troſtloſigkeit gelaſſen, bis Freude und Rettung auf ein Mahl erſchien, und der Markgraf ſelbſt ſich im Kloſter meldete, ſeine Tochter abzuhohlen. Hier war Weigerung unmöglich: zwar legt man in Klöſtern den einmahl angenommenen Wahn ſehr ſchwer ab; aber Eckards Leben mußte man ja glauben, da man ihn vor ſich ſah, und aus dem gebiethenden Tone ſeiner Stimme hörte, daß er noch ganz der Alte

war. — Eckard wußte noch nichts von dem traurigen Wahne, in welchem seine Tochter lebte, wußte noch nicht, daß sie auch ihn unter den Todten glaubte, und trat also ohne alle Schonung in ihr Krankenzimmer. Er sah dem süßesten Empfange, dem regsten Dahinsinken in seine Arme entgegen, und erfuhr das Gegentheil. Die Wirkungen schneller Freude sind so gefährlich, als wie die jähen Schreckens. Luitgard sah ihren Vater, nannte seinen Nahmen, breitete die Arme gegen ihn aus, und sank ohnmächtig auf ihr Lager zurück. Waldburg, ihre Wärterinn, überrascht wie sie, stand bleich und zitternd, und konnte sich kaum an der Bettpfoste aufrecht erhalten; erst spät erfuhr der Markgraf von ihr, durch was für einen Zufall er hier Entsetzen statt der Freude antraf. Was ihm Waldburg hierüber sagte, konnte nicht ohne einige Winke vorgebracht werden, wie traurig die Lage seiner Tochter die letzte Zeit über in diesem Kloster gewesen sey, und man urtheile, wie der Vater, der das liebenswürdigste aller Kinder nicht ungestraft beleidigen lassen konnte, wie der Mann, den bereits das halbe Reich Kaiser nannte, dieses aufnehmen mochte. Er redete hart mit den Frauen zu Gandersheim, und ließ der Prinzessinn Sophie durch ihre gegenwärtige Stellvertreterinn einige bittere Complimente sagen. Er

drang darauf, daß Luitgard, so krank als sie war, aus dem Kloster zu einer bekannten Dame, die er in Gandersheim hatte, gebracht werden sollte: die Nonnen bathen und flehten, und sprachen von öffentlicher Beschimpfung ihres Klosters; aber es hatte bey Eckards Worten sein Verbleiben. Niemand war bestürzter, — ach was sage ich! — trostloser über des Markgrafen durchgesetztes Verlangen, als Fräulein Waldburg. Ihr Herz hing an Luitgard; der Gedanke, von ihr getrennt zu werden, war ihr Tod; und was soll ich von ihren Aussichten in die Zukunft sagen, wenn auch ihre letzte Trösterinn und Stütze verloren ging? — „Und wo ist die Nothwendigkeit hier, zurück zu bleiben," lächelte der Markgraf, „wenn euch nicht eigene Wahl fest hält? Hat euch eure Freundinn nie gesagt, daß ihr erster Brief nach Rom die Bitte an den Kaiser enthielt, euch Dispensation auszuwirken, ihr, wenn sie das Kloster verließe, einige Zeit lang Gesellschaft zu leisten? Luitgard konnte bey Otto keine Fehlbitte thun, und Otto konnte von Papst Sylvester nichts verlangen, das er nicht in weit höherm Grade leistete, als es begehrt ward. Leset hier dieses Blatt von beyden unterschrieben!" — Waldburg las, und konnte kaum ihren Augen trauen. „Dispensation auf zehn Jahre, und dann Freyheit, mein Gelübde

zu halten, wo ich ſelbſt will?" rief ſie halb außer ſich vor Freude. „O Luitgard! Luitgard! treue, edle Freundinn! in der Stille für mein Wohl beſorgt, in der Stille bemüht, eine Saat auszuſtreuen, deren Ernte mich nun ſo überraſcht!"

XXXII.

Eine ſchwere Wahl.

Mit Murren willigte man im Kloſter in dasjenige, welchem man nichts entgegen zu ſetzen hatte. Waldburg und Luitgard wurden ihrem Retter, dem Markgrafen, verabfolgt, welcher den vollen Unwillen der beleidigten Nonnen mit ſich hinweg nahm. Sie ſchlugen tauſend Kreuze hinter ihn her, und betheten täglich im Chore abſonderliche Gebethe, daß Gott nicht dieſen, ſondern den frommen Herzog von Bayern ſeiner Chriſtenheit zum Kaiſer geben möchte. — Dieſes Gebeth der guten Jungfrauen hätte nun wohl dem Markgrafen nicht ſchaden mögen; aber im Ganzen genommen, war ihr Haß, zu welchem ſich der Haß noch mehrerer Klöſter geſellte, nicht zu verachten. Markgraf Eckard war fromm, aber nicht bigott; dieß gab ihm den Ruf eines Ungläubigen, da hingegen der Herzog von Bayern überall für einen halben Heiligen galt. Eckard hatte in Anſehung der Klöſter Grundſätze, welche beſſer ins acht-

zehnte, als ins zehnte und eilfte Seculum paßten, da hingegen der Herzog neue Klöſter zu Dutzenden ſtiftete, und die alten ſo reichlich beſchenkte, daß alle Kloſterleute ihn ihren Vater nannten, deſſen gar nicht zu gedenken, was ſeine Gemahlinn, die fromme Kunegunde, für die Geiſtlichkeit that.

O Eckard! Eckard! deine Hoffnung zum Kaiſerthume ſtand auf ſchwankendem Grunde! Angenommen, daß nach deinem Wahn die größere Hälfte der weltlichen Fürſten für dich geweſen wäre, ſo hatte Heinrich die andere, nebſt allen Biſchöfen, Äbten und Prälaten des deutſchen Reichs für ſolche eingeſtanden: angenommen, daß die abgöttiſche Liebe des Heers für ihren Helden dich ſicher machen konnte; was waren all deine Krieger gegen das ungezählte Heer von Mönchen und Nonnen, die ihre Stimme wider dich erhoben! — Der Markgraf wußte und begriff dieſes nicht; und ob er gleich zu edel und gut geſinnt war, auf die Krone, die er noch nicht beſaß, mit kühnem Stolze zu trotzen, ſo fühlte er doch die Gewißheit derſelben ein wenig zu ſtark, und ging ſeinen geraden Weg mit ruhiger Würde dahin, da er doch, wenn er auch ſelbſt ſich nie zu zweydeutigen Schleifpfaden hätte herab laſſen wollen, wohl gethan haben würde, auf diejenigen zu achten, welche andere ihm zum Nachtheile gehen konnten, und wirklich gingen.

Luitgard lernte sich nach und nach an den entzückenden Gedanken gewöhnen, daß ihr Vater noch lebe; und dieser Gedanke war die beste Heilung ihrer Krankheit. Die Thränen um Otto waren milder und weniger bitter; Eckard und die fromme Waldburg wußten sie zu trocknen. Mit diesen beyden geliebten Seelen die Reise nach Meissen anzutreten, war sie bald stark genug; ihre Stiefmutter, die Markgräfinn, empfing sie, wenn nicht mit Liebe, wenn nicht mit den Bezeugungen der Ehrfurcht, die sie würde gefunden haben, wenn sie vor einem halben Jahre hier als künftige Kaiserinn erschienen wäre, doch auf eine Art, mit welcher sie zufrieden seyn konnte. Hatteburgis lebte und webte jetzt ganz in dem großen Gedanken, bald selbst Kaiserinn zu werden, und sprach mehr davon, als der Markgraf gern sah, der indessen ihre Äußerungen dazu nützte, ihr jetzt schon die Grenzen vorzuzeichnen, in welchen er sie in ihrem künftigen Stande zu halten wünschte. Doch die nothwendigen Schritte, die zu Behauptung der Krone noch gethan werden mußten, verstatteten keinen langen Aufenthalt zu Meissen: doch wollte Eckard sein Schloß nicht eher verlassen, bis er gewisse Dinge zur Richtigkeit gebracht hatte, welche ihm, er wußte selbst nicht warum,

ſchwerer, als es der Anſchein nöthig machte, auf dem Herzen lagen.

Noch hatte man Luitgarden nichts von dem letzten Willen des Kaiſers geſagt: jetzt fühlte Eckard die Nothwendigkeit, damit hervor zu treten. „Mein Kind!" ſagte er an einem ſtillen vertraulichen Abende, einem der letzten vor der Abreiſe zu ihr: „ich ziehe hin, wo ich die Krone, aber auch den Tod finden kann; was wird aus meiner Luitgard werden, wenn das Letzte mein Theil iſt?"

„Glaubt mein Vater, daß ſeine Luitgard nach ihm noch viel Tage zählen wird?"

„Ich glaube, du würdeſt mir ſogleich folgen, wenn es von dir abhinge; aber iſt unſer Wille alle Mahl der Wille der Vorſicht? — Wenigſtens hier hoffe ich, ſoll er es nicht ſeyn. Nein, mein Kind! du wirſt leben, um vergangene Leiden zu vergeſſen; leben, um einen Gemahl glücklich zu machen."

„Die Ehrfurcht gegen das Andenken meines Verlobten verbiethet mir den bloßen Gedanken an eine zweyte Wahl."

„Vielleicht hätteſt du Recht, wenn er nicht ſelbſt dich der traurigen Verbindlichkeit entlaſſen hätte, ewig als Wittwe am Grabe deſſen zu weinen, deſſen Gattinn du nie wareſt. Otto liebte dich, ungeachtet all ſeiner Verirrungen, mit Treue und Wahrheit; er wollte dein Glück, und erklärte ſich in ſeinen letz-

ten Stunden noch hierüber auf eine Art, die dir und ihm Ehre macht. Er entdeckte seinem alten treuen Freunde, Papst Sylvestern, der ihm den großen Überschritt in die Ewigkeit durch frommen Zuspruch zu erleichtern suchte, hierüber seine Gedanken, und erhielt Beyfall und Bestätigung. In des Papsts Händen ist eine von ihm und Otto unterzeichnete Schrift, deren Copie ich dir zeigen kann, in welcher er dich bittet, fast möchte ich sagen, dich bey seinem Andenken beschwört, zu wählen, bald zu wählen, damit deine Thränen getrocknet, dein Vater getröstet, dein Glück gesichert, und mehrere Endzwecke erreicht werden, welche du am besten aus seinen eigenen Worten erfahren wirst."

Luitgard hatte die Rede ihres Vaters durch nichts, als ihre Thränen, unterbrochen; sie wurden nicht getrocknet, nur vermehrt, durch das, was ihr jetzt Eckard zu lesen darreichte; eine Schrift voll der überfließendsten Zärtlichkeit, voll der regsten, achtungsvollsten Besorgnisse für die, welche er die beste deutscher Frauen, das Glück desjenigen nannte, dem sie der Himmel beschieden habe, und den sie, wofern sie je ihm das Recht, ihr als Kaiser und künftiger Gemahl zu gebiethen, zugestanden habe, in der von ihm angesetzten Zeit mit ihrer Hand beglücken würde.

„Zwey würdige Männer," fuhr Otto in

ſeinem letzten Willen fort, „zwey Helden, die bereits verjährte Rechte auf dein Herz haben, werden ſich auf mein Verlangen um dich bewerben: o meine Luitgard! wenn du je mich liebteſt, ſo wähle einen von ihnen. Mir, der ich in meinen letzten Stunden gern jedes Unrecht vergütete, das ich that oder veranlaßte, mir wird es, dünkt mich, Troſt ſeyn, in einer andern Welt zu erfahren, auch das Unrecht, das ich dir und ihnen zufügte, indem ich eure Trennung verurſachte, ſey gehoben, und Luitgard behaupte mit Erich dem Unbekannten oder Wernern von Bernburg die Krone, die ihr ihr Otto nicht aufſetzen konnte. Ja, meine theure Gemahlinn! denn das biſt du mir in dieſem Augenblicke; derjenige, dem du die beglückende Hand reichſt, die mir beſtimmt war, erhält mit derſelben das Recht, Eckarden, dem nach meinem Willen das Reich nicht entgehen kann, auf dem Throne zu folgen, oder, ſo Eckard will, die Mitherrſchaft. — Siehe in dieſem Puncte das dringende meiner Bitte, ſchnell zu wählen. Kaiſer Eckards Nachfolger oder Mitregent muß mit ihm zugleich den Ständen vorgeſtellt werden, mit ihm zugleich Krone und Salbung erhalten: ich kenne die unruhigen Köpfe der Reichsfürſten; es wird gut ſeyn, ſie auf ein Mahl zum Stillſchweigen zu bringen, und dich, der ich gern jede

Thräne erſparte, für die Zukunft neuer Unruhen zu entheben. Eckards Anſehen wird ſeinen Eidam auf dem Throne behaupten, und dieſer wird hingegen denſelben unerſchütterlich machen, indem er den Regierſüchtigen alle Hoffnung benimmt, die ſich auf Eckards hohes Alter gründen könnten. — Laß mich hoffen, Luitgard, daß du die letzte Bitte deines Otto, dem du in ſeinem Leben nie eine trübe Stunde machteſt, hören wirſt. Laß mich hoffen, daß du, zur Beſtätigung, daß ich mich in dir nicht geirrt habe, in dieſem Augenblicke meine Freunde vor dich laſſen, und den Glücklichen benennen wirſt, der nach mir Luitgards Gemahl und Kaiſer ſeyn ſoll. Verſtatte ihnen, nächſt ihrer eignen Werbung, das bey dir auszurichten, was Otto ihnen ſterbend anbefahl; ach ein Auftrag, den nicht die Welt, den nur Luitgard, die holde, milde, verzeihende Luitgard hören darf!"

Luitgard ſchwamm in Thränen; ſie hätte in dieſen Augenblicken, da nichts ihr vor Augen ſchwebte, als Otto, Schonung verdient: aber der Markgraf, ſo ein trefflicher Mann er auch war, kannte nichts von den zarten Empfindungen, die dem weiblichen Geſchlechte ausſchließend eigen ſind, und öffnete, nur auf die pünctliche Erfüllung von Otto's letztem Willen bedacht, eine Nebenthür, aus welcher diejenigen herein traten, welchen Otto

das Liebſte, was er beſaß, ſeine Luitgard, vermacht hatte. Erich der Unbekannte und Werner von Bernburg traten herein in voller Rüſtung, doch mit unbehelmtem Angeſichte. Ihre Züge zeigten noch von tieferer Trauer, als der ſchwarze Flor, der ihre Lenden umſchloß, und von ihren Schultern wallte. — Einer von ihnen, — die Sage hat vergeſſen zu melden, welcher — trug ein alabaſternes Gefäß von ſeltner Form und Schönheit. — Sie nahten beyde ſich, und überreichten der ſchwankenden Luitgard, die ſich an dem Arm ihres Vaters aufrecht erhielt, Otto's trauriges Geſchenk. Mit Vergeſſenheit ihres eigenen Gewerbes, deſſen Unſchicklichkeit ſie hier lebhaft fühlten, wiederhohlten ſie bloß das, was ihnen ihr ſterbender Freund für ſich ſelbſt zu Austilgung ſeiner Verirrung anbefohlen hatte. — „Verzeihung!" rief Erich kniend, „Verzeihung für den, der aus dieſer Schale den Tod trank!" „und, ſetzte Werner hinzu, der ſich neben ſeinem Freunde auf die Knie niederließ, „ewiges, zärtliches Andenken dem, welcher für eine augenblickliche Treuloſigkeit durch Verluſt des Lebens noch lange nicht genug gebüßt zu haben glaubte!" Wie mußte Luitgarden in dieſem Augenblicke zu Muthe ſeyn? Eine Empfindung noch ſtärker als die Liebe, welche ſie für Otto in ſeinem Leben nie gefühlt hatte, wallte in ihrem Herzen auf.

Umschwebte der Schatten des Verstorbenen diejenige, welche ihm im Leben so theuer war; that er einen Blick in ihre Seele; er konnte mit dem, was er fand, zufrieden seyn: aber Gefühle, die nur Geister durch unmittelbare Mittheilung einander verständlicher zu machen wissen, vermag die Feder nicht zu schildern. Luitgard war wohl nie entfernter, auf eine zweyte Wahl zu denken, als in diesen Augenblicken: auch hatte man Ehrfurcht für die Stimmung, in welcher sie war, und drang nicht in sie. Aber als nach Verfluß mehrerer Tage Eckards Abreise dringend ward, alsdann mußte man das Stillschweigen brechen, und ihr den Befehl des Verstorbenen und den Willen ihres Vaters nebst der unausbleiblichen Nothwendigkeit, hier schnell zum Schlusse zu kommen, von neuem ans Herz legen. Luitgard flehte in einer der größten Verlegenheiten ihres Lebens um Rath und Leitung; aber Eckard, der allein hier hätte sprechen können, schwieg, obgleich offenbar seine Neigung mehr auf Wernern, als Erich, ging, und er insgeheim zitterte, Luitgard möchte ihre Freyheit nicht so brauchen, wie er wünschte. Luitgards Herz schwieg gänzlich. Das Gefühl, welches sie gegenwärtig für den Verstorbenen hägte, verschlang jede andere Regung, und setzte sie in dem Augenblicke, da sie sich zu weiser Entscheidung ganz unfähig glaubte, in den Stand,

gerade so zu wählen, wie Pflicht und Dankbarkeit es wollte, und wie die volle Kenntniß von dem Gemüthe derjenigen, welche um ihre Hand warben, es möglich machte. Werners Verdienste waren ihr bekannter, als ihr eigenes Herz; aber auch Erichs Vorzüge waren ihr nicht fremd. Luitgard war nicht mehr in Ansehung Erichs getäuscht; kein Wahn von Untreue, keine ungegründete Eifersucht auf Römhild konnte ihr jetzt denjenigen verhaßt machen, der ehemahls der Gegenstand ihrer regsten Leidenschaft war. Die beyden Freunde waren einig geworden, einer das Wort des andern bey derjenigen zu reden, die sie anbetheten, und ihr dadurch begreiflich zu machen, daß sie keinen durch die Wahl des andern betrübte, indem sie ihn ja auf sein eigenes Vorwort wählte. Erich hatte ihr schon Werners tausend geleistete Dienste, all seine Leiden um sie, und die letzte rühmliche Verläugnung mit den lebendigsten Farben geschildert, und jetzt erzählte Werner Erichs Geschichte, so wie wir sie hier nicht wieder erzählen können, sanft und hinreißend, wie jedes Wort, das über seine Lippen ging.

„Also ich, ich war so lange Jahre bey allen tausend Versuchungen zur Untreue der einzig geliebte Gegenstand des vollkommensten Mannes?" sagte Luitgard zu sich selbst, indem Erinnerung ehemahliger Gefühle wieder-

kehrte. „Und Römhild hatte nie, nie, seit er mich kannte, Antheil an seiner Neigung? Alles, was mich so schrecklich täuschte, war nichts, als gezwungenes Bestreben eines unglücklichen heimlosen Jünglings, dieser Boßhaften die Beweise seiner Geburt, den Schlüssel zu künftigem Glück aus den Händen zu winden? — O Erich! Erich! für dich würde ich entscheiden, wenn ich auch nur dieses bedächte, daß mein Ja dich zum höchsten Throne der Welt befördern, mein Nein dich wieder in den leeren Raum ungewisser Hoffnungen zurück schläudern wird! aber dann auch Werner, der treue, fehlerlose Werner, der nicht Erichs Leichtsinn, nicht seine Wildheit, der ganz den Charakter hat, der zu dem meinigen paßt; der Wunden, Krankheit, Gefängniß, Hunger, Elend, und tausendfache Todesgefahr für mich erduldete; der längst schon den Willen meines Vaters, und meine eigene mündliche und schriftliche Zusage hatte, und der bey dem allen noch großmüthig genug ist, sich seiner Rechte zu begeben, und sich mit seinem verführerischen Mitbuhler auf die Wahl zu stellen; der sein Wort selbst — o Gott, mit welcher Beredtsamkeit, sprach! Werner sprach hinreißender und feuriger für Erich, als dieser für ihn; und doch lese ich in seinem bleichen Gesichte, in seinem gesunkenen Auge die Gewißheit, daß er es nicht

überleben wird, wenn ich seiner Vorbitte Gehör gebe. — Nein, Werner ist es, den ich wählen muß, wenn ich noch Recht und Billigkeit kenne; wenn ich nicht die Mörderinn meines besten treuesten Freundes werden will! Erich — o ich denke, diesem wird mein Nein nicht den Tod geben." — So dachte Luitgard; ihr Entschluß war und blieb gefaßt; aber ihn bekannt zu machen, fehlte es ihr an Muth und Kräften. Sie entdeckte sich ihrem Vater, und hatte die unaussprechliche Genugthuung, von ihm zu hören, daß sie ganz nach seinem Willen, und daß ich alles sage, nach der Klugheit gewählt hätte.

„Nie," sprach Eckard, „würde ich dir, hättest du anders gewählt, das gesagt haben, was du nun erfahren sollst; Otto's Wille war mir heilig, auch wenn er Durchsetzung von Unmöglichkeit forderte. Erichen neben mir auf dem Throne zu befestigen, würde Unmöglichkeit gewesen seyn; er hätte nicht mir zur Stütze dienen, nicht von mir unterstützt werden können; nein, er hätte mich unwiederbringlich mit sich in den Untergang hinab gezogen. Erich ist kein Deutscher, ist ein Unbekannter; denke dir dieses mit dem Stolz und der Selbstsucht der deutschen Fürsten zusammen, welche jetzt mehr, als jemahls auf die Behauptung ihrer Rechte eifersüchtig sind. Ich, ich selbst, noch mehr in Italien, als in Deutschland, durch

mein Schwert bekannt, und darum für einen halben Ausländer gerechnet, ich selbst bin noch lange nicht der Zustimmung aller Fürsten sicher; ich selbst bin noch lange nicht sicher, die Krone zu erreichen; wie viel weniger würde ichs in Erichs Gesellschaft gewesen seyn! Dagegen gibt mir deine wahrhaftig weise und von Gott gelenkte Wahl nicht allein Gelegenheit, dem edlen trefflichen Werner das ein Mahl gebrochene Wort zu halten, nein, auch das Vergnügen, den Sohn meines alten besten Freundes, Graf Luthers von Bernburg, empor zu heben, und in ihm seinem Vater für tausendfache Treue zu lohnen. — Laß mich noch dieses sagen: sie erwirbt mir und dir in Graf Luthern eine mächtige Stütze. — Siehe, das sind die Vortheile, die deine Wahl von der Seite der Klugheit belohnen; was Dinge anbelangt, die das Herz angehen, und die ohne Zweifel auf Werners Seite eben so überwiegend sind, so weißt du sie besser, als ich. — Nimm, o nimm, du Beglückerinn deines Vaters, deines Gemahls, und des ganzen Reichs, dem du viel Unruhe ersparest, meinen Dank und meinen Segen für das, was du thatest! es war edel, vernünftig und tugendhaft, wie jede Handlung deines schönen Lebens."

XXXIII.

Plane, deren das Schickſal ſpottete.

Luitgard fühlte ſich hoch beglückt durch den Beyfall ihres trefflichen Vaters; er tödtete auch für die Zukunft jeden Funken der Reue, bey der Möglichkeit, Erichen zu wählen, ihn nicht gewählt zu haben. Wie läßt ſich Reue über eine Handlung denken, die durch Klugheit und Tugend geleitet wurde! — Eine doppelte Bitte hatte Luitgard noch ihrem Vater vorzutragen: die eine ward erhört; die andere ward verworfen. Luitgard bath um ein Trauerjahr zum Andenken ihres Otto; und wie konnte ihr dieſes gewährt werden, da hier alles auf ſchnelle Verbindung mit ihrem Gewählten ankam; aber auch, wie konnte ihr verſagt werden, was ſie weiter forderte!

„O mein Vater," ſagte ſie; „was ſoll aus Erich werden, da ihm mit meiner Hand auch die Hoffnung zu einem beſtändigen, ſeiner Verdienſte würdigen Glücke im Leben entgeht? Darf ich euch bitten, ihn nicht zu vergeſſen, wenn ihr nun Kaiſer ſeyd? Als deutſcher König könnt ihr nicht Markgraf von Meiſſen und Thüringen bleiben; Erich werde dann, was ihr jetzt ſeyd! So gab Kaiſer Heinrich der Erſte ſein Herzogthum Sachſen dem tapfern Hermann Billing, und Sophie hat mich oft davon unterhalten, daß im

Fall der Herzog von Bayern die Krone bekäme, die Gott nicht ihm, sondern euch beschieden hat, der Markgraf von Schweinfurt*) sein Herzogthum bekommen müsse. — Werdet ihr bey diesem, wie es scheint, unvermeidlichen Wechsel Luitgards Vorbitte für Erich gelten lassen, dem sie doch einige Entschädigung schuldig ist?"

Eckard lächelte, daß Luitgard um eine Sache so dringend bath, und sie mit so viel Erfahrenheit in den deutschen Rechten behauptete, die bey ihm, ehe sie bath, so gut als beschlossen war. „Erich, sagte er, und schlug mit seiner Rechten in die ihrige ein, „ist so gewiß Markgraf, oder vielmehr Herzog von Meissen und Thüringen, als ich hoffen kann, den Kaiserstuhl zu besteigen: dieß wird ihm besser seyn, als sein ruheloses Nachforschen nach den Geheimnissen seiner Geburt, nebst ihrer Entdeckung, die wahrscheinlich, da Theophanie Theilhaberinn, und Römhild Verwahrerinn derselben war, und ist, ihm weder Ruhe noch Ehre bringen können." —

Nachwelt! lächelst du nicht über die Tractaten, welche hier mit so viel Ernst geschlossen wurden? — Erich so gewiß Markgraf und Herzog, als ich Kaiser, sagte Luitgards Vater. O wohl, guter Eckard! eben so gewiß! die Zukunft sollte es lehren.

*) Er bekam es nicht.

Den Rittern ward der Entſchluß des Fräuleins kund gethan, und Erich ſchien durch ſein Betragen das ganz zu widerlegen, was Luitgard ſich von der Richtigkeit dachte, mit welcher er ihr Nein ertragen würde; er mußte ſich viel geſchmeichelt haben; denn er war bey dem Urtheile der Verſtoßung wie vom Donner gerührt, indeß der eben ſo überraſchte Werner ſtumm vor entzückender Freude da ſtand. Erich mochte Luitgarden nicht wieder ſehen, noch Zeuge des Triumphs eines Andern, wie ſehr er dieſen auch liebte, werden. Er verſchwand noch am nähmlichen Tage, und ließ eine Schrift zurück, welche Entſchuldigung ſeines heimlichen Entweichens, und das Verſprechen enthielt, ſo bald zu erſcheinen, als das Schwert blinken würde, um Eckards Rechte zu vertheidigen.

„Dieſes wird nie für mich blinken," rief Eckard; „ich werde nie durch deutſches Blut die deutſche Krone erkaufen: der Weg der Güte wird mich, ich hoffe es zu Gott, zu dem Zwecke führen, der eben ſo wohl das Beſte des Reichs, als mein eigenes betrifft."

Werner las Erichs Brief unzählige Mahl, und fühlte ſich durch denſelben tief bekümmert; unverkennbarer, ſchlecht verhehlter Schmerz athmete aus jeder Zeile; und war etwas im Stande, die Freude des entzückten Werners zu trüben, ſo war es dieſes, daß dieſelbe ſei-

nem Freunde Tod zu werden ſchien. Auch Luitgard trauerte in der Stille: ſo völlig ſie auch ihr Herz zu ihrem Werner gewendet hatte; ſo ſüß ihr auch der Gedanke war, dem Willen ihres Vaters und ihrer Pflicht gemäß zu handeln, ſo blieb doch ein geheimer, unvertilgbarer Kummer in ihrem Herzen. Die beyden Verlobten entdeckten einander ihre inneren Gefühle. Werner geſtand, daß er ſich um Erichen grämte, und Luitgard, ob ſie gleich nicht verhehlte, daß auch um ihn Sorge in ihrem Herzen wohne, behauptete doch, daß er es nicht allein ſey, was ſie unruhig machte; daß in ihrer Seele ein gewiſſes unentwickeltes Etwas liege, welches ſie Unglücksahndung nennen würde, wenn ſie Glauben an Dinge dieſer Art hätte. — Gegenſeitige Vertraulichkeit erleichterte den beyden Liebenden, Freunde möchte ich ſie lieber nennen, ihre Unruhe, und die erneute Zuſage, ſich und ihren edlen Vater ſo glücklich zu machen, als Menſchen durch Liebe werden können, vergütete alles. Deſſen ungeachtet war bey dem Vermählungsfeſte, das bald und ſehr ſtille gefeyert wurde, niemand ernſter, als die Vermählten, und niemand froher, als die Nonne zu Gandersheim; ſelbſt Markgraf Eckards Freude hatte einen gewiſſen Anſtrich von Schwermuth: aber Fräulein Waldburg, auf ein Mahl durch Gelingung verjährter Anſchläge beglückt,

auf ein Mahl nicht mit der Hoffnung, nein, mit vermeinter Gewißheit beseligt, ihren Liebling Werner auch von Seiten der Ehre so hoch, als möglich, gehoben zu sehen, — befand sich in einer süßen Begeisterung, die sie im Herbste des Lebens mit allen Reizen des Frühlings verschönerte, und ihr das Ansehen der Hauptperson im Spiele der Braut gegeben haben würde, wenn man nicht statt der Myrthenkrone den heiligen Schleyer auf ihrem Haupte gesehen hätte. Die Markgräfinn, bloß mit ihren eigenen Hoffnungen beschäftigt, betrug sich anständig, aber doch so, daß Luitgard den Bitten ihres Gemahls und der Nonne gern nachgab, und sich gleich nach der Vermählung von dem ersten nach Walbeck führen ließ, wo sie von allen, die sie bereits aus ihrem ehemahligen Aufenthalte daselbst kannten und liebten, voll Entzücken mit dem Nahmen Gräfinn von Bernburg begrüßt wurde. „Ach wie gern," sagte sie, als sich ihr Gemahl und ihr Vater, die sie beyde nach Walbeck begleitet hatten, von ihr trennten, „wie gern wollte ich ewig mit diesem Nahmen zufrieden seyn! O ihr Lieben! ich bitte euch, bedenkt, was ich aus euren Lehren, aus eurem Beyspiele zuerst lernte; bedenkt, daß Größe der Welt nicht Glück sey; und wenn diese falsche Gottheit zu große Opfer von euch fordert, so denkt

zurück an Luitgard, die in einem von euch alles verlieren würde."

XXXIV.

Verschmähter Rath.

Tief gerührt wanden sich die Helden aus den Armen der Dame, und setzten ihren gemeinschaftlichen Weg lange stillschweigend fort nach den Orten, wohin die zur Ausführung gereiften Plane sie riefen. Als ihre Lippen zum ersten Mahl sich öffneten, schwebte auf beyden der Nahme Luitgard; aber sie verschluckten ihn, weil er zu Betrachtungen führte, welche ihr Herz zu sehr erweichten. Ernste Berathschlagungen über die großen Dinge, die vor ihnen lagen, schienen jetzt nöthiger zu seyn, als das entnervende Andenken trauernder Liebe. Viele und wichtige Dinge wurden über Eckards Thronbesteigung gesprochen, welche, selbst im Auszuge geliefert, für den Romanenerleser zu weitläuftig und unschmackhaft seyn würden.

Werner und Eckard, deren Herzen und Anschläge sonst immer eins die zweyte Hälfte des andern zu seyn schienen, waren hier nicht ganz einig, und fast möchten wir sagen, daß der Ausschlag der Klugheit und Vorsichtigkeit nicht, wie sonst gewöhnlich, auf der Seite des Alters, sondern der Tugend gewesen wäre. Eckard war voll hohen Muths und fester Zuversicht auf Dinge, die noch weit in der Zu-

kunft lagen; Werner war nicht zaghaft, aber bedachtſam und mißtrauiſch auf den beſten Anſchein. Er war zu Aachen bey der kaiſerlichen Beerdigung in der Verſammlung der Fürſten geweſen, hatte Gelegenheit zu Bemerkungen gehabt, die er und Erich auch bereits dem Markgrafen mitgetheilt hatten, ohne große Aufmerkſamkeit zu erregen, und die er jetzt wiederhohlte. „Trauet nicht," ſagte er, „auf die Stille, in welcher ſich der Herzog von Bayern gegenwärtig hält; ſeine Ruhe iſt die Ruhe eines Mannes, welcher ſeiner Sache gewiß iſt; trauet nicht auf des Erzbiſchofs von Cöln gleißende Worte; er iſt der einzige der geiſtlichen Fürſten, der auf eurer Seite iſt, und wird die geraubte Lanze bald verſchmerzen, wenn der Herzog mit dem Kaiſernahmen ſeine Rechte auf dieſelbe behauptet, und alles vergeſſen, wenn er die Krönung nicht vom Erzbiſchofe von Maynz, ſondern von ihm annimmt."

„Laſſet Biſchof Heribert fahren!" rief Eckard: „ich habe auf die Treue der Geiſtlichen nie viel gebaut; bleibt mir doch die Stimme des braven Herzogs von Schwaben und ſo vieler andern!"

„Trauet auch Hermann von Schwaben nicht! Zwar war er bey der kaiſerlichen Beerdigung mächtig bemüht, eine heimliche Partie wider Heinrich von Bayern zu machen,

und hatte großen Fortgang: aber handelte er auch wirklich für euch, und nicht vielmehr für sich selbst?"

„Werner! ich verkenne euch: ihr verleidet mir alle meine Freunde! Fehlt doch fast nichts mehr, als daß ihr sagtet, auch Graf Luthern von Bernburg sollte ich mißtrauen."

„Graf Luther ist mein Vater, und doch wollte ich, er wäre schon völlig mit uns einverstanden, ritte jetzt an unserer Seite, und hörte aus meinem Munde, was Eckard für mich that, und was er, der mir das Größere, seine Luitgard schenkte, mir in der Zukunft noch vorbehält. Damit ich euch aber doch einen nenne, dem ihr blindlings trauen könnt; so wisset, euer Schwager — —"

„Bernhard von Sachsen? — der selbst einst nach der Kaiserkrone strebte?"

„Träume seiner kronensüchtigen Gemahlinn, die nun nicht mehr ist! Bernhard von Sachsen ist der Abkömmling des braven biederherzigen Hermann Billing; wem er Wort und Treue zusagt, dem hält er sie, und ich habe euch meine und Erichs Verhandlungen mit ihm zu Aachen wörtlich mitgetheilt."

„Was sagt ihr aber zu den Herzogen von Pohlen und Böhmen?"

„Sie werden eure Freunde seyn, so lange euch das Glück lacht, so lange euch die Waffen furchtbar machen, und dann — —"

Der Markgraf gerieth über die weisen Warnungen seines Sohns in tiefes Nachdenken; den meisten Eindruck machte das auf ihn, was Werner von Graf Luthern sagte. Es war nicht unwahrscheinlich, daß dieser Mann, in dessen Charakter höchst empfindliche, leicht zu beleidigende Ehrliebe einen Hauptzug ausmachte, noch jener Beleidigung dachte, da sein Sohn, dem Luitgard so lange schon von Eckard zugesagt war, dem Kaiser weichen mußte. Er hatte damahls zu einem bösen Spiele eine gefällige Miene gemacht, aber seit dem jede Gelegenheit vermieden, Eckard zu sehen, oder mit ihm zur Erklärung zu kommen, und von den letzten Begebenheiten, von Eckards väterlicher Behandlung seines Sohnes, von seinen großen Absichten mit ihm, von Werners und Luitgards Vermählung wußte er vollends gar nichts, da er auch ihn in Jahren nicht gesehen hatte. — Dieß machte dem Markgrafen wirklich ein wenig bange; er wünschte mehr der Wohlmeinung seines alten Freundes, als seiner Wahlstimme sicher zu seyn, und ward nach einer langen Unterredung mit Wernern hierüber einig, daß dieser sich hier von ihm trennen, und nach Werla gehen sollte, wo eben eine Provincialversammlung wegen der Kaiserwahl gehalten wurde, und wo er Graf Luthern zu finden hoffen konnte, indeß er, der Markgraf, selbst sei-

nen Weg über Hildesheim nach Paderborn fortsetzte, um sich von da nach Duisburg zu begeben, wo die Lothringer ihre Versammlung halten wollten. Sie waren dem Anscheine nach ganz für Eckard, der auch wegen der Nähe des Heers, das in den dasigen Gegenden vertheilt lag, seiner Sache dort den besten Nachdruck zu geben hoffen konnte. — Ach! in diesem Heere, das bereit war, für seinen Helden zu sterben, bestand Eckards einzige zuverlässige Stütze. Dachte er auch zu edel und patriotisch, um sich je desselben zur Vertheidigung des Kaisernahmens und zu Vergießung deutsches Bluts zu bedienen, so hätte er doch, um sich furchtbar zu erhalten, diese Gesinnungen besser verbergen, und sie nicht gegen einen und den andern, besonders nicht gegen seinen Liebling, Baldo von Ravenna, äußern sollen, den er fälschlich für Freund hielt, und der sie unbesonnen oder boßhaft da austrug, wo man Dinge darauf bauen konnte, die dem friedliebenden Eckard zum Nachtheile gereichten. Selbst ein Theil des Heers ward ihm dadurch ungeneigt, daß es vernahm, die Hoffnung auf Kriegsruhm und Kriegsbeute, wonach es lüstern war, würde sie dieß Mahl täuschen, da Eckard nur durch Güte siegen wollte. — Eckard war gewohnt, seine Kinder, wie er seine Kriegsleute immer nannte, zu belauschen, und dann, — da er

sie immer fand, wie er wünschte — freygebig, Lob, Lohn und höhere Beförderung auszutheilen. Jetzt, da er bald in die Gegend kam, wo er einen großen Theil des Heers gelassen hatte, verabschiedete er sein ganzes Gefolge, und schickte es nach Hildesheim zurück, um, in seinen Mantel gehüllt, in der Gestalt eines Privatmanns seine Bemerkungen machen, und nach denselben handeln zu können. Er ritt lange, ohne eine Spur von dem zu sehen, was er zu finden meinte. Überall abgebrochene Lagerstellen, und bey den Landleuten die Nachricht; die Völker seyen schon vor fünf Tagen durch schnellen Befehl des Markgrafen aufgebothen, und in andere Gegenden commandirt worden. Eckard hörte hier Dinge, von welchen ihm, dessen Nahme und Befehl hier erwähnt wurde, nichts bewußt war. Voll Gedanken ritt er weiter. Ein einzelner Soldat begegnete ihm: er ward befragt, und gab die nähmliche Antwort, die Eckard schon mehr gehört hatte. „Und du," fragte der Markgraf, „wie bist du beym Aufbruche des ganzen Heers allein zurück geblieben?" — „Ich habe Geschäfte beym Kaiser," war die Antwort. — „Wer ist Kaiser?" fragte der unwillige Eckard, mit einer Stimme, der er in Zorn den Donnerton ganz zu geben wußte, und die dem zitternden Kriegsknechte, er mochte sie nun kennen oder nicht, so viel Schrecken einjag-

te, daß er quer über das Feld floh, und dem nacheilenden Eckard, welcher gern hier mehr gewußt hätte, unerreichbar blieb.

Eckard ritt in tiefem, und sehr trübem Nachdenken fort: kleine Umstände geben uns oft schnelle Ahndung von bevor stehendem größern Übel; auch war der Umstand, daß das hier vertheilte Heer ohne seinen Befehl, und doch mit Vorwand desselben, aufgebrochen war, nicht so gar klein; er zeigte wenigstens davon, daß derjenige, dem er sie anvertrauet hatte, eben jener vorhin genannte Baldo, ihn getäuscht, wo nicht treulos geworden war. — Eckard ritt in dem Tiefsinne, in welchem er war, mit offenem Gesichte und unverhüllter Rüstung, die die Abzeichen seiner Hoheit trug, daher. Noch ein Soldat begegnete ihm, und grüßte ihn Kaiser. Nie hatte dem Helden dieser schon oft gehörte Nahme so süß getönt, als in diesem Augenblicke. Er dankte dem Grüßer mit gewöhnter Freundlichkeit, indem auf ein Mahl tröstende Gefühle in sein Herz zurück kehrten. Es ist unglaublich, welche Kleinigkeit uns oft in Kummer und Besorgniß aufrichten kann!

„Nenne mich mit Nahmen," rief der Markgraf, „damit ich den Nachdruck deines Grußes ganz schmecke!"

„Meint Eckard, der den Sinn seiner Worte besser verstand, als er selbst glaubte,

meint er, seine Kinder kennen ihn nicht mehr, oder sie werden einem andern, als ihm, den Kaisernahmen gönnen?"

„Was hält dich hier zurück?" erwiederte der Markgraf, der sich natürlich über diesen Punct mit einem gemeinen Soldaten nicht weitläuftig einlassen wollte; „was hält dich, da das ganze Heer aufgebrochen ist?"

„Ich und einige andere hägten billige Zweifel, ob der Befehl zum Aufbruche von euch komme; wir nahmen unser Leben in die Hand, und entflohen, um uns hier und da zu vertheilen, damit wir euch finden, und ——"

„Nun was? rede weiter!" —

„Warnen könnten." — —

„Warnen? wie das?

„Warnen, nicht eurem Glücke, nicht euren Fürsten, sondern nur eurem Heere, und auch unter diesem nicht den Befehlshabern, sondern nur den Gemeinen zu trauen. — Doch warnen wollten wir nicht allein, auch ermahnen, ermahnen, euch unverzüglich nach dem Theile eures Heers, das noch an der italiänischen Grenze steht, zu begeben, und welchem besser zu trauen ist, als denen, welche schon geistliche Segen gehört, und geistliche Spenden genossen haben. — Von dort aus könnt ihr als Kaiser reden, und mit den Waffen behaupten, was ihr in der Güte nimmer erhalten werdet."

„Alter!" rief Eckard; „du sprichst kühn und frey!"

„Ja, Herr! Fürsten hören kühne und freye Wahrheit nicht eher, als wenn sie in eurer Lage sind; meine Worte, das müßt ihr merken, kommen indessen nicht aus der Quelle der gemeinen Wahrheiten, die im Unglücke gesagt werden, kommen aus treuem, euch ergebenem Herzen."

Eckard schüttelte des Kriegsknechts rauhe Hand, die er, indem er ihm sprechend ins Auge sah, auf den Hals seines Rosses gelegt hatte. Er fragte nach seinem Nahmen, erfuhr, daß er Gero hieß, und geboth ihm, ihm nach Paderborn zu folgen, wo er ihn beritten machen, und zum Gefährten behalten wollte.

„Zum Gefährten? wohin?" fragte der zwanglose Gero.

„Nach Duisburg zur lothringischen Versammlung."

„Ihr seyd mein Herr und Kaiser, und ich gehorche euch billig; aber gut wäre es, ihr ließet euch heute nicht von euren eigenen Gedanken, sonderm vom alten Gero leiten."

„Und wohin?"

„Nach dem treuen Heere an der Grenze von Italien!"

XXXV.

Ein Heiliger in einer Mörderhöhle.

Auf Anrathen eines gemeinen, ihm bisher ganz unbekannten Kriegsknechts einen ganzen wohl überdachten Plan zu ändern, der noch über dieß in die mit Wernern getroffenen Verabredungen überall eingriff, dieß wäre wohl dem Markgrafen nicht zuzumuthen gewesen. Er blieb bey seinem Entschlusse, und langte zu Paderborn an, wo er abermahls mit Schrecken niemand von denen fand, die er erwartete, und die er hierher beschieden hatte, um in ihrer Begleitung die Reise nach Duisburg desto ansehnlicher fortzusetzen. — Diejenigen, mit welchen er zuerst sprach, kannten ihn nicht einmahl, und er achtete es auch nicht für gut, sich ihnen kund zu geben, besonders, da die Nachricht, die er von ihnen erhielt, abermahls ganz überraschend, ganz unerwartet für ihn war. Die Versammlung zu Duisburg, zu welcher er nur noch vor wenig Tagen schon auf dem Wege dahin durch treue Bothen dringend eingeladen worden war, war gar nicht zu Stande gekommen. Er erkundigte sich näher, und hörte den Nahmen unterschiedlicher Fürsten nennen, die er alle als seine Freunde zu kennen glaubte, welche vorläufig da gewesen waren, um die andern zu erwarten, und die sich nach kurzer

Privatberathschlagung schleunig aus einander begeben hatten, mit zurück gelassener Nachricht an alle Nachkommenden, es könne hier zu keiner allgemeinen Beredung kommen, und die Sache müßte Anstand haben. Diese Erzählung war allgemein bekannt, und man trug kein Bedenken, sie auch den nachfragenden Fremden mitzutheilen. Gero nannte seinem Herrn, als sie Paderborn verließen, abermahls das Heer an der italiänischen Grenze, und der Markgraf verschloß abermahls die Ohren. Er hatte zu Paderborn eine Zeitung gehört, welche sein Herz nach einer andern Gegend hinzog. Ach dieses Herz, das jetzt durch Täuschung so viel gelitten hatte, sehnte sich so innig, sich in den Busen eines treuen Freundes auszuschütten: wie konnte er hören, daß der alte Nordheim, sein Schwager, sein Waffenbruder, aus dem heiligen Lande zurück gekommen sey, ohne Verlangen zu fühlen, sich ihm zu entdecken, seinen Rath zu vernehmen, und sich seiner Macht als einer nicht unbeträchtlichen Stütze zu gebrauchen, da andere Stützen zu wanken schienen!

Meine Leser haben, wie ich hoffe, den alten Grafen von Nordheim, den Vater des unartigen Siegfried und Benno, noch nicht vergessen, oder wenigstens erinnern sie sich noch der sanften Elisabeth, seiner Gemahlinn,

einer der älteſten Freundinn Luitgards, und Theilnehmerinn an einigen Wendungen ihres Schickſals. Dieſe treffliche Dame, die eine ſo zärtliche Gattinn als treue Freundinn war, hatte ſich, wie wir im Vorhergehenden geſehen haben, nicht ſo bald von der Haft ihrer Stiefſöhne frey gefühlt, als ſie mit päpſtlicher Vergunſt in verſtellter Pilgertracht nach dem heiligen Lande abging, dort ihren lange vermißten, oft für todt ausgeſchrienen Gemahl aufzuſuchen, und ſeinen unnatürlichen Haſſern zum Trotz zurück zu bringen. Es glückte ihr, durch unglaubliche Wagniſſe und Mühſeligkeiten ihren Endzweck zu erreichen; ſie war die Retterinn ihres in der Sclaverey ſchmachtenden Gemahls, und erlangte die Ehre, der Nachwelt mit Recht als ein Muſter von Weibermuth und Weibertreue vorgeſtellt zu werden; Dinge, die wir weitläuftiger erwähnen würden, wenn ſie näher an unſern Zweck grenzten, und wenn nicht, wie uns dünkt — und wir haben es ſchon ein Mahl erwähnt — die ganze Geſchichte bereits durch andere Romanciers in Proſa und in Verſen verewigt worden wäre. — Zu dem geretteten Grafen von Nordheim und ſeiner großmüthigen Gemahlinn ging Markgraf Eckards Reiſe, als er unverrichteter Sachen von Paderborn und Duisburg zurück kehren mußte.

Er dachte, bey seinem alten Freunde nicht allein Trost über Unglück weissagende Zeitungen, die ihm überall entgegen kamen, sondern auch Hülfe in zunehmenden Verlegenheiten zu finden; die wachsende Angst, in welcher er sich befand, ließ ihn vergessen, wie wenig sich eins und das andere bey einem eben erst zurück kehrenden müden Pilger, der durch Weibeshand frey werden mußte, vermuthen ließ. Er fand, als er nach Nordheim kam, die Gräfinn Elisabeth noch ganz als die alte, noch ganz als die, die Luitgard einst werden mußte, wenn sie die Jahre der Gräfinn erreichte, die vollkommenste, die beste Matrone, voll fester geprüfter Tugend, voll weiser Rathschläge, und unverändert in ihrer Treue gegen die, welche ihr einmahl theuer waren. Aber ihren Gemahl, wie verändert! Mühseligkeiten und unerhörte Leiden hatten ihn vor der Zeit alt gemacht, und schwach und krank lag er hier auf dem Ruhelager, das er hier in Nordheim kaum hatte erreichen können, um daselbst von seiner treuen Lebensgefährtinn gepflegt, und zur Genesung gebracht, oder zum Tode bereitet zu werden. Seine bey seiner Wiederkunft erhaltene oder vorgefundene Macht bestand in nichts, als in dem Besitze von Nordheim, welches der Ausspruch Papst Sylvesters ihm vor der Habsucht seiner Söhne gerettet hat-

te, und das die weiſe Eliſabeth dennoch nicht ſicher genug hielt, um ſich in demſelben ohne ſtarke Kriegsbeſatzung zu trauen, die ſie von einigen gut denkenden benachbarten Herren und Edlen, Graf Nordheims Lehnsleuten, erhalten hatte. Eliſabeth, in nichts fremd, was ihres Nachforſchens werth war, oder deſſen Wiſſenſchaft ihr dienen konnte, irgend jemand mit Rath und Hülfe beyzuſtehen, wußte, ungeachtet ihres kurzen Aufenthalts in dieſen Gegenden, bereits mehr von den deutſchen Reichsangelegenheiten, als ihr Markgraf Eckard mittheilen konnte. Sie ſagte ihm genug, um ſeine Beſorgniſſe zu mehren, genug, ihn zu tröſten, und das Meiſte, aus dem böſen Spiele, in welchem er ſich befand, er wußte ſelbſt nicht wie, den beſten Vortheil zu ziehen, und ſeine Feinde mitten in ihren Anſchlägen zu Schanden zu machen. O hätte Eckard doch gefolgt!

„Eure Freunde," ſagte ſie, „ſind gröſsten Theils durch Geld, Verſprechungen, oder falſche Vorſpiegelungen von euch zu Herzog Heinrichen gewendet. Aber getroſt! ſollte euch auch das deutſche Reich entſtehen, da ihr es nicht mit dem Schwerte werdet erobern wollen, ſo reicht euch bereits Italien ſeine Krone entgegen. Der Papſt und der Graf von Tuſcien ſind eure Freunde, ſind bereit, all das für euch zu thun, was ſie für Otto gethan haben wür-

den. Der heilige Vater geboth mir, als mein Gemahl und ich nach der Rückkunft aus Palästina vor ihm erschienen, euch dieses zu sagen, und eure persönliche Anwesenheit in dem Lande, wo man euch entgegen sieht, zu beschleunigen. Habt ihr die Grenzen von von Italien erreicht, so seyd ihr sicher; euer Heer ist treu, und bereit, auf euren ersten Anblick bestochene Befehlshaber auszuwerfen. Aber so lange ihr hier verweilet, belauscht der Tod eure Schritte. Der Herzog von Bayern, der eure Macht und Furchtbarkeit besser kennt, als ihr selbst, zittert vor euch, und ob er gleich zu fromm ist, euch selbst nach dem Leben zu stehen, so gibt es doch andere, die es an seiner Statt thun. — O theurer Markgraf! ich zittre, ich erröthe, euch zu sagen, daß die Grafen von Nordheim, Siegfried und Benno, die Söhne meines unglücklichen Gemahls, eure Hauptfeinde sind. Euch und Wernern von Bernburg haben sie den Tod geschworen, ihm, wegen Luitgards wahrer und vermeinter Vorliebe, und euch, wegen ehemahligen — erlaubt mirs zu sagen — fast zu stolzen und schimpflichen Abschlages ihrer Hand. Werner von Bernburg soll auf dem Wege nach Werla mit Mühe Meuchelmördern entgangen seyn; und o wollte Gott! wollte Gott, ich könnte euch, meinen theuern alten Freund, so lieb mir

auch eure Gegenwart ist, nur gleich diesen Augenblick hundert Meilen weit von hier versetzen, damit euch die Gefahr, die selbst hier zu Nordheim auf euch lauert, nicht ereilte!"

„Gefahr?" schrie Eckard; „Gefahr, theure Gräfinn? hier im Schooße der Freundschaft?"

„Ja, selbst hier! Abgesandte von den Söhnen meines Gemahls sind hier — Gott gebe, daß sie euch nicht gesehen und erkannt haben! — Abgesandte, die ihnen Zutritt und Vergebung bey ihrem Vater für tausend in seiner Abwesenheit wider ihn und mich begangene Verbrechen erlangen sollen. — Ich denke, ihr glaubt, daß ich die ganze Mummerey dieser Demüthigung durchschaue; aber Zutritt bey ihrem Vater kann ich den Söhnen nicht versagen, besonders da er selbst, ein verblendeter, schwer zu überzeugender Verehrer seiner Kinder, sie zu sehen wünscht, und ihnen Verzeihung und verneute Liebe entgegen trägt. — Ihn und mich vor heimtückischen Anschlägen zu sichern, bin ich nun so ziemlich gefaßt; aber was soll aus euch werden? wenn sie nun erscheinen, wie soll ich euch vor ihren giftigen Blicken verbergen?"

„Verbergen, Gräfinn? — Eckard verbirgt sich vor niemand! Ich werde die Grafen von Nordheim hier erwarten, oder verzieht sich ihre Ankunft für meine Ungeduld zu lange, ihnen entgegen gehen!"

Die weiſe Eliſabeth, auf deren Zunge ſonſt jedes Wort nach Goldgewicht gewogen wurde, hatte durch den einzigen Ausdruck, verbergen, unſägliches Unheil angerichtet; ohne denſelben würde es ihr vielleicht möglich geweſen ſeyn, Vorwände zu finden, ihren Freund den Augen ſeiner Feinde vorſichtig zu entziehen: aber was ſollte ihn mit dem Begriffe der Flucht oder der Verbergung eines Helden vor einem Paar ſo unwürdigen Widerſachern, wie die Grafen von Nordheim, ausſöhnen? — Er harrte ihrer zwey Tage zu Nordheim, und zog, als ſie den dritten nicht erſchienen, mit ſeinem Gefolge, das ſich von Hildesheim hier zu ihm gefunden hatte, bey heller Sonne ſeinen Weg. Der alte Graf von Nordheim war zu ſchwach, ſeines Freundes ganze Lage zu überſehen, von welcher man ihm noch über dieß das Wenigſte hatte vorbringen können; er ließ es bey einem herzlichen Lebewohl bewenden, als Eckard ſich von ihm trennte: aber Eliſabeths Thränen floſſen unaufhaltſam, und ſie gab ihrem Freunde noch tauſend Warnungen auf den Weg, behuthſam zu ſeyn, und ſich an keinem Orte ſicher zu halten, wo der Arm der Grafen von Nordheim hinreichte.

Eckard erfuhr auf dem Wege nach Nordhauſen, den er nahm, von einem Reiſenden, der ſich zu ſeinen Leuten geſellte, wie zu

Pölda eine Synode gehalten werde, um Bischof Bernwards und Erzbischofs Willigis Streitsache über Gandersheim, welche schon zu des letzt verstorbenen Kaisers Zeiten vorgewesen und halb entschieden war, vollends auszugleichen. Bey der Nachfrage über die Anwesenden hörte der Markgraf einige Fürsten nennen, die ihm theils als seine gewissen, theils als zweifelhafte Freunde bekannt waren, und mit welchen zu sprechen ihm die unvermuthete Gelegenheit ungemein erwünscht war. Eckard wußte sehr wohl, daß Pölda den Grafen von Nordheim gehörte; aber er dachte nicht an Elisabeths Warnung: zu der gänzlichen Furchtlosigkeit, die ein Hauptzug seines Heldenherzens war, gesellte sich auch noch die Überzeugung, daß an einem Orte, der ganz mit den respectabelsten Personen erfüllt war, deren bloße Gegenwart Sicherheit vor jeder Gewaltthat geben mußte, nicht das Geringste zu besorgen seyn könnte. Er war nie zu Pölda gewesen, und wußte von seiner innern Beschaffenheit weit weniger, als er hätte wissen können, wenn ihm sein Gedächtniß treuer gewesen wäre. Daß seine Tochter einst auf einem Schlosse der Grafen von Nordheim gefangen gewesen war, das war ihm wohl bekannt, und sie hatte nicht vergessen, ihn alle Schrecknisse und Gefahren ihres damahligen Kerkers, so weit sie ihr selbst be-

kannt waren, zu schildern; aber wo sollte der Mann, auf welchem unablässig die wichtigsten Geschäfte lagen, Gedanken für solche Dinge, dergleichen damahls in Deutschland nichts Seltnes waren, hernehmen? wie sollte er eben merken, daß der ihm so fleißig geschilderte Ort gerade Pölda, und nicht anders, hieß? — Sein guter Engel flüsterte ihm bey Anhörung eines Nahmens, der ihm so deutungsvoll hätte seyn sollen, nicht die kleinste Warnung zu; aber er ward nicht gehört. Eckard ließ sich von den Reisenden den Weg an den Ort zeigen, den er nie zuvor betreten hatte, und glaubte sich mächtig beglückt, als gleich beym Eintritte ihm zwey von denen entgegen kamen, die er hier vorzüglich hatte sprechen wollen; die Sage hat ihre Nahmen verschwiegen, und meldet nur so viel, daß sie ihn mit einiger Befremdung empfingen, sich aber bald faßten, ihm die geziemende Ehre erzeigten, und ihn bathen, in dem Schlosse, wo er willkommen wäre, zu speisen, dann, weil es spät sey, zu übernachten, des andern Morgens seine Angelegenheiten mit den Anwesenden abzuthun, und dann friedlich weiter zu ziehen. — Markgraf Eckard ward in das Tafelzimmer geführt, wo er eine große Gesellschaft beym Nachttrunke versammelt fand, die bey Hörung seines Nahmens ehrerbiethig gegen ihn aufstand, und von welcher nur der

eine ſich augenblicklich entfernte. Die Verſammelten waren meiſtens geiſtliche Herren, wie die geiſtliche Streitigkeit, um welcher willen ſie gegenwärtig waren, erforderte. Auch Erzbiſchof Heribert war unter ihnen, welches Eckarden beſonders lieb war, da er beſonders mit ihm viel zu ſprechen hatte. Er ward bey der Tafel auf Verlangen dicht neben ihn geſetzt, und verſicherte den zweifelnden Markgrafen die ganze Mahlzeit über ſo gewiß, daß er dem Herzoge von Bayern die heilige Lanze und die ſchon mit einem andern *) verabredete Krönung nie verzeihen würde, daß Eckard ſeiner Stimme in einer Sache, in welcher er ſo ſehr zweifelhaft werden mußte, verſicherter, als jemahls, blieb. Auch mehrere der andern geſellten ſich zu ihm, und ob ſie gleich nicht geradezu ſagten, daß ſie eben ihm das Kaiſerthum gönnen wollten, ſo blieb doch ſo viel gewiß, daß wenige dem Herzoge von Bayern die Krone gönnten, und daß er mehr heimliche Gegner, ſelbſt unter der Geiſtlichkeit, hatte, als er ſelbſt meinte. — Aufrichtig war das, was man Eckarden verſicherte; denn man hüthete ſich wohl, zu viel zu ſagen, ob man ihm gleich nicht wehren konnte, ſich mehr unter den geſagten

*) Der Erzbiſchof von Mainz, der auch zu des von Cöln größter Kränkung die heilige Ceremonie bey Henrich II. verrichtete.

Worten zu denken, als gemeint war: indeſſen würde man ſehr irren, wenn man aus der Doppelherzigkeit in ihren Reden, die nur dem geradſinnigen Markgrafen unkenntlich ſeyn konnte, auf Antheil an Dingen ſchließen wollte, die wir im künftigem Kapitel melden müſſen, und die nur einen, höchſtens zwey hölliſche Verbrecher zu Urhebern hatten. Die ganze Sache war: die hier Verſammelten, denen nur die gandersheimiſchen Händel zum **Vorwande** dienen mußten, waren weder für Henrich von Bayern noch Eckard von Meiſſen, ſondern für einen Dritten, Herzog Hermann von Schwaben, den Eckard fälſchlich für ſeinen Freund hielt, und der, wie Werner wohl gemuthmaßt hatte, nicht für ihn, ſondern für ſich ſelbſt um die Krone warb. — Eckard ward im Übrigen von keinem perſönlich gehaßt, oder mit dem Tode bedroht, ſondern ſie glaubten ihn, als er jetzt zu Bette geleuchtet ward, ſo ſicher, als er ſich ſelbſt an einem Orte halten mußte, wo alles Sicherheit athmete.

XXXVI.

Das Schlafgemach.

Das Schloß zu Pölda war mit Gäſten überfüllt, und der Caſtellan bezeigte einige Verlegenheit, den Markgrafen zu logiren. Zwar keiner von den anweſenden Fürſten erman-

gelte, Eckarden seine eigenen Zimmer anzuhiethen; aber er versicherte mit Lachen, daß er, der wohl mehr Nächte in seinem Leben unter den Zelten, als in verschlossenen Schlafkammern, geruht hätte, hier niemands Bequemlichkeit stören, und gern mit dem vorlieb nehmen wollte, was seine späte Ankunft für ihn übrig gelassen hätte.

„In der That," versetzte der Castellan, „befände ich mich wohl im Stande, dem Herrn Markgrafen eine Ruhestelle anzuweisen, deren sich kein Kaiser zu schämen hätte, wenn nicht —"

„Und was?" sagte einer von den beyden Ungenannten, welche Eckarden zuerst bewillkommt hatten.

„Gnädiger Herr!" erwiederte der Castellan mit gezogenen Schultern; „der schönste Ort im ganzen Schlosse. Ein Zauberpallast, den selbst meine Herren, die ihn zu ihrer Lust erbauten, nur selten sehen! — Bedenket, ob ich hier Macht habe, zu handeln, wie ich will!"

„Und bedenket ihr selbst, mit wem ihr sprechet!" fuhr der andere mit Ungestüm heraus. „Kein Ort ist zu köstlich für einen künftigen Kaiser; und ist euer Schlafgemach ein solcher Zauberort, so scheint ihn ja das Schicksal recht für den Herrn Markgrafen aufgehoben zu haben, Trotz den Grafen von Nord-

heim, daß sie dem die Ruhe in ihrem Lustrevier wehren, für welchen alle Weltgegenden ihre Herrlichkeiten aufsparen sollten!"

Fast war die Schmeicheley zu grob, um ungeahndet zu bleiben: der Markgraf vergalt sie mit einem verachtenden Blicke; indessen war er nicht aufgelegt, mit den Grafen von Nordheim oder ihren Dienern zu complimentiren, der unglaublichen Müdigkeit, die ihn seit dem letzten Pocale die Augenlieder zuzog, gar nicht zu gedenken. Fast im Gehen entschlummernd, bemerkte doch der Markgraf, daß man ihn einen seltsamen Weg führte, und Gero, der dicht hinter ihm unter den andern Dienern mit einer Fackel hertrat, war kühn genug, murrend anzudeuten, daß die steile Treppe, die sie jetzt hinauf stiegen, eher zu einem Gefängnißthurm, als zu einem fürstlichen Schlafgemach zu führen schien.

„Eure Augen werden euch von dem Gegentheile überzeugen," war die Antwort; und in diesem Augenblicke öffnete sich den Kommenden der überraschendste Anblick durch eine hohe vergoldete Flügelthür in ein weites Gemach, welches, der Form und Auszierung nach, eher einen Tempel Cytherens, als dem Schlafzimmer eines Helden ähnlich sah. Wir schildern es nicht, weil wir den Leser nicht zum ersten Mahle in den goldenen Thurm zu Pölda führen; — indessen

wahrscheinlich, um den Markgrafen, der vielleicht auch von demselben gehört haben konnte, alle Erinnerung zu benehmen — war dieß Mahl hier die Beleuchtung ganz anders, als gewöhnlich, und zeigte jeden Gegenstand aus einem ganz fremden Lichte. Kein blendender Glanz von zahlreichen Kerzen war hier verschwendet. Alles Säulenwerk, Gardinen, vergoldete Nischen und Marmorbildsäulen schwammen in einem sanften, grünlichen, zum Schlaf einladenden Lichte, von welchem man nicht sah, wo es herkam. Gero, der noch nie dergleichen Herrlichkeit gesehen hatte, nahm all seine Besorgnisse zurück, und löschte, gleich den andern, schweigend seine Fackel, um des lieblichen Anblicks desto besser zu genießen, und der Markgraf merkte gähnend an, die Grafen von Nordheim möchten wohl in aller Stille der Wollüste des Lebens auf die feinste Art zu genießen wissen. „Ich bin glücklich," versetzte der demüthige Castellan, „wenn Markgraf Eckard sich diese Schlafstelle gefallen läßt: ich besorgte schon das Gegentheil, und bin noch diesen Augenblick bereit, meinen künftigen Kaiser in jedes andere Gemach zu führen, das ihm besser behagen wird, ob ich gleich gestehe, daß im ganzen Schlosse keins —"

„O ich bitte euch," unterbrach ihn der bis zum Sterben ermüdete Eckard, wo denkt ihr

hin? Eure steilen Treppen, eure Winkelgänge nicht noch ein Mahl zu gehen, wollte ich mir es wohl in eurem Burgverließ für diese Nacht gefallen lassen. Das Zimmer ist gut, und ich bitte, überlaßt mich nun dem Schlaf, dessen ich mich kaum mehr erwehren kann."

Jedermann zog sich ehrerbiethig zurück, bis auf des Grafen Leute, welche von ihm noch einige Befehle für den andern Morgen erhielten, und dann von ihm bis auf den einzigen Gero entlassen wurden; man führte sie in einen abgelegenen Theil des Schlosses, wo sie sich, nach noch einigen mit den Knechten der geistlichen Herren beym Becher durchwachten Stunden, wohl bezecht und ohne Sorge wegen ihres unglücklichen dahin gegebenen Herrn zur Ruhe legten.

XXXVII.

Nachtgeschichte.

Markgraf Eckard hatte in den Tagen seines Aufenthaltes zu Nordheim, wie natürlich, mit der Gräfinn Elisabeth viel von Luitgarden gesprochen. Mit Entzücken vernahm ihre alte Freundinn ihre Anwesenheit zu Walbeck, und wollte sogleich zu ihr senden, ihr ihre nahe Gegenwart melden, und sie einladen zu lassen, sie möchte zu ihr nach Nordheim kommen, weil sie selbst ihren kranken Gemahl nicht verlassen könne, und gleichwohl

or Verlangen brenne, die Tochter ihres Her-
ens wieder zu ſehen. „Beſorget nichts ih-
entwegen," ſetzte ſie hinzu; „Luitgard, die
ch nicht ſchämen darf, ſich zu verbergen,
ll den Blicken meiner Stiefſöhne vorſichtig
ntzogen werden." — „Luitgard iſt überall
cher, wo ihr ſeyd," ſagte damahls der Mark-
raf; „aber ich bitte euch, ſie nicht eher hoh-
en zu laſſen, bis ich fort bin. Ich weiß, was
nich der letzte Abſchied von ihr gekoſtet hat;
ngern wollte ich ihn noch ein Mahl wieder-
ohlen: gleichwohl müßte es bey den noch ſo
hr zweifelhaften Ausſichten, bey meiner wahr-
cheinlichen Reiſe nach Italien, jetzt noch ge-
chieden ſeyn; darum ſchonet meines Herzens,
nd geduldet euch! ich werde Nordheim bald
erlaſſen." — Und der Markgraf verließ Nord-
eim, wie wir geſehen haben, und kam in einer
Zeit, welche die Sage nicht beſtimmt, da ver-
chiedene Umwege ihn ſäumen machten, an den
Ort, wo wir ihn gelaſſen haben, da indeſſen
gleich hinter ihm Eliſabeths Bothen auf ſchnel-
en Pferden nach Walbeck gingen, Luitgar-
en ihre Einladung zu bringen.

Luitgard hatte von der Rückkunft der theu-
en Gräfinn von Nordheim aus Paläſtina,
ie ſehr geheim gehalten wurde, noch nichts
ernommen, und man urtheile, mit welchem
Entzücken ſie flog, ſich in ihre Arme zu wer-
fen! „*O gelobt*, gelobt ſey Gott," rief ſie

beym Abſchiede von der Nonne, die allein zu Walbeck zurück blieb, „der mir die ſchweren Tage der Trennung von meinem Vater und Gemahl durch die unverhoffteſte Freude des Wiederſehens erleichtert! an Eliſabeths Buſen wird ſich mein beklommenes Herz entlaſſen, und alle Schreckbilder werden fliehen, die du, theure Waldburg, die mit mir gleiche Beängſtigung fühlt, nicht verjagen kannſt."

Luitgard hatte nicht zu viel erwartet. Schon der bloße Anblick der Gräfinn ſchien ihr Troſt zu bringen, wie viel mehr ihre ſüßen, beruhigenden Geſpräche! Eliſabeth verſchwieg ihrer bekümmerten Freundinn alles, was ihr die Sorgen mittheilen konnte, von welchen, wie wir geſehen haben, ihr eigenes Herz nicht frey war, und ſagte ihr nur das Angenehme. Von Werners Todesgefahr auf der Reiſe nach Werla, von den zweifelhaften Ausſichten Markgraf Eckards, von den Nachſtellungen Siegfrieds und Benno's erfuhr ſie nichts; aber dieß erfuhr ſie, daß ihr Vater in den letzten Tagen hier geweſen ſey, und ihr, nächſt der Hoffnung baldigen Wiederſehens, tauſendfachen Segen und manch zärtliches Lebewohl hinterlaſſen habe. Der Umſtand, daß ihr ihr Vater vor kurzem ſo nahe geweſen ſey; daß ſie mit einer Perſon reden konnte, die ihn kürzlich geſehen hatte, beruhigte Luitgarden ungemein. All ihre Sorgen ſchienen hin-

weg gehaucht, und sie befand sich in einer Stimmung, die selbst auf die im Stillen sehr unruhige Gräfinn einen vortheilhaften Einfluß hatte. Den übrigen Theil des Tages brachten beyde Damen an dem Bette des alten Grafen von Nordheim zu, mit gegenseitiger Erzählung ihres bisherigen Ergehens. Luitgards süßes Geschwätz machte den Kranken ganz wieder lebendig; er drückte ihr mehrmahl die Hand, und betheuerte, wie er sein weniges übriges Leben hingeben wollte, einem seiner Söhne eine solche Gemahlinn zu erkaufen. Luitgard, die es zwar schon von je her hätte gewohnt seyn sollen, daß Väter, Mütter, Schwestern und Basen ähnliche Wünsche in Ansehung ihrer für die ihnen verwandten Jünglinge hägten, erröthete über diese Äußerung, und eilte, dem alten Grafen zu sagen, daß sie Gräfinn von Bernburg sey, wovon er noch nichts wußte, und welches auch Elisabeth aus Eckards Munde nur unvollkommen gehört hatte. Ihre Erzählung wechselte mit den sehr denkwürdigen Geschichten aus dem gelobten Lande ab, in deren Wiederhohlung der genesende Kranke seiner Gemahlinn oft in die Rede fiel, um Stellen zu berichtigen, wo Elisabeths Bescheidenheit die Übungen wahrer Heldentugend, durch welche sie dort den gefangenen Gemahl erledigte, zu leicht berühren, oder gar übergehen woll-

te. — Ein herrlicher, seliger Tag war dieser, der mitten unter einem Gefolge schwarzer Vorgänger und Nachtreter hervor stach, wie die weiß gekleidete, mit Blumen gekrönte lächelnde Jungfrau im schwarz beflorten Leichenzuge*).

Die Nacht kam heran, ohne daß man noch an Trennung dachte. Luitgard wollte die Nachtwache mit der Gräfinn am Lager des Kranken theilen; aber diese bedeutete ihr, wie, wo zwey lange getrennte Freundinnen beysammen säßen, Gespräch unvermeidlich wäre, und wie ein solches Gespräch den Schlaf des ruhebedürftigen Grafen leicht stören könne. — Auf diese Art glückte es ihr, Luitgarden zu Bette zu bringen, die ihr noch bey der letzten Umarmung zur guten Nacht versprach, nicht aus ihrem Schlosse zu weichen, bis die Rückkunft ihres Vaters oder Gemahls ihre Gegenwart anders wo heischte. — — Luitgard warf sich herzlich ermüdet auf ihr Lager, und Elisabeth schlich leise nach dem Krankenzimmer zurück, wo sie ihren Gemahl schon schlafend fand, und sich also ihren stürmenden und wogenden Gedanken, die nach dem Abschiede jener holden Freudengeberinn mit voller Macht

*) Anspielung auf einen uralten Gebrauch, bey Beerdigungen unmittelbar hinter der Leiche eine fröhliche Gestalt hertreten zu lassen, die vielleicht auf den seligen Zustand des Verstorbenen in einer bessern Welt deuten sollte.

wiederkehrte, ungestört überlassen konnte. Kummer verwandelt sich bey einer wirklich frommen Seele leicht in Gebeth; dieses bringt Tröstung, und diese den Schlummer: so ging es auch hier der Gräfinn von Nordheim; sie fühlte die Vorbothen des Schlafs, ließ den noch immer ruhenden Kranken unter der Aufsicht der Wärterinn, und begab sich ins Nebenzimmer, einige Stunden zu schlafen. Ob ihre Ruhe Stunden oder Augenblicke gedauert hatte, ist uns unbekannt; nur so viel wissen wir, daß sie auf ein Mahl mit Schrecken erwachte. Sie schlug die Augen auf; das Aufgehen der gegen über stehenden Thür hatte sie geweckt, und Luitgard trat herein. — Luitgard sage ich? — Nein, ein bleiches zitterndes Gespenst, das Bild des Entsetzens!

„Gott!" schrie Elisabeth, die auf sie zuging; „meine Tochter! was ist euch begegnet?"

„Weiß ichs, Gräfinn?" stammelte die Kommende; „aber so viel ist gewiß, ich muß fort, fort den Augenblick, um meinen Vater aufzusuchen!"

„Luitgard! beruhigt euch! bedenkt, es ist Nacht!"

„O die schrecklichste, schrecklichste Nacht! die Mutter ungeheurer Thaten! O Gräfinn! ich bitte, fußfällig bitte ich euch, sorgt, daß ich Gelegenheit habe, mich sogleich auf den Weg zu machen!" —

„Und wohin?"

„Nach Pölda! dorthin weist mich mein Traum! — O Gott! Elisabeth! was zögert ihr? an einem Augenblicke hangt Leben und Tod! Gebiethet, oder ich muß zu Fuße entfliehen!"

Elisabeth, vor Schrecken selbst halb ohnmächtig, verließ das Zimmer, die nöthigen Befehle zu einer Reise zu geben, deren Grund und Endzweck ihr ein Räthsel war, dessen Auflösung ihr indessen doch in dunkeln Bildern vorschwebte. — „Pölda?" sagte sie zu sich selbst. „Ja, wäre Eckard dort, dann wäre er in der That verloren! — Aber ein bloßer Traum? wer wird auf diesen bauen! — und doch — Ach Gott! ich weiß nicht, was ich denken, weiß nicht, was ich glauben soll."

Die Gräfinn fand bey ihrer schnellen Zurückkunft in das Zimmer Luitgard leblos auf dem Boden liegen. Ihre Bemühungen brachten sie zu sich selbst. „Mein Kind! meine Luitgard!" sprach sie mit süßer Stimme; werdet ihr mir nicht sagen, welche Erscheinung euch beunruhigt?"

„Ja wohl Erscheinung! ihr nennt den rechten Nahmen! Es war nicht Traum! nicht Gesicht! es war mehr! — Ich weiß nicht, was ich sah, weiß nicht, was ich hörte: ich sprang auf; da lag Markgraf Eckard im Blute schwimmend — — Ihr denkt doch noch jenes Traums, der mir zu Pölda träumte? — jenes Traums, den ich, ach zu früh, erfüllt und vernichtet

glaubte? ach, was ich damahls träumte, sah ich heute, sehe ich noch in diesem schrecklichen Augenblicke! O mein Vater! mein Vater! ich muß dich retten, oder mit dir sterben!"

Luitgard entschlüpfte den Händen der zitternden Gräfinn, und flog die Treppe hinab, wo sie sich in den wartenden Wagen warf, dem Führer die Worte: Nach Polda! zurief, und, ohne daß auch nur ein Diener ihr folgen konnte, einen Weg antrat, der, mit welcher Schnelligkeit er auch auf ihr beständiges Antreiben fortgesetzt wurde, doch nicht ehe, als gegen den bey damahliger Jahrszeit sehr spät anbrechenden Morgen geendigt werden konnte. Luitgard stürzte sich aus dem Wagen, und trat in ein offen stehendes Unterzimmer, wo eben einige der Äbte und Prälaten sich beym Morgentrunk versammelten. Alles athmete hier Ruhe, und auf den Gesichtern der feisten Mönche war keine Spur eines andern Gedankens, als des an das eben verlassene Bett, und das vor ihnen stehende Frühstück zu lesen. Um so viel heftiger mußte der Eindruck seyn, den die unversehene Erscheinung der Figur machte, die auf ein Mahl vor ihren Augen stand; Luitgard, mit aufgelöstem Haar, in leichter Nachtkleidung, durch Miene, Farbe, Stellung und Sprache mehr einem in irdische Nebel gehüllten Geiste, als einer Erdbewohnerinn ähnlich.

„Wo ist mein Vater?" schrie sie mit gerungenen Händen.

„Ihr Vater?" erwiederten die erstaunten Mönche, die sie nicht kannten, und einander voll Bestürzung ansahen.

„Gott, wo ist mein Vater? wo ist Markgraf Eckard?" rief Luitgard, indem sie sich zu den aufwartenden Dienern wendete.

„Gnädiges Fräulein! der Herr Markgraf ist diese Nacht mit einem einzigen Diener aufgebrochen, und seine Leute, die er zurück ließ, sind ihm vor einer Stunde gefolgt."

„O ihr lügt! ihr lügt!" flüsterte die Verzweifelnde mit kaum hörbarer Stimme: „war mein Vater einmahl hier, so ist er es noch! Gott weiß, in welchem Zustande! Ich kenne Pölda und seine Besitzer! man verläßt diese Gegenden nicht auf so leichte Art!"

„Gnädiges Fräulein! unserer Herren ist keiner anwesend; aber —"

„O laß mich! laß mich die Überbleibsel des theuren Ermordeten suchen, und blindlings will ich sie finden."

Die geistlichen Herren, deren Anzahl sich indessen gemehrt hatte, sammelten sich um Markgraf Eckards unglückliche Tochter, und flüsterten sich leise zu: „Sie ist nicht bey Sinnen!" Der Erzbischof von Maynz trat indessen herein; Luitgard stürzte sich ihm zu Füßen, und schrie um Rache und Barmherzigkeit. Wenig Wor-

te verständigten ihn, wovon hier die Rede sey. „Meine Tochter!“ sagte er; „ihr irrt! Was könnte dem Markgrafen hier in einer Versammlung von Fürsten, von Rächern der Gerechtigkeit, begegnet seyn? Es ist wahr, die Grafen von Nordheim sind erbittertere Feinde eures Vaters, als es das Christenthum erlaubt; aber der Markgraf mußte ja selbst die Sicherheit fühlen, die ihm unsere Gegenwart gibt, sonst würde er sich nicht auf ihr Schloß gewagt haben! — Ich muß es Graf Siegfrieden zum Ruhme nachsagen, der sich bey seiner Ankunft mit uns an der Tafel befand, daß er sogleich aufstand, das Zimmer, und eine Stunde darauf das Schloß verließ, um, wie er sagte, seinem Gast durch seinen Anblick nicht die Aufnahme zu verbittern, die ihm die Gastfreyheit hier erwarten ließ; ich bitte euch, kann man wohl die Gefälligkeit weiter treiben? und läßt sich von so einem Manne wohl etwas Arges vermuthen?“

„Habt ihr den Markgrafen abreisen gesehen?“ fragte die etwas besänftigte Luitgard.

„Nein, er ist mitten in der Nacht aufgebrochen, als wir noch alle in der Ruhe lagen.“

„Ein sonderbarer, schneller Abschied!“ sagte der tief denkende Abt von Fulda, ein Mann von bekannter Redlichkeit. „Schnell und sonderbar! da, wie mehreren von euch bekannt ist, gestern Berathschlagungen ange-

fangen wurden, welche heute noch geendiget werden sollten!" —

„Und weiß einer von euch," fuhr Luitgard mit einer Stimme fort, die die Rückkehr aller ihrer Schrecknisse zeigte, „weiß einer den Ort, wo er diese Nacht geruht hat?"

„Der Castellan und die Diener, welche ihm zur Ruhe leuchteten, müssen es wissen; denn unser keiner — —"

„O wozu diese Umschweife! Kommt! kommt! ich will euch den Weg zeigen, den ihn die Rache schleppte, und den er nie zum zweyten Mahle gehen wird!"

Luitgard hatte bey diesen Worten die Thür erreicht, die sie aufriß, und den Versammelten winkte, ihr zu folgen. — Der größere Theil der schläfrigen Prälaten, denen all dieses Gaukelspiel zu seyn dünkte, blieben bey ihrem Frühstücke zurück, und nur Erzbischof Heribert, der Abt von Fulda, und einige andere begleiteten die schwankende Gräfinn von Bernburg, die sie mit zitterndem Schritte durch zwanzig von ihnen zuvor nie gesehene Höfe und Schlippen nach einem hohen Gebäude führte, welches frey unter allen übrigen da stand, und nirgends, als in seiner höchsten Höhe, etwas zeigte, das einem Eingange ähnlich war. — Einige der Diener bezeugten, daß sie wirklich gestern Abend den Castellan den Markgrafen hierher ha-

ben begleiten gesehen; aber keiner wollte persönlich dabey gewesen seyn, weil Eckard wirklich von niemand, als seinen eigenen Leuten, zur Ruhe geleuchtet worden war: auch wußte keiner ein Mittel, jene steile Mauer zu erklettern, die überhaupt gar nicht das Ansehen hatte, als wenn sie irgend einem Geschöpfe, als Eulen und Fledermäusen, zum Aufenthalte dienen, oder irgend einen andern Nutzen haben könnte, als der alten Feste ein noch trotzigeres Ansehen zu geben. Luitgard war von der heftigen Anstrengung ermattet auf einen Stein ohne Besinnung niedergesunken, indeß ihre Begleiter mit der versammelten Dienerschaft stritten, was ihnen von diesem Theile des Schlosses bekannt wäre. Wenige hatten um die nordheimischen Staatsgeheimnisse Wissenschaft, und diese wenigen wußten auf eine andächtige Art zu schweigen, indeß die andern sich auf den Castellan beriefen, der nirgends zu finden war. In diesem Augenblicke kam Post, wie der vordere Schloßhof mit Gewappneten erfüllt sey, welche von der Gräfinn von Nordheim abgeschickt wären, friedlich nach der jungen Gräfinn von Bernburg zu fragen, welche in diesen Mauern seyn müsse; eine Vorsicht, welche die vorsorgende Freundinn Luitgards im ersten Augenblicke der Besinnung, nach dem seltsamen Vorgange letzter Nacht, gebraucht hatte,

ihre schnelle schutzlose Entweichung, die sie sich kaum noch selbst begreiflich machen konnte, auf alle Art zu sichern. Die kühnsten und versuchtesten Männer der nordheimischen Besatzung hatte sie hierzu ausgesucht, und ihnen einen Anführer gegeben, den sie zu diesem Endzwecke nicht besser hätte wählen können. Albin war es, der, als er Graf Werners Dienste wohl beschenkt verlassen mußte, sich vornahm, Palästina zu besuchen, auf dem Wege dahin die rückkehrende Gräfinn von Nordheim mit ihrem Gemahle antraf, und sich leicht bereden ließ, seine Reise aufzugeben, und in ihrem Dienste Europa wieder zu sehen, ehe er Saracenenblut vergossen hatte. Hier war sein Schwert nöthiger, als im heiligen Lande, und er hatte der Gräfinn versprochen, es redlich zu brauchen, wenn bey der Expedition, die sie ihm heute auftrug, Schwertesschärfe aufgefordert würde. — Dieses war der Fall nicht: friedlich waren die Bothen der Gräfinn von Nordheim gekommen; friedlich waren sie eingelassen worden; niemand läugnete ihnen Luitgards Anwesenheit, und niemand wehrte ihnen, sie an dem Orte, wo sie gegenwärtig war, selbst aufzusuchen. — „O Albin!" rief ihm Luitgard, die sich eben erhohlte, entgegen: „wir stehen an der Pforte der Hölle; schafft uns Mittel, sie zu erbrechen, und den Gefange-

nen zu befreyen, oder, dafern mich der schrecklichste Theil meiner Ahndung nicht triegt, sein Blut zu rächen!"

Albin war nicht darum so lange bey dem Grafen von Nordheim Höllenpförtner gewesen, um nicht auch diesen Schreckenswinkel, und die Mittel, ihn zu eröffnen, genau zu kennen. Ohne sich mit Fragen abzugeben, da ihm die Besorgnisse der Gräfinn von Bernburg aus wenig Worten deutlich wurden; ohne die Übereinstimmung seiner eigenen Gedanken mit den ihrigen zu äußern, brachte er mit weniger Mühe zwischen ein Paar hervor ragenden Mauern eine Treppe zum Vorscheine, auf welcher er der erste hinauf stieg, und es den Andern überließ, ob sie ihm folgen wollten. — Wenig hätte gefehlt, daß man Luitgarden für eine vollendete Schwärmerinn erklärt, und ihr als einer solchen den Rückweg ganz friedlich gewiesen hätte. Das, was man jetzt sah, einen, man konnte nicht errathen, aus welcher Absicht, verborgenen Eingang zu einem alten grauenvollen Gemäuer, gab ihren Worten ein anderes Ansehen, oder vielmehr, man dachte weder an dieselben, noch an die Sprecherinn, die man unten auf ihrem Steine sitzen ließ, und schlich Albinen, voll furchtsamer Neugier, nach. — Lange dauerte es, ehe Luitgardens Kräfte es erlaubten, das Nähmliche zu thun; die For-

scher nach den Heimlichkeiten der alten Zimmer verweilten lange, und die Höhe des Gebäudes erlaubte nicht, daß ein Schall herab kam, das zu verrathen, was oben vorging. Angst und Ungeduld machten, daß sich die Wartende wechselsweise erhob, und zurück sank. Bley schien an ihren Füßen zu hängen, und doch gelang es ihr endlich, die steile Höhe zu erklimmen, ungeachtet ihr im Näherkommen Töne entgegen schallten, deren leicht zu machende Deutung sie schnell hätte zurück stürzen, und ihrem Leben nahe bey der Stelle ein Ende machen können, wo der edelste Held Germaniens das seinige unter dem Meuchelschwerte in voriger Nacht geendiget hatte. — Ihr schützender Engel hielt sie aufrecht, und leitete sie mitten in die grauenvolle Scene, wo er vielleicht von Entsetzen übermocht ihrer Huth vergaß, und sie sinken ließ. — Welch ein Anblick! Das Zimmer, besonders der Theil, wo jenes schon ein Mahl erwähnte verrätherische Prunkbett stand, in welchem auch Luitgard eine Nacht geruht hatte, schwamm in Blute; die Bischöfe standen um dasselbe, und Ruitbert, der Abt von Fulda ein so erfahrner Arzt, als wie in spätern Jahrhunderten derjenige *), welcher durch

*) Petrus Aichspalt, aus Dankbarkeit für eine an ihm gethane Wundercur zum Erzbischof von Maynz erhöht.

Hyadens Hülfe die Inful erlangte, war bemüht, Leben in einen Körper zurück zu rufen, deſſen Seele, wie die erſtarrten Glieder zeigten, längſt für jeden Rückruf unerreichbar, entflohen war.

Dicht an der Thüre verband Albin einen noch athmenden Leichnam, der ſich unter ſeinen Händen zu erhohlen ſchien, und deſſen Lebensgeiſter man ſchon beym Eintritte auf eine gewaltſame Art zurück gerufen hatte, indem man den Eingang, welchen er davor liegend verſperrte, ungeſtüm aufriß. Mitten im Zimmer lagen zwey ganz entſeelte Körper, welche zeugten, Markgraf Eckard ſey nicht ungerochen gefallen, obwohl die Lage, in welcher man ihn im Bette gefunden hatte, bewies, daß ihn die Mörder in tiefem Schlafe überfallen hätten, und daß die Rache oder Vertheidigung nicht von ſeinen Heldenarmen, ſondern von dem treuen Diener gekommen ſey, der unter Albins Händen jetzt die erſten klagenden Töne zu lallen anfing. —

Der hülfreiche Abt von Fulda ließ jetzt den Körper des Markgrafen mit einem tiefen Seufzer, und der Erklärung, hier ſey alles vergebens, auf ſein blutiges Lager zurück ſinken, und der Erzbiſchof von Maynz, der bisher, wie halb außer ſich, dabey geſtanden hatte, befahl, indem er ſich mit naſſen Augen hinweg wendete, einem jungen Mönche,

seinem Vertrauten, hinab zu eilen, und so viel der Bischöfe, Prälaten, Fürsten und Herren herbey zu rufen, als ihm folgen wollten, und dieses Zimmer fassen könnte, weil es Noth sey, alle zu Zeugen eines Vorfalls zu machen, an dem sie alle Theil nehmen, den sie alle rächen müßten, weil der Umstand, daß er sich während ihres Aufenthalts zu Pölda ereignet habe, ihrer eigenen Unschuld einen Flecken anhängen könnte.

„Ehrwürdiger Herr!" rief Albin; „die vollkommenste Vertheidigung eurer Unschuld könnet ihr aus dem Munde dieses Mannes haben, der, wie ich aus wenigen seiner gebrochenen Worte schließen kann, als Augenzeuge die beste Nachricht geben wird. Gott friste ihm sein Leben wenigstens bis zur vollen Aufklärung dieser schrecklichen Dinge!"

Der Erzbischof, der sich dem alten kaum noch athmenden Gero nahte, und ihn die Augen öffnen sah, wendete sich zu dem Abte von Fulda, ihn hier um einen Beweis seiner Kunst zu bitten; und dieser, der eben die Gräfinn von Bernburg, deren Eintritt in der Bestürzung niemand gemerkt hatte, nahe bey dem blutigen Sterbebette ihres Vaters ohnmächtig liegen fand, mußte von ihrer Erquickung abstehen, und bey dem verwundeten Gero das Nöthigere verrichten. — Albin überließ Abt Ruitberten seine Stelle bey Eckards

treuem Diener, und flog zu Luitgarden, deren Erquickung ihm dagegen aufgetragen ward. Überzeugt, daß sie hier nur erwachen könnte, um von neuem dahin zu sinken, faßte er sie in seine Arme, und trug sie aus dieser grauenvollen Gegend hinab in die freye Luft. Das Heer der bestürzten Fürsten und Bischöfe, die auf Heriberts Ruf herbey eilten, kam ihm im vordern Hofe entgegen, und zeigte ihm eine neue Ursache der nothwendigen Entfernung Luitgards aus einem Orte, der offenbar zu klein war, alle die zu fassen, die jetzt kamen, ein schreckliches Schauspiel mit anzusehen, das vorher keiner hindern mochte. Ach, Unwissenheit und Verdachtlosigkeit entschuldigte hier nicht ganz! Einige wußten doch wenigstens so viel, Markgraf Eckard befinde sich in der Burg seiner ergrimmtesten Feinde. Man hätte sich nicht so leicht seiner Sicherheit wegen beruhigen, ihn nicht aus den Augen lassen, nicht so willig den Täuschungen Platz geben sollen, die ja hier überall unverkennbar waren; aber man fand es bequem, ruhig zu seyn, und so war man es: — auch ist nicht zu läugnen, daß die Feinde des Markgrafen ihre Sache schlau genug angefangen hatten, um jede Spur ihrer Unthat zu verwirren. Sie waren bey Eckards Ermordung gar nicht im Schlosse; niemand, als ein einziger nun entflohener Diener der

Burg, wußte um die Sache. Der Schauplatz des Verbrechens war entlegen, unbekannt und unzugänglich: hier hätten die Leichname des Markgrafen und seiner Todesgefährten ruhig zu Staube werden können, indeß jedermann gewähnt hätte, er hätte Pölda glücklich verlassen, und wäre, da er nirgends zu finden gewesen wäre, irgend einem andern seiner Feinde (deren einer, der damahls nach der Krone strebte, immer genug hatte) in die Hände gefallen. Die Vorsicht hatte hier, wie schon bey tausend unentdeckbar geglaubten Verbrechen geschah, mit eigener Hand den dicht gewebten Schleyer der Boßheit aufgedeckt, und durch außerordentliche Mittel das bewirkt, was sonst fast unmöglich gewesen wäre.

XXXVIII.

Sie folgt ihm, wie sie versprach.

Die Fürsten und Bischöfe befanden sich jetzt in oder vor dem Mordgemache, wo Erzbischof Heribert den schwachen Gero verhörte, und seine Aussage von Abt Ruitberten schriftlich verfassen ließ. Sie bestand wegen seiner Todesmattigkeit, und dem schnellen Herannahen der letzten Stunde, in wenigen, aber nachdrucksvollen Worten, welche ungefähr so viel enthielten, daß er des vorigen Abends durch ein belauschtes Gespräch des

Grafen von Nordheim mit einem andern, dessen Nahmen er undeutlich aussprach, gefährliche Muthmaßungen erhalten habe, die indessen mehr auf Gefängniß, als Tod, gedeutet hätten. Der Markgraf, dem er dieses heimlich über Tische entdeckt, habe es in den Wind geschlagen, und ihn mit der Sicherheit beruhigt, die ihm die anwesende Fürstenversammlung und sein eigenes Gefolge gebe. Seine — (Gero's) — Furcht sey durch den Anblick des herrlich gezierten Schlafzimmers und durch des Castellans unbefangene Betragen gemindert worden; aber nichts habe ihn abhalten können, seinen in Todesschlaf liegenden Herrn nach fest verschlossener Thür mit dem Schwerte zu bewachen. Weit nach Mitternacht seyen durch Fallthüren unter des Markgrafen Bette und durch die Nischen in der Wand Bewaffnete herein gebrochen, deren er leider nur zwey habe tödten, und einen, den er für Graf Siegfrieden von Nordheim gehalten habe, schwer verwunden können, indeß der Markgraf unerweckbar geblieben, und wahrscheinlich so ohne alles Gefühl aus den Armen des Schlafs in die des Todes gesunken wäre. Er habe sich über ihn gebreitet, und so die tödtlichste seiner Wunden empfangen, nach welcher man ihn empor gerissen, und mitten ins Zimmer geschläudert habe, worauf er sich nichts mehr zu besinnen wisse. —

Gero lebte noch einige Stunden, um das Ausgesagte von neuem zu bekräftigen, und an einigen Stellen zu erweitern, und entschlief dann lächelnd mit der Versicherung, ihm sey es wohl, mit seinem guten Herrn gestorben zu seyn, da er nicht habe für ihn sterben können.

Wie soll ich die Folgen dieser entsetzlichen Begebenheit beschreiben, die damahls ganz Deutschland aufrührisch machte! Tiefes grabähnliches Schweigen folgte zu Pölda auf das schauervolle Getümmel dieses Tages. Luitgard, nach zwey überstandenen Ohnmachten von fürchterlicher Länge, doch ohne alle Spur von Verstand oder Besinnung, ward von der beängstigten Gräfinn Elisabeth, welche die sich ausbreitenden schrecklichen Gerüchte vernahm, und die Rückkunft ihrer unglücklichen Freundinn nicht erwarten konnte, persönlich abgeholt, und unter Bedeckung der voraus geschickten Reisigen sicher nach Nordheim gebracht, indessen man die Leiche des Markgrafen in trauriger Stille vom Blute reinigte, und sie zur Abführung nach Meissen bereitete. Drey Täge lang ward der Leichnam des Helden zu Pölda zur Schau ausgestellt, und der Herzog von Bayern, Hermann von Schwaben, und mehrere andere auf welchen wegen des Vortheils, der ihnen durch den Tod ihres furchtbaren Mitwerbers zuwuchs,

ein Verdacht hätte haften können, kamen, die Hand auf seine kalte Stirn und auf seine Wunden zu legen, und den Eid der Unschuld zu schwören: auch glaubte man ihnen gern; denn wer hätte hier in wahrscheinlichen Verdacht kommen können, als die wirklichen Thäter, welche auf ihrer Flucht vom päpstlichen Bannstrahle verfolgt wurden, indessen den andern allen Absolution und Erlassung auch des kleinsten Mißtrauens zu Theile ward.

Luitgard ward in dem traurigsten Zustande nach Nordheim gebracht: sie schwebte mehrere Wochen zwischen Leben und Tod, und nur die unermüdete Sorgfalt ihrer treuen Freundinn konnte sie retten; aber zu welch einem Leben? — zu dem elendesten, schmachtendsten, das je eine junge Person in der Blüthe der Jahre geführt hat! — So welkt eine zarte Pflanze, aus dem mütterlichen Boden gerissen; so welkte Luitgard desjenigen beraubt, der ihr ohne Vergleich auf der Welt der Liebste war.

Ein Band fesselte sie noch an die Welt, Pflicht und Neigung gegen ihren Gemahl, der jetzt nebst seinem Vater nach Walbeck zurück gekommen war, und um ihre Gegenwart bitten ließ. Diese Bitte befremdete; der zärtliche Werner würde selbst gekommen seyn, seine Luitgard abzuhohlen, wenn alles um ihn wohl gestanden hätte. Ach so stand es nicht!

Er, der auf seiner Reise nach Werla mit Mühe Mörderhänden entkommen war; er, der bey der dasigen Fürstenversammlung die tödtende Kränkung erfahren hatte, die Erklärung seines Vaters wider Markgraf Eckarden hören zu müssen; er, der, nachdem Graf Luther von ihm mit Mühe zur Reue wegen der Verzeihung wider den verkannten Markgrafen, und zum Widerruf gebracht worden war, so wohl, als jener, Nachstellung mit Gift erfahren mußte, aus welcher er kaum das Leben davon brachte; er konnte wohl in keinem andern, als dem kläglichsten Zustande das Schloß seiner Väter wieder sehen. — Werner und Luitgard kannten sich nicht mehr, als sie sich erblickten: ach, was hatten beyde in der Zeit der Trennung erlitten! — Die selbst kaum genesene Luitgard mußte mit der Nonne von Gandersheim, statt der hier gehofften Erquickung die Wartung eines kränklichen Vaters und Gemahls theilen. Sie that ihr ganzes Leben hindurch alles, was sie für Pflicht erkannte, mit der äußersten Anstrengung, mit voller Aufopferung ihrer Kräfte; sie that es auch hier. Die Blicke ihrer Kranken segneten sie: Waldburg und die Gräfinn von Nordheim flehten um Schonung ihrer selbst; auch gehorchte Luitgard, und nahm gern die Hülfe an, die ihr ihre Freundinnen bothen. aber — es war zu spät. Ein so feiner, so zarter

Bau, wie der ihrige, durfte nicht so stark, so oft erschüttert werden, wenn er dauerhaft bleiben, eine so innig fühlende Seele nicht so oft auf den empfindlichsten Seiten angegriffen werden, wenn sie nicht erliegen sollte.

Luitgard war bald nicht mehr sie selbst, ein bleiches lächelndes Gerippe, eine in dünnen irdischen Duft gekleidete Geistergestalt. Ihre frohe Ergebung, ihre duldende Sanftmuth, alle Züge ihrer himmlischen Seele blieben ihr; sie fühlte ihren eigenen Zustand, ihr schnelles Nahen zum Grabe, besser, als es ihre bekümmerten Freunde ahnden konnten; aber sie schwieg, um sie nicht zu kränken, und erwartete hoffend das, was sie niemand nennen mochte, — ihre Auflösung. — Sie erfolgte. Graf Luther und Werner genasen, und Luitgard — sank in den Staub.

XXXIX.

Der Freund.

Luitgard, meine Leser, war, wie ihr mir vielleicht vorwerfen werdet, mehr meine Heldinn, als der Titel dieses Buchs erlaubte; sie ist dahin; was habe ich euch noch zu sagen?

„Zwar mein eigentlicher Held, Werner von Bernburg, bleibt noch zurück; aber welch ein Leben war das seinige, nachdem er diejenige verloren hatte, die ihm die Welt allein lieb machen konnte?

Werner sollte alles verlieren; auch seinen Vater verlor er bald nach seiner Gemahlinn. Bey Graf Luthern konnte wohl die Genesung des Körpers erfolgen; aber nichts heilte den innern Gram seiner Seele. Er war bundbrüchig, war seinem Freunde, dem alten Helden von Meissen, treulos geworden; er hatte wider ihn gestanden, da er allein seine Partie hätte halten sollen; dieß konnte er sich selbst nicht vergessen; dieß stürzte ihn endlich ins Grab. — Zwar er hatte Ursache gehabt, mit Eckard zu zürnen, da auch er ihm einst — so nannte er es — Wort und Treue um Otto's willen brach; aber wie großmüthig sann der Markgraf darauf, dieses zu vergüten! War nicht der Augenblick, da Graf Luther zu Werla sich gegen ihn erklärte, der nähmliche, da Eckard seinem Sohne das köstlichste, das er hatte, seine Luitgard gab, und ihm die Anwartschaft auf die Hälfte der Hoheit übertrug, die ihm, dem Helden Germaniens, wenn ihn meuchelmörderische Bosheit nicht vor der Zeit gefällt hätte, gewiß gewesen, oder wenigstens durch die Krone Italiens ersetzt worden wäre! — O es ist, wie man uns versichert — Gott sey Dank, selbst erfahren haben wir es nicht — das bitterste aller Schmerzgefühle, sich bewußt seyn, dem Freunde mit Undank gelohnt zu haben! — Wohl dem, den dann noch

mögliche Vergütung des Vergehens vor der Verzweiflung schützt — Aber Eckard war todt, Luitgard, die allenfalls seine Stellvertreterinn hätte seyn können, schlich dem Grabe zu: — ist es wohl noch nöthig hinzu zu setzen, Graf Luther sank bald ihr nach? —

Wernern schützte seine volle ungeschwächte Jugendkraft, die dem Gram unzerstörbar war. Sein Körper begann, nach Zeit von einem Jahre, von neuem zu blühen, da die Seele noch trostlos schmachtete. An einem Tage, den er, wie gewöhnlich, bey der Asche des Vaters und der Gemahlinn, die ein Marmorstein deckte, verweint hatte, und nun bey anbrechender Nacht bey düster brennenden Kerzen auf dem einsamen Zimmer saß, trat ein Fremder herein, der sich ihm unbemerkt nahte, lange ungesehen vor ihm stand, dann mit kalten, untheilnehmenden Augen von ihm gemustert ward, und erst nach völliger Enthüllung aus dem Mantel, der sein Gesicht zum Theile verdeckte, für seinen alten Freund, für Graf Erichen erkannt wurde.

„Ist nicht nun bald des Trauerns ein Ende?" fragte Erich mit fester Stimme.

„O!" rief Werner, der ihm in die Arme sank; „könnte mir irgend etwas das Ende meines Kummers bringen, so wäre es der Freund, den ich jetzt, o Gott, wie unverhofft, umarme!"

„Bin ich dir endlich kenntlich?“ fuhr Erich fort. „Gott, in wie tausendfachen Gestalten habe ich nun fast seit einem halben Jahre dich täglich umschwebt, ohne dir merkbar zu werden!“

„Wärst du in deiner eignen gekommen, mein Herz hätte dich nicht verkannt!“

„Auch mein Gram brauchte Zeit auszutoben. Luitgard ward mir so theuer als dir; und als ich sah, daß es unmöglich war, Eckards Blut zu rächen, oder dir seine gehoffte Hoheit zu erhalten, seit der Herzog von Bayern, den jetzt die Welt — du weißt es wohl kaum — Kaiser Henrich den Andern nennt, ruhigen Besitz vom Throne nahm, seit dem glaubte ich mir die traurige Ruhe an Luitgards Grabe erlauben zu dürfen.“

„Wie? du bist all die Zeit über mir so nahe gewesen, und ich —“

„Meine Füße traten überall in deine Fußstapfen; es war mir Wollust, auf Luitgards Denkstein meine Thränen die Spuren der deinigen suchen zu lassen; Wollust, zu denken, sie sehe von ihrer Sternenwohnung, wie ihr der Verschmähte und der Begünstigte gleiche Treue erwiesen; aber endlich, Werner, endlich muß ich dir doch den Vorzug lassen. Du hast nach Luitgarden auf der Welt schlechterdings nichts mehr, das dir theuer ist; ich habe noch dich! Und dich aus der Tiefe des

Grams zu reißen, in welcher du endlich versinken mußt, hebe ich mich selbst aus derselben empor. — O Werner! Werner! deine Wangen waren heute bleicher, als bisher, deine Augen gesunkener; ich hoffte, deine Kräfte würden dem Gram endlich völlig überlegen seyn; jetzt besorge ich das Gegentheil. Erwache! erwache aus deinem gefährlichen Zustande, zu lange gehägter Gram ist Selbstmord!"

„Und fühlst du selbst einen andern Wunsch in dir, als den, Luitgard zu folgen?"

„Was ich wünsche, habe ich tausend Mahl auf ihrem Grabe ausgeweint; aber was meine Pflicht ist, das empfinde ich jetzt lebendiger, als jemahls: meine Pflicht ist, dich zu retten; und das will ich mit Aufopferung jeder andern Gefühle."

XL.

Gegengift für Kummer.

Lange blieben Erichs Bemühungen um Werners Beruhigung vergeblich, obgleich die Gräfinn von Nordheim, ihr wieder hergestellter Gemahl, und die Nonne von Gandersheim, die sich jetzt die meiste Zeit bey der edlen Elisabeth aufhielt, sich mit ihm vereinigten. „Thaten," sagte der alte Graf von Nordheim oft zu Erich, der sein Liebling war, „ritterliche Thaten müssen ihn der Welt wieder schen-

ken. Unthätigkeit iſt die Mutter aller unheilbaren Übel, und ich, ſo viel ich in Paläſtina gelitten habe, wollte nicht Heinrichs Kaiſerthum darum nehmen, meine dort in Arbeit und Mühſeligkeit verbrachten Jahre, hier in trägem Müßiggange vertrâumt zu haben. — Haben wir den Grafen von Bernburg einmahl auf die Heldenbahn zurück gebracht, ſo iſt ihm geholfen, und auch Erich wird beſſer geneſen, wenn er ſeinen Freund auf dieſelbe leitet."

Einige Bedenklichkeiten gab es, wo man Arbeit für das ritterliche Schwert finden ſollte, ungeachtet damahls ganz Deutſchland von Kriegsflammen brannte; aber hätten Markgraf Eckards Freunde ſich entſchließen ſollen, ſich in die Händel Heinrichs des Zweyten und Hermanns von Schwaben, ſeiner beyden Gegner, zu miſchen? und auf welche Seite hätten ſie ſich ſchlagen ſollen? — Markgraf Eckard *), die Zierde des Reichs, der Troſt des Vaterlandes, die Hoffnung der Unterthanen, das Schrecken der Feinde, der vollkommenſte Fürſt ſeiner Zeit, verdiente es ja wohl, daß man ihm auch nach ſeinem Tode die Achtung erwies, nicht zu ſeinen Gegnern überzugehen.

Erichs und Werners Schwert ruhte, —

*) Worte Ditmars.

obgleich Letzterer bereits dahin gebracht war, nur auf Anlaß zu warten es mit Ruhm zu ziehen — bis Eckards Nahme es aufforderte. Eckards Bruder, Markgraf Ganzelin, litt Noth von den Böhmen und Pohlen. Erich und Werner vertheidigten seine Rechte. Eckards Wittwe, Hatteburgis, war in Othelricks, eines böhmischen Herzogs, Gefangenschaft gerathen; die beyden brüderlichen Helden befreyten sie, und halfen ihr zu dem lange gewünschten friedlichen Aufenthalte in einem zu bessern Zeiten von ihr selbst gestifteten Kloster. Diese Art von Beschäftigungen dauerte lange fort, da die stolzen Feinde der Meißner, die Böhmen und Pohlen, nie ganz zu bändigen waren, bis eigne Geschäfte die Freunde riefen, bis Werner sich aufmachte, seinem Bruder Erich auch ein Glück zu erobern, und seinen Stand im Leben gewiß zu machen.

„Mein Sohn!" sagte der alte Graf von Nordheim, der die beyden Helden wie seine Kinder liebte, und der weise Lieter all ihrer Handlungen war; „mein Sohn!" sagte er eines Tages zum Grafen von Bernburg: „ihr seht, wie unglücklich ich mit meinen Kindern bin. Siegfried und Benno haben sich durch Unthaten meiner väterlichen Liebe unwürdig gemacht; auch denke ich nicht, sie je wieder zu sehen: sie mögen vielleicht längst

den Tod unter saracenischen Pfeilen gefunden haben, welcher ihnen auch besser ist, als ein schimpfliches Leben; ich aber bin alt, und ohne Erben. Was dünkt euch um Erich den Unbekannten? würde er wohl gern des alten Siegfrieds Sohn, und Graf von Nordheim werden?"

Werner erklärte, wie er bereits alle Verfügung getroffen hätte, Erichen nach seinem eigenen vielleicht baldigen Hinschiede die Grafschaft Bernburg zu versichern, und wie er glaube, der Besitz derselben würde sich sehr wohl mit Graf Siegfrieds Absichten vertragen, und Erichen dereinst zu einem mächtigen Fürsten machen.

„Ganz gut, mein Sohn! ganz gut!" sagte der kluge Greis; „aber abgerechnet, daß ihr noch zu jung seyd, um an das Testiren zu denken, erwägt ihr nicht, daß zu Ausführung eures und meines Vorhabens etwas fehlt, das uns wohl unentbehrlich seyn möchte, wenn wir unserm Lieblinge das zugedachte Glück nach unserm Tode versichern wollen?"

„Und was?"

„Kenntniß seiner Geburt, oder vielmehr Beweise derselben! O glaubt nicht, daß die stolzen Nordsachsen sich je einem Unbekannten unterwerfen! Wir und alle Welt müssen erst wissen, erst beweisen können, wer Erich ist; und dann wird, was wir wünschen, gelin-

gen: ſonſt zerſtört ein einziger Hauch unſere ſüßeſte Hoffnung."

Auf noch eine Frage, welche Werner that, nannte der Graf von Nordheim den Nahmen Römhild, und leitete dadurch den Grafen von Bernburg in ein Labyrinth von Gedanken, die unſern Leſern, aufs genaueſte recitirt, ganz unverſtändlich ſeyn würden, wenn wir ſie nicht vorher einen Rückblick auf die Dame thun laſſen, deren Erwähnung Anlaß zu denſelben gab, und welche, von andern wichtigen Gegenſtänden verdrängt, bisher ganz aus unſerm Geſichte verſchwunden ſchien, ohne es wirklich zu ſeyn, da wir jeden ihrer Schritte bemerkt haben, um davon einige Rechenſchaft geben zu können.

XLI.

Die Feuerprobe.

Römhild, in eigentlichem Verſtande das, was wir heut zu Tage eine Glücksjägerinn nennen, war in Verzweiflung, alle Bewunderer ihrer Reize nach einander abtreten, und ſich durch die rechtmäßigſten Bande an Perſonen feſſeln zu ſehen, welche ſich nicht des zehenten Theils ihrer Schönheit zu rühmen hatten. So war der Graf von Mutina dahin gegangen; ſo hatte ſie den Herzog von Bayern verloren; und Erich, auf den ſie noch ihre letzte Hoffnung ſetzte, dem ſie auf Zoëns An-

rathen überall nachreiſte, ließ ſich nirgends finden, weil jetzt alle ſeine Gedanken von Luitgards und Eckards Angelegenheiten hinweg genommen wurden. Selbſt das Verlangen nach dem Geheimniſſe ſeiner Geburt, ſelbſt die Begierde nach dem Kleinode, welches ſo vielen Einfluß auf ſein Glück haben ſollte, und welches beydes in Römhilds und Zoens Verwahrung war, wurde von den ſtärkern Trieben der Freundſchaft und Liebe verſchlungen, und die Damen mußten es endlich merken, daß man ihnen überall auswich, und jede von ihnen dargebothene Gelegenheit zu Unterhandlungen abſichtlich aus der Hand ließ.

Der lebhafteſte Unmuth bemächtigte ſich beyder. Römhild trauerte, ſich durch ihr goldenes Horn nicht Erichs Hand ſammt der Theilnahme an ſeinen ihr wohl bekannten großen Anſprüchen eintauſchen zu können, und Zoe beklagte, daß der Held, den ſie von Kindheit an nach ihrer Art geliebt und begünſtigt hatte, den einzigen Weg zu ſeinem Glücke ſo hartnäckig verſchmähte. — Der einzige Weg, welcher Römhilden nach tauſend Fehlſchlagungen übrig blieb, war entweder zu ihrer Mutter, der Markgräfinn, nach Meiſſen zurück zu kehren, mit welcher ſie ſich immer ſchlecht vertragen hatte, oder ſich wieder in Kunegundens Hofſtaat zu begeben. Sie wählte das Letzte. Kunegunde war jetzt Kaiſerinn; bey ihr

ließ ſich doch eher Gelegenheit zu dem Leben erwarten, das Römhild liebte, als auf dem einſamen Schloſſe zu Meiſſen, bey der kränklichen Hatteburg, deren Laune durch fehl geſchlagene Hoffnung auf die Kaiſerkrone — den Tod ihres Gemahls fühlte ſie ſo lebhaft nicht — ganz unausſtehlich gemacht wurde. — Als in der Folge dieſe Dame das Kloſter wählte, ſchien es ihrer Tochter noch ſchrecklicher, ihr Schickſal mit ihr zu theilen, und der Entſchluß, unter dem Gefolge der Kaiſerinn zu bleiben, ward feſt. — Aber welch ein Loos für eine Römhild, ewig Nachtreterinn zu bleiben, da ſie ſich ſo oft auf dem Puncte geglaubt hatte, ſelbſt Frau und Fürſtinn zu werden! — Und welche doppelte Pein, Nachtreterinn derjenigen zu ſeyn, welche ſie mit ſo wenig Reizen von der Stelle verdrängt hatte, die ſie bereits erreicht zu haben dachte.

„Himmel," rief ſie oft, wenn ſie ſich nach einem mühſam durchhäuchelten Tage in die Arme ihres Vertrauten warf: „eine Kunegunde Kaiſerinn! — und ich — O wo muß der Herzog von Bayern ſeine Augen gehabt haben, ſo zu wählen! — Wird er nie ſeine Thorheit einſehen, und ſollte kein Mittel übrig ſeyn, Vergangenes zu vergüten, und mir den Rang zu erringen, den mir Glück und Verdienſte bereits zu eigen gemacht hatten, der mir nur durch unergründliche Zufälle ent-

riſſen werden konnte?"—Römhild glaubte bey dieſen ungegründeten Klagen das Recht völlig auf ihrer Seite, und dieſer Wahn regierte ihre Handlungen. Zwar die, welche gewohnt war, nirgends ein anderes Geſetz, als ihre Neigung, zu kennen, hätte nicht einmahl den Vorwand des Rechts nöthig gehabt, ihre boßhaften Entſchließungen vor ſich ſelbſt zu rechtfertigen. Den Kaiſer und ſeine Gemahlinn zu entzweyen, und auf den Untergang der letztern ihr Glück zu bauen, war der hölliſche Endzweck, den ſie ſich vorſetzte, und der gleichwohl nicht ſo leicht auszuführen war, als ſie glaubte.

Henrich und Kunegunde waren von einer ruhigen Gemüthsart, welche faſt gar keine Leidenſchaften kannte; welcher Sturmwind konnte ein Ungeſtüm auf einem ſo ſtillen Meere erregen! Welches Mißverſtändniß konnte diejenigen entzweyen, welche nach den Lehren der Gottesfurcht keine Sonne untergehen ließen, ohne durch gegenſeitige Erklärung, gegenſeitiges Nachgeben, Verſöhnung geſtiftet zu haben? — Es blieb der boßhaften Friedensſtörerinn, welche bey den täglichen Ausſöhnungen des Kaiſers und der Kaiſerinn oft ziemlich ins Gedränge kam, endlich nichts mehr übrig, als eben die Devotion, welcher beyde zugethan waren, zum Mittel zu machen, ſie in einer Entfernung von einander

zu halten, welche vielleicht Kaltsinn, und endlich völlige Trennung nach sich ziehen konnte.

Römhild war seit einiger Zeit sehr heilig geworden: sie sprach vom klösterlichen Leben beredter, als St. Augustinus und Origenes. Der Kaiser und die Kaiserinn wurden sehr erbauet, sie zu hören, und ihre Herzen entbrannten, sie nachzuahmen. Sie schworen sich statt der bisherigen Liebe ewige Freundschaft, und sahen sich nie anders, als öffentlich. In dieser Epoche, von welcher einige Schriftsteller behaupten, sie habe bis an ihren Tod gedauert, war es, daß jene unglückliche Geschichte Kunegundens fiel, deren wir bereits im ersten Theile dieses Buchs in einer Note gedacht haben, und die wir, da sie nur eine der entfernteren Nebenpersonen unsers Romans betrifft, nicht weitläuftig erwähnen dürfen, ungeachtet sie wohl verdiente, der Inhalt eines eigenen Buchs zu seyn. — Die Kunegunde, die ihren Gemahl nie unter vier Augen sah, war leicht in den Verdacht der Untreue gebracht. Zwar er, der Kaiser, glaubte und achtete nur halb, was man ihm sagte; aber desto höher nahmen die Stände und das Reich die Sache auf, welche die hier im Verborgenen handelnde Römhild in die größte Wahrscheinlichkeit zu kleiden wußte. Man fing an, da die Beweise immer überzeugender wurden, von dem Todesurtheile der Kaiserinn zu

ſprechen; und der Kaiſer, der Kunegunden wirklich liebte, hätte vielleicht hier mit einem Machtworte durchgegriffen, wenn nicht unglücklicher Weiſe einer ſeiner Räthe von der Feuerprobe geſprochen, und dadurch Heinrichs ganze Schwärmerey aufgeregt hätte. Kaiſer Heinrich konnte ſich nichts Schöneres denken, als eine durch Feuer bewährte Tugend; und da ſich ihm in dieſem Augenblicke, wie durch Eingebung, die Überzeugung von Kunegundens Unſchuld aufdrängte, ſo wars ihm nicht anders, als ſähe er ſie ſchon durch Hülfe der glühenden Pflugſchar mit einer Glorie umgeben, welche einen lieblichen Schein auch auf ihn zurück warf. Er ſandte augenblicklich zu ihr, ihr ſagen zu laſſen, wie er eben durch Offenbarung von ihrer unverletzten Treue völlich belehrt worden ſey, und wie er ſie nur um die Kleinigkeit bitten ließe, der ungläubigen Welt durch Hülfe des Feuers gleichfalls die Augen zu öffnen. Er nahm Kunegundens Einwilligung für bekannt an, und trat unmittelbar in die Fußſtapfen ſeines Bothen, um ihr zu ihrem gewiſſen Triumphe Glück zu wünſchen. — Er fand die unglückliche Kaiſerinn gar nicht ſo hoch erfreut, als er ſich ſie in dieſem Augenblicke frommer Entzückung gedacht hatte. Kunegunde, welche einſt der beklagenswürdigen Marie von Arragonien die glühende Pflugſchar in einem ähnlichen Falle

ſo redneriſch angeprieſen hatte, fühlte jetzt bey dem vollſten Bewußtſeyn der Unſchuld doch, daß dieſes Werkzeug der Rechtfertigung ihrer zarten Hand nicht ſo leicht zu tragen ſeyn möchte, als Cäciliens Lilienſtengel, oder die Palmen der himmliſchen Jungfrauen. — Kunegunde weinte ſehr; ihr Glaube ward mächtig von Furchtſamkeit und Zweifel bekämpft; ſie getraute ſich nicht, Einwendungen zu machen, welche ihrer Unſchuld von ihrem eigenen nur allzu zarten Gewiſſen ein verdächtiges Anſehen hätten geben können, und ließ ſich alles gefallen, was man mit ihr vornahm. — Man bekränzte ſie mit Blumen, hüllte ſie in ein Gewand von weißer Seide, und führte ſie wie ein verſtummendes Lamm auf den Schauplatz ihres Triumphs, vor welchem ihre Schwachgläubigkeit bebte, und wo ſie — vermuthlich weil nicht Römhild, ſondern wahre Freunde der Unſchuld hier die Aufſicht hatten — einen Sieg davon trug, der noch jetzt der Lobgeſang aller Kloſterjungfern iſt, und der ſie damahls mit weit mehr Ehre bekrönte, als ihr die Kaiſerkrone bisher gegeben hatte. Die unſchuldige Gerettete bekümmerte ſich nicht ſehr darum, durch was für Mittel ſie geſiegt hatte; ſie war mit der Überzeugung ihres reinen Herzens zufrieden, daß ſie den Sieg verdient habe, und warf ſich ohne Haß und Groll dem Gemahl in die Arme, der ihr ein ſo Hartes

hatte zumuthen können, und der jetzt vor ihr, anbethend wie vor einer Heiligen, auf den Knien lag. — Der fromme Kaiser und die fromme Kaiserinn, zufrieden mit der wieder hergestellten Einigkeit, hätten vielleicht nie daran gedacht, daß sie an Römhild, die mit der Miene höchster Freude ihre innere Wuth über die Vernichtung ihres höllischen Anschlags verdeckte, eine Schlange in ihrem Busen nährten, welche die Zwietracht bald wieder zurück bringen, und dafür sorgen würde, ihre zweyten Versuche wirksamer, als die ersten, zu machen. Zum Glücke gab es an Henrichs Hofe Personen, welche es redlich mit ihm und Sanct Kunegunden meinten, und dabey schärfere Augen hatten, als er und sie. Römhild verlor sich auf ein Mahl vom Hofe, und niemand wußte zu sagen, wohin sie gekommen sey. Man fragte nach Zoen, welche überall als ihre Vertraute bekannt war; auch diese war verschwunden. Der mehrere Theil des Hofs freuete sich über die Entfernung der beyden Damen, die niemand liebte, und enthielt sich gern allzu ernstlicher Nachfrage, indessen Heurich und Kunegunde sich überzeugten, die fromme Römhild habe endlich ihren oft geäußerten heiligen Vorsatz ausgeführt, und sich in irgend ein unbekanntes Kloster begeben. Aber die Freunde der Ruhe im kaiserlichen Hause waren es, die sich ihrer bemäch-

tigt, sie nach Beuchlingen gebracht hatten, und sie daselbst in enger Verwahrung hielten.

XLII.

Ein Blick hinter einen dicht gewebten Vorhang.

Einer von Römhilds Grundsätzen war von je her gewesen, auch in den größten Verlegenheiten nicht zu verzagen, und sich zu überzeugen, daß aus jedem Labyrinthe noch ein Ausgang führe; ein Trostgrund, der bey der Wahrheit, die er enthält, sich freylich besser zum Gebrauche der Tugend als des Lasters schicken möchte. Römhild und Zoe schmiedeten Tag und Nacht an Anschlägen, aus ihrem Gefängnisse zu Beuchlingen zu entkommen; der leichteste Weg zu ihrer Befreyung war ihnen verborgen, da sie sich für Gefangene des Kaisers hielten, und sich also nicht getrauten, zu ihm ihre Klagen gelangen zu lassen. — Ihre Einschränkung war nicht so enge, als sie bey ihrer Arglistigkeit hätte seyn sollen. Schon in den ersten Monathen hatte Römhild Mittel gefunden, mit den flüchtigen Grafen von Nordheim eine Art von Einverständniß zu unterhalten. Der eine von ihnen, Graf Siegfried, war jetzt wieder heimlich in dem Lande, wo ihn die Ermordung des alten meißnischen Helden zum Durchächteten

machte, und wo er nur hoffen konnte, durch die Zeit, welche alles endlich in Vergessenheit bringt, durch mächtige Freunde, deren er noch immer an des Kaisers Hofe hatte, oder durch günstige Zufälle wieder empor zu kommen. — Er war gegenwärtig eine schwache Ranke, die sich jedes Gegenstandes zur Stütze bedient, der ihr am nächsten liegt; eine Verbindung mit der bekannten Ränkeschmiederinn, Römhild, war ihm erwünscht; er hoffte Unterstützung von ihr, indeß sie das Nähmliche von ihm erwartete; beyde täuschten einander, und so entstand zwischen ihnen ein langweiliges ermüdendes Verständniß, das die Geheimhaltung, mit welcher es geführt wurde, mit nichts belohnte, als mit leeren Erwartungen. Niemand war desselben so überdrüssig, als die Griechinn Zoe, durch das Schicksal an Römhild gefesselt, die sie haßte, und durch sie in eine Reihe von Handlungen verflochten, die ihr Herz, bey weitem nicht ganz so böse, als Römhilds, nicht billigen konnte. — Zoe war entschlossen, sich von Römhild zu trennen, und sie hätte es längst gethan, wenn ihr nicht noch eins auf dem Herzen gelegen hätte, Erichs Vortheil. — Sie war die Erzieherinn dieses Ritters, war die Verwahrerinn seiner Geheimnisse, die sie ihm zu entdecken längst Mittel gefunden

haben würde, wären sie ihm nicht ohne Besitz des Kleinods, dessen Meisterinn Römhild war, und das sie mit der eifersüchtigsten Sorgfalt bewahrte, ganz unnütz gewesen.— Tausend Versuche hatte Zoe bereits gemacht, dem Helden, zu dem sie noch eine Art von Mutterliebe trug, zu seinen Rechten zu verhelfen, und tausend Mahl von Römhild die Erklärung erhalten, er könnte sich dieselben von ihr nicht anders, als durch seine Hand, eintauschen. — Was für Aussichten waren übrig, daß Erich, der Römhilden verachtete, je einen solchen Vertrag eingehen würde? Römhild selbst, die doch von dem Zauber ihrer Reize so groß dachte, hatte diese Gedanken längst aufgegeben. Ihre Plane gingen gegenwärtig nur darauf, durch Siegfried frey, und vielleicht einst Gräfinn von Nordheim zu werden; ein gewaltiger Abfall ehemahliger Aussichten, die sich nicht niedriger, als auf den Kaiserstuhl, erstreckten.

Zoe wußte, wenn Römhild und ihre Schätze, wenn also auch der Schlüssel zu Erichs Ansprüchen einmahl in Siegfrieds Händen wäre, so sey alles für ihre Wünsche verloren; sie wußte, und hatte es Römhilden tausend Mahl vor Augen gelegt, Siegfried übertreffe an Boßheit und Arglist noch sie selbst, und sie würde in seinen Händen die Rache für

jede böse Handlung ihres vergangenen Lebens finden; aber sie ward nicht gehört, weil Römhild sich überredete, nur Rücksicht auf Erichs Nutzen regiere die Vorstellungen der Griechinn. — Sie mochte hierin wohl Recht haben; aber darum blieben die Worte dieser klugen, weit sehenden Frau doch eben so wahr und unumstößlich, als hätte Neigung für ihre Gefährtinn ihr dieselben eingegeben. — Zoe beschloß endlich, Römhilden in ihr Verderben hinrennen zu lassen, und an ihrer Seite auch einige Plane zur Ausführung eigener Absichten anzulegen. Albin, der Diener des alten Grafen von Nordheim, hatte um selbige Zeit einige Geschäfte für seinen Herrn zu Beuchlingen. Er wußte so wenig, als irgend jemand in dieser Gegend, was für Gefangene das dasige Schloß enthielt; aber es sollte ihm kund werden. Zoe kannte Albin: er war ein nordischer Edelmann, war mit jenem dänischen Prinzen, dessen wir in Theophaniens Geschichte gedacht haben, und dessen Nahmen Erich der Unbekannte führte, ehemahls in Griechenland gewesen; sie wußte seine ganzen nachmahligen Schicksale, wußte auch, in wessen Diensten er jetzt war, erfuhr seine Anwesenheit zu Beuchlingen, und gebrauchte sich eben der Mittel, durch welche Römhild heimliche Zusammenkünfte mit

Siegfried haben konnte, sich ähnliche Vortheile mit Albin zu verschaffen. — Alte Bekannte waren es, welche sich hier sahen, und ein Gespräch begann zwischen ihnen, welches, da es sich auf Dinge gründete, die weder mir noch meinen Lesern ganz bekannt sind, uns vielleicht nicht ganz verständlich seyn möchte, wovon wir ihnen aber dennoch, um des Zusammenhanges willen, ein kleines Fragment zu liefern verbunden sind.

„O Albin!" rief Zoe, nachdem sie, die durch die Züge des Alters noch weit mehr, als er, entstellt war, sich ihm kenntlich gemacht hatte; „o Albin! in welchem Zustande sehen wir uns wieder!"

„Der meinige, gnädige Frau, ist nicht unglücklich."

„Aber, was denkst du von mir? Vergleiche die griechischen Herrlichkeiten mit dem Elende des armen Deutschlandes, in dessen finstersten, verworfensten Winkel ich geschländert bin! o es lohnt wohl der Mühe, Jugend, Ruhe, und Gewissen aufgeopfert zu haben, um den geheimen Vergnügungen der Großen zu dienen, wenn man sich dadurch nicht einmahl ein ruhiges, unabhängiges Alter erkaufen kann!"

„Gott sey Dank, daß mir ein besseres Loos gefallen ist!"

„Du bist also glücklich?"

„Glücklich in einem guten Herrn, für den ich mein Leben aufopfern möchte!"

„Der Graf von Nordheim ist alt; zitterst du nicht vor seinem Nachfolger?"

„O nein! er ist mir so theuer, als mein gegenwärtiger Herr!" —

„Wie? Siegfried und Benno?"

„Gott wird Nordheims Diener und Unterthanen vor der Herrschaft seiner Söhne bewahren!"

„Und auf wen hoffst du sonst?"

„Gnädige Frau! ich sah euch so lange nicht, daß ich nicht weiß, mit wem ich spreche." —

„Und wem du trauen sollst? — Wie, wenn ich denjenigen errieth, welcher einst nach des alten Siegfrieds Tode Graf von Nordheim werden wird? O ich bin nicht so unwissend in dem, was in diesen Gegenden vorgeht, und auf meine Kenntniß dieser Dinge baue ich Plane, die du mir sollst ausführen helfen."

„Ich verstehe euch nicht."

„Du sollst es gleich. — Dein alter Herr hat zwey junge Helden zu Freunden: Graf Wernern von Bernburg, und Erich den Unbekannten."

„Richtig! aber ich weiß nicht, was ihr hiermit sagen wollt?"

„Kennst du Erich?"

„Wie ihn jedermann kennt, seine einnehmende Person, seine Tugenden, seinen Helmuth; weiter, vermuthe ich, ist ihm selbst nichts von sich bekannt!"

„Wie? Erich der Unbekannte sollte auch dir unbekannt seyn? dir, der sein erstes Lächeln, womit er die Welt begrüßte, gesehen hat?"

„Ich? — Graf Erichen kenne ich erst seit wenig Jahren."

„Albin! — denke an den Pallast zu Constantinopel! denke an den Prinzen Theoderich! denke an den kleinen lächelnden Knaben, den du aus meiner Hand empfingst, um deinen Herrn in seinem Anblicke die süßesten Freuden der Natur schmecken zu lassen! denke an das köstliche Geschenk, mit welchem er es seiner Mutter zurück schickte!"

„Das goldene Horn mit der Geschlechtsfolge dänischer Könige, in welches er mit eigener Hand den Nahmen Erich — —"

„Erich — Gott! was habe ich gesagt!"

„Sollte es möglich seyn?"

„Du hast seinen Nahmen genannt: eben der Erich der Unbekannte, der sich selbst nicht zu nennen weiß, und eben der Erich, den sein Vater bey seiner Geburt voll Stolz schon unter die Könige von Dänemark zählte —

— O Zeit! Zeit! und du, o Schickſal! mächtige Verheerer aller menſchlichen Hoffnungen!"

„Ich bin außer mir! — Mein künftiger Herr, der geliebte, der angebethete Erich, eben der, welchen ich in den erſten Stunden ſeines Lebens auf dieſen Armen wiegte, und mir ihn als den Schöpfer meines künftigen Glücks dachte?" —

„Ja, eben der, der künftige Graf von Nordheim, der bey dieſem demüthigen Nahmen freylich das nicht wird leiſten können, was du dir damahls verſprechen mochteſt."

„Fluch über den, welcher König Erichs Sohn um ſeine Krone betriegt!"

„Er iſt ſchon um dieſelbe betrogen; in Dänemark regiert einer, den er nicht verjagen wird. Zu Swens Zeiten hätte er ſeine Anſprüche behaupten ſollen."

„O Erich Swens vermag alles!"

„Wo ſind die Beweiſe ſeiner Geburt? ohne ſie wird er nicht ſiegen!"

„Sollten dieſe verloren ſeyn?"

„Nicht verloren, wenn du die Hand bieten willſt, ſie ihm erobern zu helfen. Ziehe hin! ſage ihm, das Schloß, worin Römhild, die Räuberinn ſeines Kleinods, lebt, ſey ſein, wenn er meinen Anſchlägen folgen, ſich ſein Eigenthum erobern, die Verrätherinn

bestrafen, und mich befreyen will. — Doch nein! sage ihm nichts! Ich habe geschworen, und ich würde meinen Eid brechen, wenn ich diese Bothschaft unmittelbar an ihn gelangen ließe. Es gibt Auswege! — Hat Erich nicht Freunde? Hat er nicht den Grafen von Nordheim? Hat er nicht Werneren von Bernburg? — Ihnen sage, was du durch mich erfahren hast; so ist mein Gewissen gerettet, und ihm wird gleichwohl geholfen!"

XLIII.

Werners letzter Ritterzug.

Errathen nun meine Leser, was der alte Graf von Nordheim sagen wollte, als er in der Berathschlagung über Erichs Glück Wernern Römhilds Nahmen nannte? — Albin, von Zoen bevollmächtiget, seinem Herrn alles zu sagen, worüber sie zu Erichs Bestem weitläuftig mit ihm gesprochen hatte, verschwieg ihm nichts, und setzte ihn durch so ganz unerwartete Aufklärungen über die Herkunft seines Lieblings in ein Erstaunen, das man nicht mit vollem Rechte ganz freudig nennen kann. Erichs Rechte zu einem Throne dämpften sein Vergnügen; wäre er der Sohn eines edlen Hauses, von gutem unbescholtenem Nahmen gewesen, ohne alle weiteren Ansprüche, als die, welche ihm Redlichkeit und alter

Adel gegeben hätte, dieß wäre ihm lieber gewesen, als die Abkunft, deren er sich rühmen, die Rechte, die er sich zu behaupten in unglücklicher Stunde vornehmen konnte, und die doch, da jetzt in Dänemark Knut der Große den Thron besaß, schwerlich gültig zu machen waren. Er entdeckte dem Grafen von Bernburg hierin sein ganzes Herz und alle seine Zweifel; und als Werner nach reiflicher Überlegung für seinen Freund gut sagte, daß er nie nach unmöglichen Dingen streben, und ein kleineres Glück aus der Hand der Freundschaft willig annehmen würde, da kam der große Entschluß zur Reife, den Zug nach Beuchlingen zu unternehmen, Römhilden die Beweise seiner Geburt abzufordern, ihn mit denselben angenehm zu überraschen, und der Welt dann von diesen Geheimnissen so viel wissen zu lassen, als zu Gründung seines Glücks nothwendig seyn würde. Werner, je mehr er diesen Dingen nachdachte, je tiefer glaubte er in denselben das Beste seines Freundes gegründet zu sehen: er entzückte den alten Grafen von Nordheim mit den hellen Freudenbildern, die er sich für den gemeinschaftlichen Liebling in der Zukunft erschuf, und ließ ihm in denselben für sich selbst Rückkehr längst entflohener Jugendfreuden ahnden.

„Und wer wird Erich und mir all dieſes Glück erkämpfen, das ihr mit ſo entzückenden Farben ſchildert?" fragte der alte Graf.

„Dieſer Arm, mein Vater!" erwiederte Werner; „Erich darf in dieſer Sache kein Schwert ziehen, damit das Ganze ihm ein ganz unerwartetes Geſchenk ſey."

„Und was lohnt den Helden, der ſein ganzes Leben hindurch immer nur für andere, nie für ſich ſelbſt ſiegte?"

„Das Glück und das Andenken meiner Freunde!"

„Und Vergeſſenheit des Vergangenen, und neue, nicht geahndete Freuden; Freuden der Liebe, mein Werner, die Luitgard in den Wohnungen des Himmels euch nicht beneiden wird."

„Mir Vergeſſenheit? — Mir Freuden der Liebe? — O nein, mein Vater! Werner vergißt nie! Er fühlt es, er wird ſich nun bald hinlegen, wo Luitgard ſchlummert um die Freuden himmliſcher Liebe über den Sternen zu feyern."

Der alte Graf von Nordheim, der in ſeinem Leben ſo viel hatte leiden, ſo viel hatte vergeſſen müſſen, und dabey zu einem ziemlichen Alter gekommen war, hatte keinen großen Glauben an Äußerungen dieſer Art. Er

hoffte für seinen jungen Freund langes und glückliches Leben, und, da schon Jahre seit Luitgards Tode verflossen waren, baldige Tröstung; aber er schwieg, um sein zartes Gefühl zu schonen, und vereinigte sich gegenwärtig mit ihm in den Zurüstungen zu dem wichtigen Zuge, von welchem, außer ihnen beyden und dem treuen Albin, niemand im ganzen Schlosse wußte, wohin er abgesehen sey. Jedermann auf der Burg sah über die geheimnißvolle Unternehmung hoch auf. Fräulein Waldburg, welche sich jetzt für beständig bey der Gräfinn von Nordheim aufhielt, war unerschöpflich in Fragen; Elisabeth schwieg gedankenvoll stille, und Erich, der gewohnt war, daß sein Freund keine Jagdpartie ohne ihn machte, ließ sich mit Mühe vom alten Grafen von Nordheim so viel bedeuten, daß er nicht in Unwillen von Wernern schied, der ihn dieß Mahl fester in seine Arme drückte, als er sonst bey kurzer Trennung zu thun gewohnt war, und schwärmerischer von den Freuden des Wiedersehens sprach, als man bey der nahen Hoffnung derselben zu thun pflegte: sein Betragen ließ sich leicht erklären; er wußte am besten, von welcher Wichtigkeit der vorhabende Zug war, und welche neue unverhoffte Freuden die glückliche Endigung derselben seinem Freunde bringen würde. —

Die glückliche Endigung? war dieſe zu hoffen, wo Römhilds Nahme ſich einmiſchte? Römhild, die Meiſterinn aller Argliſt, war jedem zu ſchlau, der von ihr Geheimniſſe haben wollte; ſie betrog ſelbſt die liſtige Griechinn um das ihrige. Wie ſie hinter Zoens Anſchläge kam, iſt uns verborgen; genug, der ganze Plan, der Erichen zu den Rechten ſeiner Geburt helfen ſollte, war ihr verrathen, ehe Werner mit ſeinen Leuten Beuchlingen erreichte, und ſie nahm mit Siegfrieds Hülfe alle Maßregeln, ſie zu zernichten, und für ſich ſelbſt den beſten Vortheil daraus zu ziehen, ſo gut — daß wir uns ſcheuen, unſern Leſern den Erfolg derſelben umſtändlich mitzutheilen. Doch, meine Theuren! ihr habt ſchon manchen unſerer Helden zum Grabe geleitet; ihr werdet auch Wernern dieſe Ehre nicht verſagen.

Werner und Albin, an der Spitze einer mäßigen Anzahl geprüfter Streiter, hatten die Mauern der Feſte, die ſich nur ſchwach vertheidigte, bald erſtiegen; aber von innen lauſchte Verrätherey und Tod. Ein Kampf ſtand ihnen hier bevor, den ſie nicht vermuthet hatten. Sie verkauften ihr Leben theuer. Es ſchien, der Sieg wollte ſich wider alle Möglichkeit auf ihre Seite wenden. Schon war Römhild in ihrer Gewalt, und Zoe befand ſich bereits

durch Albins Hülfe außer den Mauern: aber Werner fiel, und durch seinen Verlust kam alles in Unordnung. Römhild entkam von der andern Seite in Siegfrieds Arme, und die einzige Beute, welche man von dieser blutigen Unternehmung davon brachte, war die alte Griechinn, die man mit allen ihren Geheimnissen wohl nicht theurer hätte erkaufen können. Der verzweifelte, schwer verwundete Albin warf sich auf den Körper des geliebten Grafen von Bernburg, und würde auf demselben umgekommen seyn, wenn nicht der tapferste aus den nun in die Flucht getriebene Nordheimern sich mit beyden beladen, und sie so, von seinem Gefährten unterstützt, davon gebracht hätte, welche unbillig genug waren, laut über den alten Grafen von Nordheim zu murren, der sie hier um so theuren Preis so schlechte Beute habe hohlen lassen.

XLIV.

Beschluß des Beytrags zur Geschichte mißlungener menschlicher Anschläge, den dieses Buch enthält.

Ach dieser gute Greis war bey dem ganzen Vorfalle am meisten zu beklagen. Er ahndete nichts von dem bösen Ausgange eines Plans, welcher hätte glücken müssen, wenn Verrä-

therey sich nicht in denselben gemischt hätte. Er harrte auf die Rückkunft seiner Sieger und ihren köstlichen Raub mit ängstlicher Ungeduld. Römhild, so war seine Anordnung, sollte Nordheim gar nicht sehen, um durch ihren Anblick Erichs Freude nicht zu verbittern, sondern friedlich und nicht unbeschenkt zu ihrer Mutter, der Markgräfinn, oder an irgend einen andern von ihr selbst gewählten Ort gebracht werden. Aber welch Entzücken dachte sich der frohe Alte, wenn Werner seinem Freunde die Kennerinn, aller seiner Geheimnisse, die griechische Zoe, und das unschätzbare Horn, den Schlüssel zu allen seinen Ansprüchen, so unvermuthet überlieferte! — Leider erfolgte von dem allen, womit er sich schmeichelte, kaum die Hälfte, und diese war mit so vieler Bitterkeit versetzt, daß Freude über dieselbe ganz unmöglich war. Ach! Nordheim hatte, um das Glück des einen seiner Lieblinge zu gründen, den andern in gewissen Tod gestürzt! Statt des siegenden, lag der sterbende Werner im Arme seiner Lieben. Der alte Graf schlug sich verzweifelnd vor die Stirn; die Gräfinn benetzte die bleichen Wangen ihres erstarrenden Freundes mit ihren Thränen; Waldburg lag ohne Empfindung, und Graf Erich, der den Grund von dem schrecklichsten aller Vorgänge, den un-

vermutheten, ihm unbegreiflichen Verluſt ſeines beſten Freundes nicht zu faſſen vermochte, ſtand in einer Betäubung an ſeinem Sterbelager, welche völliger Sinnloſigkeit nahe war.

Werners letzte lächelnd geſprochene Worte: „Erich, ich ſterbe für dich!" welche neue Erſchütterung für ſein Herz! welcher Grund zu Unterſuchungen, deren Reſultat ihn der Verzweiflung nahe brachte! — „Alſo um meinetwillen biſt du geſtorben, du, um deſſen willen allein mir das Leben lieb war," ſo rief er in den Augenblicken, da ſein Schmerz Worte zu haben begann, „um mir ein Glück zu ſichern, was ich ohne dich nicht achte? Was hilft michs, daß Zoe mir ſagt, ich ſey König Erichs und Theophaniens Sohn? was hilft michs, daß ich weiß, vermittelſt jenes geraubten Kleinods könnte ich jetzt Herr der däniſchen Krone ſeyn? — Und ach, würde es mich auch rühren, wenn Kanut der Große heute von ſeinem Throne, auf welchem ich ihn nicht erſchüttern werde, herab ſtiege, mir ihn zu überlaſſen? — Nein! Glück, Ehre, Freude, die ich nicht mit Wernern theilen kann, iſt Armſeligkeit! — Mir iſt alles abgeſtorben, was mir lieb war! — Otto, Eckard Werner, Luitgard! was könnte mich nach eurem Verluſte noch an die Welt feſſeln!"

Keine Bitten des alten Grafen von Nordheim vermochten Erichen in Deutſchland zurück zu halten; keine ſeiner Erbiethungen war reizend genug, ihn mit der Erde auszuſöhnen, die die Aſche ſeiner Lieben deckte. Er ging nach Dänemark, ohne Hoffnung, ohne Anſprüche, ſelbſt ohne Gedanken an das, was er hier hätte finden können, wenn ihn heimtückiſche Boßheit nicht um die Zeit betrogen hätte, da es möglich geweſen wäre, hier ſeine Rechte zu behaupten.

Kanut der Große ſaß feſt auf ſeinem Throne, und Erich war ſo weit entfernt, einen Gedanken an unmögliche Dinge zu haben, daß er vielmehr dieſem Helden Dänemarks ſein Schwert lieh, um ſeine Herrſchaft auch über England ausdehnen zu helfen. Erichs Thaten in den engliſchen Kriegen waren groß, und die Liebe und Dankbarkeit ſeines Königs ohne Grenzen. Erich achtete ein Leben nicht mehr, das durch den Verluſt ſeiner Lieben all ſeinen Reiz verloren hatte; er wagte es bey tauſend Gelegenheiten ohne Schonung, weil er den Tod ſuchte: er fand ihn nicht, ſondern überall den Sieg; und dieſe Siege, dieſe Wagniſſe, dieſe Aufopferungen, von denen Kanut nicht wußte, wie wenig ſie ſeinem Helden koſteten, verdienten ja wohl glänzende Belohnungen! — Erich ward durch

nichts, was ihm der König geben konnte, gerührt; aber er nahm treulich der Pflichten wahr, die ihn seine Gnadenbezeigungen auflegten. Ob er in Kanlas langen Abwesenheiten Statthalter des Reichs, ob er der Erich oder Yrick war, welchen Kanut zum Grafen von Northumberland machte, oder der Graf von Oldenburg, welchem die Jungfrau jenes wunderbare Horn entgegen trug, das dem Alterthumsliebhaber noch jetzt in den nordischen Ländern gezeigt wird: davon schweigt die Geschichte, nur die Sage lenkt sich auf die letzte Meinung. Römhild, spricht sie, von Graf Siegfrieden verlassen, durch Jahre voll Leiden ihrer Schönheit, ihres Muths, ihrer Hoffnungen beraubt, vom Schicksale endlich in die Gegenden geschläudert, wo Erich lebte, faßte den schrecklichen Entschluß, ihre Tage, die ihr zur drückenden Last wurden, auf gewaltsame Art zu kürzen. Wenig Stunden vor diesem Schlusse eines Lebens, welches keinen rühmlichern verdient hatte, suchte sie Erichen auf, der in dem Walde, wo sie mehrere Monathe einsiedlerisch gelebt hatte, oft zu jagen pflegte, um aus einem schwachen Triebe, gethanes Unrecht zu vergüten, jenes Kleinod in seinen Händen zu lassen, um dessen Besitz sie ihn betrog, und das ihm nun von keinem Nutzen mehr seyn konnte. — Erich

ſah eine Geſtalt, deren Andenken die Zeit faſt gänzlich aus ſeiner Seele verwiſcht hatte, empfing einen Schatz, der ſchon lange aufgehört hatte, das Bild ſeiner Gedanken zu ſeyn. Er glaubte ein Traum, oder die Erſcheinung eines Geiſtes täuſche ihn. Römhilds ſchnelles Verſchwinden bekräftigte dieſen Wahn, und pflanzte ihn durch ſieben Jahrhunderte bis auf unſere Zeiten fort. — Aber Römhild opferte noch in nähmlicher Nacht ihr Leben den Wellen des Stroms, der ihren Körper in dem Schooße der Nordſee begrub, und dadurch jede Spur von dem Daſeyn einer Perſon vertilgte, welche alles Andenkens unwerth war.

Ende.

[redacted]

Stanford University Libraries
3 6105 015 204 501
PT
2440
.W22.W4
v.2

FEB 12 1985
JAN 16 1986

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305